

Von Klarheit zu Klarheit
Lebensbild
der Gräfin Marie Esther von Waldersee



The Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT

WEST FOOTHILL AT COLLEGE AVENUE
CLAREMONT, CALIFORNIA



Gräfin Marie Waldersee

1
098
V3
V3

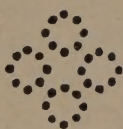
Von Klarheit zu Klarheit!

Gräfin Marie Esther von Waldersee
verwitwet gewesene Fürstin von Noer geb. Lee

geb. den 3. Oktober 1837

gest. den 4. Juli 1914

Ein Lebensbild gezeichnet von ihrer Nichte
Gräfin Elisabeth Waldersee



Buchhandlung des Deutschen Philadelphia-Vereins
Stuttgart 1915

Theology Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

Druck der Ehr. Bellerschen Buchdruckerei, Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Einleitung. Von Klarheit zu Klarheit	1
I. Ein Gedanke Gottes. 1837—1856 Newyork	3
II. In die weite Welt. 1856 Schweiz	12
III. Lenzestage. 1857 Paris	19
IV. Wie lange noch? 1857 Paris, Homburg, Stuttgart	29
V. Ein Gelübde. 1857 Paris	41
VI. Schatten und Licht. 1858 Paris	47
VII. Kämpfe. 1858 Ems, Stuttgart, Paris	59
VIII. Erkenne dich selbst. 1859 Paris	66
IX. Habt nicht lieb die Welt. 1859—1862 Paris, Lautenbach	72
X. Die Quelle der Kraft. 1859—1862 Paris, Lautenbach	86
XI. Sturmwolken am Horizont. 1860—1861 Lautenbach	99
XII. So kommt der Glaube aus der Predigt. 1859—1862 Paris	113
XIII. Der erneuerte Bund. 1862 Paris	138
XIV. Seliger Dienst. 1860—1862 Paris	155
XV. „Ich führe dich!“ 1862—1864 Italien, Lautenbach, Paris	166
XVI. Gottes Wege höher, denn eure Wege! 1864—1865 Ägypten- und Palästina-Reise	177
XVII. Das Kreuz der Witwenschaft. 1865—1873 Paris	207
XVIII. Das neu geschenkte Leben. 1873—1874 Lautenbach, Italien	223
XIX. Im eigenen Heim. 1874—1881 Hannover	237
XX. Aus der Enge in die Weite. 1882—1891 Berlin	255
XXI. In gutem Fahrwasser. 1891—1898 Altona	279
XXII. Das letzte „Zu Hause“ hier unten! 1898—1904 Hannover	292
XXIII. Mein Haus? — Dein Haus! 1904—1914 Hannover	327
XXIV. Zur Herrlichkeit! 1914 Hannover	360

Haerle

A3364

Einleitung

Nun ist die liebe leuchtende Gestalt emporgehoben zu den vielen vorangegangenen Heiligen, die wir schon scheiden sahen!“ —

„Gott wolle ihr Andenken segnen unter vielen, auch unter denen, die ihren Namen tragen! Sie hat vielen Hilfe gebracht, aber das war mehr, was sie persönlich war. Ich kann mir gerade sie unendlich glücklich denken, mit einem sehr herrlichen Los geschmückt. Sie wird weiter lieben und weiter leben als treue Dienerin ihres erhöhten Meisters.“ —

Diese beiden Sätze aus zwei der vielen Kondolenzbriefe, die nach dem Heimgang meiner geliebten Tante, der Gräfin Marie Waldersee, in meine Hände kamen, möchte ich voranstellen, gewissermaßen als Erklärung dafür, warum ich es gewagt habe, auf viele an mich ergangene Bitten die nachfolgenden Zeilen zu schreiben.

Eine leuchtende Gestalt war sie, aber nicht im eignen Licht leuchtend, sondern von innen heraus das Licht ausstrahlend, das in ihrem Herzen entzündet war durch die Liebe ihres Heilands, und dieses Licht ist unvergänglich und wird noch vielen leuchten, auch nachdem sie von uns gegangen ist, nach dem Wort des Apostels:

„Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, daß durch uns entzündete die Erleuchtung von der Erkenntnis der Klarheit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi.“

„Nun aber spiegelt sich in uns allen des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht, und wir werden verklärt in dasselbe Bild von einer Klarheit zu der andern, als vom Herrn, der der Geist ist.“ (2. Kor. 4, 6 und 3, 18.)

*

*

*

Auf Wunsch Ihrer Erzellenz der Freifrau von Wächter sei noch hervorgehoben, daß Gräfin Marie Waldersee ihre Tagebücher natürlich nicht für die Öffentlichkeit geschrieben hatte und es auch nicht gern wollte, daß sie nach ihrem Heimgang unverkürzt dem Druck übergeben würden, oder danach ihre Memoiren geschrieben werden sollten. Als man ihr aber nahe legte, daß vieles von dem, was darin enthalten sei, anderen zum Segen und zur Förderung ihres Glaubenslebens dienen könnte, hat sie die ausdrückliche Genehmigung gegeben, aus ihren Aufzeichnungen das zu entnehmen, was zur Ehre des Herrn im oben angedeuteten Sinn zu verwerten sein würde, und diese Auszüge zu veröffentlichen. Die Verfasserin hat es sich zur ernststen Gewissenspflicht gemacht, diese Linien inne zu halten, um im Geist der teuren Heimgegangenen nur das aus den Tagebüchern zu bringen, was Licht wirft auf ihre innere Entwicklung und dazu angetan ist, auch bei den Lesern Frucht zu wirken für die Ewigkeit.

Friedenau, Juni 1915.

Elisabeth Waldersee.



I.

Ein Gedanke Gottes.

1837—1856.

„Schauet an den Fels, davon ihr gehauen seid, und des Brunnens Gruft, daraus ihr gegraben seid: Schauet Abraham an, euren Vater, und Sarah, von welcher ihr geboren seid.“ Jes. 51, 1. 2.

Marie Esther Lee wurde geboren zu New York am 3. Oktober 1837.

Ihre Eltern waren David Lee und Anne geb. Philipps. Will man Gottes Wege in einem Menschenleben zu verstehen suchen, ist es gut, einen Rückblick zu tun auf das, was sich ereignete, ehe der Mensch zur Welt geboren wurde. Denn schon in den göttlichen Führungen mit Eltern und Voreltern bereitet sich Gott Seine Werkzeuge zu:

„Ich kannte dich, ehe Ich dich bereitete, und sonderte dich aus, ehe du von der Mutter geboren wurdest.“ (Jer. 1, 5.)

„Deine Augen sahen mich, da ich noch unbereitete war, und waren alle Tage auf Dein Buch geschrieben, die noch werden sollten. — Wie köstlich sind vor mir, Gott, Deine Gedanken!“ (Ps. 139, 16. 17.)

Einundsechzig Jahre, ehe Marie Esther Lee geboren wurde, 1776, ging in wichtiger diplomatischer Sendung im Auftrag des großen George Washington und in Begleitung von Benjamin Franklin, dem großen Quäker, der General Charles Lee nach Paris. Er war einer der Männer, die in den Kämpfen um die Unabhängigkeit der amerikanischen Republik eine große Rolle zu spielen berufen waren.

Aus derselben Familie stammte auch David Lee. Es war eines jener ehrenfesten Farmer-Geschlechter, die in eisernem Fleiß und hingebender Treue sich den Boden gewannen, der ihr Heimatland geworden war, nach zähen Kämpfen mit den eingeborenen wilden Rothäuten, denen das Land erst ab-

gerungen werden mußte, um es der Kultur zugänglich zu machen. Wie haben wir alle diese Gestalten lieb gewonnen in den Erzählungen unserer Jugendzeit und uns hineingelebt in die tiefe Stille jener Urwälder, wo die Riesenbäume unter dem Beil fielen, um die Stelle zu roden, auf der das Blockhaus entstand, und wo die Ackerfurche gezogen wurde! Wie haben wir dann mit glühendem Eifer die Freiheitskämpfe der Amerikaner verfolgt, wie sie, für die das alte Heimatland keinen Raum mehr gehabt hatte, die zum großen Teil um der freien Ausübung ihres Glaubens willen hinüber gezogen waren, sich nun in langen, bangen Kämpfen losgerungen haben von der Zwingherrschaft des alten England und ein Volk geworden sind von freien Männern und Frauen, tief innerlich in ihrem Denken und Fühlen, warm empfindend, stark, frei und doch gebunden an den Gott ihrer Väter. Dies ist der natürliche Heimatsboden, auf dem das Pflänzlein erwachsen ist, von dem unsere Blätter reden werden.

D a v i d L e e, der Sohn dieses alten Farmer-Geschlechts, hatte wie viele seiner Landsleute in dem stillen, einförmigen Landleben fern in den Wäldern sich nicht mehr so befriedigt gefühlt und war als Kaufmann in die Großstadt gezogen. Sein Geschäft entwickelte sich aus der Enge in die Weite, doch wissen wir darüber nur so viel, daß er als angesehener Großkaufmann in Newyork sein Leben beschloß. Wie es geschah, daß er s e i n e B r a u t A n n e P h i l i p p s heimführte, ist uns leider nicht bekannt geworden. Anne, geboren den 5. August 1803, war die jüngste Tochter einer jungen Witwe. Ihr Vater war als junger Ehemann einst bei einer Segelpartie, die er mit einem Freunde im Süden in der Mobile-Bay im Staat Alabama unternommen hatte, ertrunken. Die Schreckenskunde von dem so unvorhergesehenen, plötzlichen Tode des Gatten, den sie zu einer fröhlichen Reise hatte ziehen lassen, und den sie nun nie im Leben wieder sehen sollte, brach der jungen Mutter, die mit ihren beiden kleinen Mädchen allein zurückblieb, fast das Herz. In der Nacht, nachdem sie die Trauernachricht erhalten hatte, saß die tief erschütterte Frau zusammengebrochen am Kaminfeuer und konnte sich gar nicht fassen in ihrem Schmerz. Was sollte mit ihr werden? Wie sollte sie dieses einsame Leben weiter leben? Hatte denn Gott sie ganz

vergessen, daß Er das zulassen konnte? — Die kleine, etwa fünfjährige Anne lag schlafend in ihrem Bettchen. Plötzlich richtete sie sich auf, und von dem Munde des halb verschlafenen Kindes fielen die Worte, die es vielleicht einmal gehört hatte, ohne ihren Sinn verstanden zu haben: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht!“ (Joh. 4, 48.)

Was war das? Hatte der Heiland selbst durch den Mund des jungen Kindes zu ihr geredet? Wann hatte Er doch so gesprochen? Damals, als der gebeugte Vater, dessen Sohn todkrank lag, zu Jesus kam. Und was hatte ihm Jesus weiter geantwortet? „Gehe hin, dein Sohn lebt!“ Redet derselbe Heiland jetzt auch zu mir, der trauernden Witwe? Sagt Er mir: „Weib, was weinest du?“ Tadelt Er mich, daß ich Ihm nicht glaube, Ihm nicht vertraue in meinem tiefen Weh?“ — Anne's Mutter nahm die halb im Traum gesprochenen Worte ihres Kindes wie eine Gottesbotschaft an, dies Wort ward für sie der Ruf zu Ihm, und so konnte sie auch ihren beiden Töchtern ein Wegweiser zum Leben werden, indem sie versuchte, sie in stiller, gottergebener Weise zu ihrem Heiland zu führen.

Allerdings wurde Anne erst nach ihrer eigenen Verheiratung mit David Lee, als die Mutter, mit der sie so innig verbunden gewesen war, durch den Tod von ihr genommen wurde, zu einer klaren Entscheidung für den Herrn gebracht. Aber es ist ihr immer wie eine Wunder der Gnade erschienen, daß es Gott gefallen hatte, durch ihren Kindermund der Mutter im tiefsten Leid einen Gottestrost bringen zu dürfen. Mrs. Anne Lee hat dies Erlebnis, das ihre Mutter ihr selbst oft erzählt hatte, später ihren Kindern wiederholt weiter erzählt, in deren Seelen es segenwirkend fortgearbeitet hat, so daß sie noch in ihrem hohen Alter sich dankbar daran erinnert haben. Wie wunderbar hat sich auch da das Psalmwort, auf das Jesus hinwies, als die Kinder im Tempel Ihn mit dem „Hosianna dem Sohne Davids“ begrüßten, bewahrheitet: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast Du Dir eine Macht zugerichtet!“ (Ps. 8, 3; Matth. 21, 16.)

Das Ehepaar Lee gehörte der presbyterianischen Kirche in Newyork an. Mit diesem Bekenntnis standen sie

auf dem religionsgeschichtlichen Boden der schottischen Reformation, die mit dem Namen des großen Reformators John Knox so eng verknüpft war. Manches Bild, das in dem späteren Entwicklungsgang der Tochter dieses Hauses uns interessieren wird, läßt sich in gewisser Weise zurückführen auf die religiöse Erziehung, die sich gründete auf die Lehren dieser Kirche. Es ist wichtig, sich die Kämpfe zu vergegenwärtigen, die zwischen den alten Puritanern und den Anglikanern ausgefochten worden waren. Auf der einen Seite ein fast gefähliches Festhalten an dem reinen Evangelium, auf der anderen Seite Gebundenheit an die päpstliche Kirche oder doch ein Anklammern an die altgewohnten Formen. Die schottische Kirche (Kirk) wollte zu der Weise der ersten Christen zurückkehren. Sie richtete das Ältestenamt wieder ein (Presbyterium) und befreite sich von dem Joch der Priesterherrschaft, während die englischen Herrscher, auch nachdem sie die Reformation angenommen hatten, immer wieder die Kirche zu unterjochen suchten, indem sie durch bischöfliche Ordnungen und festgelegte Liturgien sie wieder in eine möglichst starre Form pressen und selbst das Kirchenregiment in Händen behalten wollten. Diese Religionsstreitigkeiten wurden die Ursache zu großen Auswanderungen nach Amerika, wo man nun wirklich die Freiheit hatte, seines Glaubens zu leben. Wahrscheinlich sind auch die Vorfahren der Familie Lee in dieser Sturmperiode nach der neuen Welt ausgewandert, und alle diese zwar mehrere Jahrhunderte zurückliegenden Kämpfe haben sicher mit dazu beigetragen, den geistigen Untergrund zu schaffen, auf dem unsere junge Pflanze gedeihen sollte.

Ihr Elternhaus war gebunden in unbedingter Unterordnung unter das göttliche Gesetz, ohne sich sehr von menschlichen Meinungen beeinflussen zu lassen. Ein Hauptmerkmal dieser Familie aber war die große, warme, innige Liebe, die alle ihre Glieder untereinander verband.

In dem alten Hause am College Place in New York wurden dem Ehepaar 6 Kinder geboren, die ersten 5 in etwaigem Abstand von je 2 Jahren und dann der Jüngste nach längerer Pause. Später siedelte die Familie in das ihnen allen so liebe Haus am Union Square über, an das sich so viele Erinnerungen einer frohen Jugend und Kindheit mit den ersten ernststen Eindrücken verknüpfen. Ein Bild

des geliebten Vaterhauses bewahrte die jüngste Tochter noch in hohem Lebensalter als teure Erinnerung auf. Nach dem Tod des Vaters ging später das liebe Haus, das neben den schönen Jugendjahren der Kinder auch den schweren Leidensernst der letzten Lebensjahre ihres Vaters gesehen hatte, zu ihrem tiefen Schmerz in andere Hände über.

Der leichteren Übersicht wegen folgt hier der G e s c h w i s t e r k r e i s, der sich um dieses von Gott gesegnete Elternpaar scharte, namentlich aufgeführt, mit kurzen Angaben ihrer Lebensschicksale.

1. A n n a, geb. 1829, war das älteste Kind. Sie scheint in späteren Jahren viel getränktelt zu haben. Ihrer Gesundheit wegen und wohl auch ihrer Neigung folgend, war sie meist im Ausland auf Reisen, lebte abwechselnd in Paris und in Bordeaux. Hier ist sie, von allen Geschwistern stets als die älteste Schwester hochgehalten, im Jahre 1883 im 54. Lebensjahr unverheiratet gestorben.

2. B l a n c h e, geb. 1831, wurde die Gattin eines königlichen englischen Marineoffiziers, Kapitän M u r r a y. Seine Schwester Augusta lernte im Hause ihrer Tante, der Lady Virginia Murray, ihren späteren Gatten, den Prinzen Louis de La Trémoille kennen. In ihrem Hause begegnete auch die dritte Schwester Josephine zuerst ihrem zukünftigen Gatten. So spannen sich die Fäden an, die Gottes Absichten und Pläne vorbereiteten. Mrs. Blanche Murray lebt noch jetzt (1915) als Witwe kinderlos in Paris.

3. J o s e p h i n e, geb. 28. Mai 1833, verheiratet 1855 mit dem württembergischen Gesandten in Paris, dem Baron August von Wächter auf Lautenbach, stand ihrer Schwester Marie so nahe, daß sie in dem folgenden Lebensbild jahrelang fortgesetzt neben ihr genannt wird. Sie lebt als Witwe heute noch in voller Frische abwechselnd in Lautenbach und in Stuttgart. Erzellenz von Wächter ist die Mutter der Frau Baronin Blanche von Palm und des Barons Louis von Wächter.

Nach diesen drei ältesten Töchtern wurde dem Ehepaar Lee als viertes Kind der e r s t e S o h n geboren:

4. D a v i d B r a d l e y, geb. 1835. Er stand den beiden ihm im Alter nächsten Schwestern besonders nahe und war

bei seinen vielen Reisen auf dem europäischen Kontinent oft ihr hochwillkommener Gast, besonders solange die Mutter lebte. Er starb am 25. August 1903 in Newyork.

5. *Marie Esther*, geb. 3. Oktober 1837, war die jüngste Tochter und hat vielleicht als solche einen besonders warmen Platz im Herzen ihrer Mutter gehabt. Sie war ein zartes, aber gesundes Kind.

Nach ihr erschien noch als jüngstes:

6. *George*, geb. 24. August 1840, gestorben 31. August 1847. Dieses Nesthätchen war Mariens liebster Spielgefährte. Sie waren die beiden Kleinen und liebten sich sehr. George war ein besonders liebliches Kind mit einem für seine Jahre tiefen Ernst. Es war den Geschwistern ein Gegenstand der Bewunderung, daß er, als er noch sehr klein war, zuweilen allein in das Kinderzimmer ging, und wenn sie ihn belauschten, sahen sie ihn am Stuhl an seinem Bett niederknien und hörten ihn laut beten, nicht auswendig gelernte Gebete, sondern frei aus dem Herzen.

Zum großen Schmerz der Eltern und Geschwister wurde ihnen dieser frühreife Knabe schnell wieder genommen. Er starb, als er sieben Jahre alt war, und sein Tod machte einen bleibenden tiefen Eindruck auf die noch nicht zehn Jahre alte Schwester Marie. Oft gedenkt sie seines Todestages. So findet sich am 31. August 1862 in ihrem Tagebuch folgender Satz:

„Heut vor 14 Jahren ist mein geliebter kleiner Bruder George gestorben. Er wäre jetzt 20 Jahre alt. Aber ich möchte ihn nicht zurückhaben in dieser kalten, rauhen Welt. Er ist aller ihrer drückenden Last entrückt, all ihren Versuchungen und Anfechtungen entronnen. Ich werde nie den ersten Anblick meines kleinen Bruders vergessen, nachdem sein Geist diesem Leibe entflohen war. Ach, ich wollte, sie hätten mich aus dem Schlaf geweckt, daß ich ihm noch einen Abschiedstuß auf seine sterbenden Lippen hätte drücken dürfen. Doch dies war mir nicht vergönnt. Ich hatte es auch nicht verdient, kalt, gefühllos und unempfindlich, wie ich war. Ach, Liebling, vergib mir, ich wußte nicht, was ich tat. Wenn wir wieder vereint sein werden, werde ich dich lieben, wie ich dich auf Erden nie lieben konnte. Bleibe mir immer nahe, du seliger Geist meines geliebten Bruders.“

Noch, als sie selbst sich zum Heimgehen rüstete, sprach sie es auf ihrem Sterbebett aus, daß sie sich ganz besonders auch

darauf freue, ihren lieben kleinen Bruder George nun bald wiederzusehen.

Vielleicht ist von diesem Sterbebett des jüngsten Bruders der erste Ewigkeitsernst in das Herz der kleinen nachdenklichen Schwester gefallen. Aber es fehlte auch sonst ihrem Leben in den Kinderjahren nicht an ernststen Eindrücken. Die Erkrankung des Vaters, der, durch schwere Neuralgien fast völlig gelähmt, immer geführt werden mußte und viele Schmerzen so „engelhaft geduldig“ ertrug (wie sie später erwähnt), hat sicher auch ihre Schatten auf die Jugend unsrer Marie geworfen. Immer sah sie ihn in der Erinnerung, wie er von Diener und Kutscher mühsam zum Wagen geleitet wurde, wenn er seine täglichen Ausfahrten machte. Die Mutter erzählte den Kindern später öfter, er sei durch eine Merkurvergiftung so krank geworden, so daß er seinem Geschäft schon mehrere Jahre vor seinem Tode nicht mehr selbst vorstehen konnte und es sorgenvollen Herzens anderen überlassen mußte.

Als Marie zwölf Jahre alt war, kam sie 1849 in eine Pension, um mit elf andern jungen Mädchen zusammen die Schule zu besuchen und erzogen zu werden. Die Vorsteherin, Miß Bolton von Bolton-Priory in Newyork, gewann einen segensvollen Einfluß auf die junge Seele ihrer Schülerin. Sie war eine sehr geachtete, gläubige Dame, die es verstand, ihren Schülerinnen die Wichtigkeit der Sonntagsheiligung nahe zu bringen, indem sie mit ihnen Bunyans Pilgerreise las und sie daran gewöhnte, Lieder und Katechismusprüche auswendig zu lernen. Miß Bolton hat sie auch auf den lebendigen, wiederkommenden Heiland hingewiesen und ihr die Notwendigkeit einer Bekehrung nahe gelegt. Aber Marie wollte erst die Welt genießen, unter der sie sich allerdings etwas vorstellte, durch das ihr nur das Edelste und Schönste zugetragen werden könnte, weil sie nie an die Schlechtigkeit der Menschen glauben mochte. So hat sie wohl tiefe Segenseinflüsse dort empfangen, aber doch nicht das Leben mit fortgenommen, was die treue Lehrerin ihr gern mitgegeben hätte. Noch in späteren Jahren stand Marie mit der hochgeehrten Lehrerin in schriftlicher Verbindung. Es findet sich im Februar 1858, nachdem sie innerlich einen besonderen Segen erlebt hatte, in ihrem Tagebuch die Notiz:

„Ich schrieb an Miß Bolton (jedenfalls über ihre Erfahrungen); ich hoffe, sie wird mir bald antworten. Ich würde so gern von ihr hören, die solch großen Anteil an meiner Erziehung hatte, sowohl in religiöser als auch in intellektueller Weise.“

Noch während Marie in Miß Boltons Schule war, starb am 30. Januar 1853 ihr Vater. Marie war also 15 Jahre und 4 Monate alt, als sie diesen großen Verlust erlebte. Die Mutter überlebte ihren Gatten beinahe um 44 Jahre, sie ging, 96jährig, erst am 30. Mai 1899 heim. Damals, nach dem Tode ihres Gatten, konnte Marie ihr noch nicht viel sein in ihrem großen Kummer, wenn sie sich gewiß auch bemüht haben wird, ihr durch zarte Kindesliebe etwas Trost zu bringen, so wie sie es damals verstand. Ihre Schwestern Blanche und Josephine waren in Europa, als sie die Kunde von dem Tode des Vaters in weiter Ferne bekamen. Mrs. Murray hatte ihre Schwester eingeladen, sie und ihren Gatten auf einer Orientreise zu begleiten. Beide eilten in die Heimat zurück, um der Mutter in ihrem Schmerz nahe zu sein. Die älteste Tochter Anna war wohl die einzige, die sich mit der Mutter in die Pflege des Vaters geteilt hatte. Wir dürfen uns den Familienkreis, der durch den Verlust des jüngsten Bruders und nun durch den schmerzlichen Tod des so lange schwer krank gewesenem Vaters so traurig verkleinert war, in gemeinsamem Leid noch enger aneinander geschlossen denken.

In die Jahre 1853—56 fielen für Marie große Lebensereignisse: zuerst die Rückkehr aus der Schule in das stille Witwenhaus der Mutter, dann die Verheiratung der Schwester Josephine am 20. Dezember 1855 in Paris, die sich in Europa im Hause ihrer Schwester Blanche Murray verlobt hatte; jedoch weder die Mutter noch Marie konnten der Hochzeit beiwohnen.

Die Liebe zu der über alles hochgestellten Mutter, die in diesen Jahren des Schmerzes und der Vereinsamung sowie der daraus sich ergebenden wichtigen Entscheidungen, die sie nun allein für die Zukunft ihrer Kinder treffen mußte, gewiß selbst innerlich reifte und unter denen sie einen großen Gottesseggen erleben durfte, hat sich wohl in diesen Jahren, wo die junge Tochter zuerst als Erwachsene daheim war, zu noch schönerer Blüte entfaltet. Diese Liebe sollte später in

Maries Leben zu der wundervollen Frucht einer ganz außergewöhnlichen Kindesliebe ausreifen.

Wir sind leider nicht in der Lage, mehr über diese ersten Jugendjahre zu sagen, da keine Aufzeichnungen darüber vorhanden sind. Der kurze Blick hinein in das erste Erleben ihrer Kindheit und Jugend muß uns genügen, um erwarten zu können, daß diese Knospe, die an einem Stamm aufgebrochen war, der in gutem Erdboden wurzelte, sich unter Gottes Gnadenhimmel in voller Lieblichkeit zur Blüte entfalten werde.



(Anmerkung: Alle Angaben aus der Kindheit und dem Elternhaus, wie manche wertvollen Winke für die späteren Lebensjahre, verdanken wir der Schwester der teuren Heimgegangenen, der Exzellenz Freifrau von Wächter auf Lautenbach, der hiermit herzlichster Dank gesagt sei. E. W.)



II.

In die weite Welt!

1856. Schweizerreise.

„Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist
Dein Name in allen Landen!“

Pf. 8, 10.

Endlich ist der Traum meiner Jugend erfüllt! Wir sind herübergekommen über die salzige Flut, und nun sind wir in dem Land der Berge und der Seen.“*)

So lesen wir in Marie Lees Tagebuch, geschrieben in Bern, nachdem sie im Juli 1856 Frankreichs Boden zum erstenmal betreten hatte, wo sie für lange Zeit eine zweite Heimat finden sollte. Sie folgte mit ihrem Bruder David der Mutter, die schon vorher mit der kränkenden Schwester Anna herüber gekommen war, und der eine Erholung in der Schweiz not tat. Auch für Marie hielt es die Mutter für wünschenswert, daß sie neue Eindrücke in sich aufnehme. Ihr empfängliches Gemüt war so offen für all das Schöne, das vor ihnen lag. In Le Havre gelandet, war es zunächst die alte Stadt Rouen in der schönen Normandie, die sich ihrem Empfinden einprägte. Erinnerungen an Richard Löwenherz und an die Gefangenschaft und Hinrichtung der Jungfrau von Orleans bewegten sie mehr als die schöne Kathedrale, wie überhaupt geschichtliche Tatsachen sie oft tiefer beschäftigten, als Kunstdenkmäler. Besonders wo ihr Mitleid erregt wurde, fing ihr Herz zu glühen an. Nach kurzem Aufenthalt in Paris bei Josephine im Württembergischen Gesandtschaftshotel ging es weiter über Strassburg nach Basel und Luzern. Hier trafen sie Mutter und Schwester und lernten das Ehepaar Scharfenberg aus Kassel kennen, das mit einem Freunde des Bruders, Mr. Jenkins, zu der angenehmen Gesellschaft gehörte, die für die Zeit dieser

*) Alle wiedergegebenen Aufzeichnungen sind aus den englischen Tagebüchern möglichst sinngemäß übertragen.

Reise sich zusammengeschlossen hatte. So ging es nun zu Wasser, zu Wagen und hoch zu Roß kreuz und quer durch die Schweiz. Über den Vierwaldstädter See nach Fluelen, dann nach Andermatt, zum Rhonegletscher, über den Furkapaß nach Scheidegg, Grindelwald und über die Wengernalp, der Blick auf das wundervolle Jungfraumassiv, hinunter in das liebliche Lauterbrunner Tal. Dann eine Nacht in Interlaken, von wo der Blick auf

„das im Abendsonnenschein rosig erglühende Angesicht der Jungfrau“

sich ihr unvergeßlich einprägte. Dann über den Thuner See nach Bern mit dem Rückblick auf die ganze Bergkette des Berner Oberlandes. Da taten sich zum erstenmal vor den Augen der Achtzehnjährigen nie geahnte Naturschönheiten auf. Gottes Güte ließ sie hineinschauen in die Wunder der Ihn preisenden Schöpfung: „Ruhe, du Erde, hier unten, ihr Berge, frohlocket mit Tauchzen! Denn so spricht der Herr, der den Himmel geschaffen hat, der Gott, der die Erde bereitet hat, und hat sie gemacht und zugerichtet: „Ich bin der Herr, und ist sonst kein Gott außer Mir!“ (Jes. 44 und 48.)

So mag es, vielleicht noch ihr selbst unbewußt, in ihrem Herzen einen Widerhall gefunden haben, als sie diese wunderbare, stille Schönheit sah. Gott offenbart sich Seinen Geschöpfen gern zuerst in der Schöpfung, und das ist der große Segen, der jedem zu teil werden soll, der reisen darf, nach dem alten deutschen Vers: Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt Er in die weite Welt.

B e r n, die Bärenstadt, die nicht nur den Bären im Stadtwappen führt, sondern auch in Erz gehauen und lebendig im Bärengraben aufzuweisen hat, beherbergte unsere Reisenden zum kurzen Ausruhen, ehe es wieder weiter ging über Freiburg mit den hoch über dem Saane-Tal schwebenden Drahtbrücken, saaneaufwärts nach Bulle, und über die Berge hinunter an den Genfer See, wo sie in Montreux einen s t i l l e n S o n n t a g verlebten.

„Die Mutter streckte sich behaglich aufs Bett, ich desgleichen auf den Sofa, während Anna zwischen uns sitzend uns laut aus der Bibel vorlas.“

Es ist dies der erste Hinweis auf die gute G e w o h n h e i t

der Sonntagsheiligung, die ihr Leben lang, auch schon in den Zeiten, als noch wenig lebendige Sehnsucht nach Gott in ihrem Herzen Raum zu haben schien, sie begleitet hat.

Am Genfer See erregte ihr tiefstes Mitgefühl die Geschichte des Schlosses Chillon. Die Verließe der Gefangenen betrat sie mit leisem Grausen. Bohn und Verachtung erfüllen sie gegen die Urheber solcher Grausamkeiten, wie sie dort geschehen sind, und sie versteht, daß die Herrschaft des Hauses Savoyen in der Schweiz erlöschen mußte um der Greuelthaten willen, die besonders an Bonnivard verübt worden waren.

„Bonnivard, mein Herz blutet für dich! Wie glücklich hätte es mich gemacht, wenn ich dir die Hälfte deiner Leiden hätte abnehmen können! Byron hat ganz recht, wenn er das Gefängnis von Chillon einen heiligen Ort nennt, den harten Fels einen Altar, auf dem die Fußspuren Bonnivards zu Gott schreien um Erlösung von aller Tyrannei.“

(Der Prior von St. Viktor in Genf, François Bonnivard, wurde um seines evangelischen Glaubens willen in den Religionskämpfen der Schweiz im Jahre 1530 von dem Herzog Karl III. von Savoyen, der die Rechte eines Vizedominus, eines weltlichen Vertreters des Bischofs, auszuüben hatte, in Schloß Chillon gefangen gesetzt und zwei Jahre später in einem dort unter dem Wasserspiegel befindlichen Gewölbe an einen Eisenring geschmiedet. Seine einzige Bewegungsfreiheit bestand darin, daß er um einen steinernen Tisch im Kreise herumgehen konnte. Sowohl auf dem Fußboden, als auf dem Tisch hinterließen Fuß und Hand deutlich eingegrabene Spuren. Nach vier Jahren erst wurde er durch die Berner befreit.)

Einen tiefen Eindruck empfing unsere junge Reisende auch auf der Kirchenterrasse in Montreux, wo der Blick weit hinüber über den See schweift auf die schneegekrönten Zacken des Dent du Midi, auf die Savoyer steilen und düsteren Höhen und zu Füßen auf das liebliche Vevey. Dann ging es weiter im Boot nach Genf, mit kurzem Aufenthalt in Lausanne, wo das Haus Gibbons, der dort seine „Geschichte von Rom“ geschrieben hat, den Anziehungspunkt bildete. In Genf wurde Calvins Haus und die Kirche, in der er gepredigt hat, mit größtem Interesse gesehen, aber auch Jean Jacques Rousseau's Geburtshaus, und die Tatsache, daß auch Neckar, der Minister unter Louis XVI.

und Vater der Mme. Staël, ein Genfer war, interessierte sie hier lebhaft. Es scheint das Bedürfnis, sich überall mit den geschichtlichen Merkwürdigkeiten eines Ortes bekannt zu machen, darauf hinzuweisen, daß Marie, trotz ihrer Jugend, niemals oberflächlich nur mit dem gegenwärtig Sichtbaren rechnete, sondern den Dingen auf den Grund ging, und sie so ihren Geist bilden wollte, indem sie reiste.

In kleinen, von Maultieren gezogenen Wagen ging es dann von Genf nach Chamonix, durch das malerische Arvetal hinauf. Überwältigend war der erste Blick auf die blendend weißen Spitzen des Mont Blanc. Zuerst tauchten die niedrigeren Gipfel, die Aiguille und der Dôme du Goûter auf, und man meint schon das Höchste zu sehen, was sich denken läßt; aber dann tritt plötzlich eine Wolke zurück und hoch oben, so daß man den Kopf zurückbiegen muß, um bis zu dieser Höhe hinauf zu blicken, die Kuppe des Montblanc selbst, von der weit hinaus nach verschiedenen Richtungen die Gletscher ins Tal hinab steigen, die sich wie die Schleppen vom Krönungsmantel des Königs der Berge zu den Füßen seines Thrones ausbreiten. Jenseits Servoz überschritten sie auf dem Pont Pélissier die Arve, die hier einer gewaltigen Felskluft mit Getöse entströmt, am Fuß der Aiguille der Brévent vorbei tut sich das Tal von Chamonix auf, das man bis zu der wunderbaren Mer de Glace verfolgt, — stumm im Beschauen der überwältigenden Schönheit, die sich hier dem Auge bietet.

Nach kurzem Aufenthalt in einem der weltberühmten Gasthäuser ging es weiter über den Col de Balme, an den erschreckenden Abgründen der Tête-noire vorüber nach Martigny im Rhonetal. Nicht nur der Abschied von dem wunderbaren Chamonix, sondern noch eine persönliche Gefahr ließen diesen Weg in unangenehmer Erinnerung zurück. Unterwegs hatten sie zu kurzer Erfrischungsrast die Wagen verlassen, als plötzlich der Freund des Bruders, sie gewaltsam bei Seite reißend, es gerade noch verhütete, daß eine fallende Leiter Marie getroffen hätte. Sie schreibt darüber:

„Ich habe die Tête-noire in schlechtem Andenken. Es ist eine Eigentümlichkeit meines Charakters, nie zu vergessen, weder erwiesene Freundlichkeiten noch auch erfahrene Kränkungen.“ Im späteren Leben hatte sie jedenfalls immer ein sehr gutes

Erinnern für jede ihr erwiesene Freundlichkeit, die sie meist höher wertete, als sie es verdiente, während wohl das Vergessen von Kränkungen ihr durch die Gnade erleichtert wurde.

Schon den nächsten Tag wurde die Reise über St. Pierre nach dem Hospiz am Paß des großen St. Bernhard fortgesetzt. In St. Pierre war ihr ein alter römischer Meilenstein mit dem Namen des jüngeren Konstantin ein Beweis für das hohe Alter der Ortschaft. Auch erinnerte sie sich hier des schwierigen Alpenübergangs Napoleons im Jahre 1800 mit 30 000 Mann und schwerer Artillerie.

„Es ist fast unglaublich, mit welcher Energie er und seine Leute bei hohem Schnee dies schwierige Werk vollbrachten.“

Den Aufenthalt im Hospiz mit seinen berühmten Mönchen und den Hunden, die ihrer Aufgabe, gefährdete Reisende im Schnee aufzuspüren, noch immer treulich nachkamen, fand sie wohl interessant, aber nicht schön. Merkwürdig unterrichtet und unterhaltend kam ihr in seiner Weltabgeschlossenheit der freundliche Abt vor und auch die Mönche, die sich bei Tische ihren Gästen widmeten. Diesen vielbenützten und doch so gefährlichen Paß haben in den Jahren 1855 und 1856 etwa 16—18 000 Reisende überschritten, die alle freundliche, unentgeltliche Unterkunft hier im Hospiz gefunden hatten. Unsere Reisenden gingen durch das Val de Ferret über Evolena nach Sierre ins Rhonetal zurück und von da über das Leuker Bad hinauf nach der Gemmi, meist zu Fuß, da man sich den Paßgängern, den Maultieren, auf diesen steilen Treppenwegen, die in den Fels gehauen sind und in Schlangenwindungen hinauf führen, nicht immer gern anvertrauen mochte. Dieser oft etwas beschwerliche Weg, auf dem die Mutter stellenweise von dem Führer gezogen werden mußte, gab Anlaß zu allerlei Neckereien unter den jugendlichen Reisegefährten. Auf der Paßhöhe fesselte der Rückblick auf den Monte Rosa, auf das gewaltige Weißhorn und die Pyramide des Matterhorns. Dann ging es zum hochgelegenen Daubensee und hinunter nach Randersteg. Hier verhüllten sich die Berge, und in Interlaken empfing sie Regen, so daß die Jungfrau diesmal nicht zu sehen war.

Die Fahrt über den Brienzer See zum Gießbach und dann über den Brünnipaß, der nach der Gemmi „sehr zahm“ anmutete, wieder nach Luzern, schmeckte nach dem Großartigen,

was sie geschaut, nicht mehr so gut. Auch gab es schon einen Beigeschmack des Scheidens. Welche Eindrücke hatten sich in die drei Wochen hineingedrängt, die gerade zwischen dem ersten und zweiten Aufenthalt in Luzern lagen, unvergeßlich fürs ganze Leben, Eindrücke, die sie immer wieder sich zurücksehnen ließ nach den wundervollen Bergen, die ihr mehr und mehr zum Gleichnis wurden für die ewigen Höhen, nach denen ihr Herz im späteren Leben sehnend ausschaute.

Die Mutter reiste mit Anna und David von Luzern nach Straßburg, während Marie der Versuchung nicht widerstehen konnte, mit den Freunden Scharfenberg noch einen Umweg zu machen. Sie fuhr über Zürich zum Bodensee. In Konstanz erinnerte sie sich an Huß. Dann betrat Marie in Friedrichshafen zum erstenmal deutschen Boden. Ein „deutscher Jahrmaktt“ erschien ihr dort als etwas sehr Wunderliches. Der Rheinfluss bei Tage und bei Mondschein verfehlte seine Wirkung nicht. Bei der Eisenbahnfahrt verschwanden die Berge in der Ferne. Der Abschied von ihnen wurde ihr schwer. Aber auch von den Reisegefährten schied sie nicht gern, die sie der Mutter in Heidelberg wieder zuführten, wo die „nächst der Alhambra schönste Ruine Europas“ ihr gewaltig imponierte. Doch eine Fahrt auf dem Neckar mit der Schwester und ein paar jungen Freunden des Bruders, die sie hier zufällig wieder sahen, war ihr noch unterhaltsamer als das alte Schloß.

Von Heidelberg aus reiste Marie mit der Mutter zu der Schwester, Frau von Wächter, nach Lautenbach in Württemberg, dem Landsitz des Schwagers, und später nach Paris, wo Herr von Wächter als württembergischer Gesandter wohnte.

Damit kam diese erste Reisezeit zum Abschluß — eine Zeit, die zur inneren geistlichen Erweckung zwar nichts beigetragen hatte, aber doch die Brücke bildete zu einem nun beginnenden ganz neuen Lebensabschnitt im Hause der Geschwister. Bis zum Winter blieb die Mutter noch mit ihr zusammen; sie war da, um ihre Tochter Josephine bei der Geburt ihres ersten Kindes zu pflegen. Die kleine Blanche wurde am 27. Oktober 1856 geboren. Anfang Dezember kam der schmerzliche Abschied von der Mutter, die nach Amerika zurückkehrte, der Marie ein paar Tage ganz elend zurück ließ. Aber dann folgten bald allerlei Feste: das Weihnachtsfest. Der erste deutsche

Christbaum in seiner stimmungsvollen Weihe leuchtete herab auf eine elegante Gesellschaft, die zum Tanz eingeladen war. Dieses Fest bildete den Übergang zu einem Winter, der, voll rauschender Vergnügungen, Opern und Konzerte, Marie in einen Saumel weltlicher Freuden hineinzog, in dem kaum Raum blieb, Gottes zu gedenken. Zwar die Nachricht der glücklichen Ankunft der teuren Mutter nach gefahrvoller, stürmischer Überfahrt löste einen innigen Dank aus gegen den himmlischen Vater. Überhaupt war es doch wohl das geheimnisvoll wirkende Gebet dieser Mutter, die fortgesetzt für die Seele ihres Kindes eintrat, die sie auch in den Freuden der Pariser Hofluft immer ein verborgenes Sehnen empfinden ließ, das nie befriedigt werden kann durch die Niederungen dieses vergänglichen Lebens, ein Sehnen nach den ewigen Höhen, deren Gleichnisbild sie hatte schauen dürfen in den Schweizer Bergen.*)



*) Wohl geordnet finden sich die Ansichten, die auf dieser Reise gesammelt waren, in einem Album in ihrem Nachlaß, — in dem auch die Einladungen zu den in den nächsten Kapiteln erwähnten Festen noch zusammengestellt sind.



III.

Lenzestage!

1857. Paris.

„Die Blumen sind hervorgekommen im Lande, der Lenz ist herbeigekommen! — Fanget uns die kleinen Füchse, die die Weinberge verderben, denn unsre Weinberge haben Blüten gewonnen.“

Höbel. 2, 12. 15.

Noch war es in der Natur Winter, aber in Marias Herzen schien es Frühling werden zu wollen. Die Knospe dehnte sich und wollte ihre Blütenblätter sprengen; aber das Licht, das ihr jetzt noch leuchtete, war keine wärmende, lebenspendende Sonne, — noch nicht. Noch war Gefahr vorhanden, daß der Winterfrost das Leben töten könnte, das noch verborgen in der Knospe schlummerte. Darum ließ es der treue Gärtner zu, daß vorerst die Knospe noch nicht durchbrechen durfte und die braunen Deckblätter noch fest verschlossen blieben, obwohl das Leben leise anklopfte.

„Die Welt streckt ihre Arme nach mir aus, und ich werde mich nicht mit düsteren Rätseln und Geheimnissen abgeben“,

schreibt sie in ihrem Tagebuch, nachdem sie am 11. Januar 1857, an einem Sonntag, dem Kaiser Napoleon und der lebenswürdigen Kaiserin Eugénie vorgestellt worden war. Eine Reihe von glänzenden Ballfesten im Palais des Tuilleries bei Hofe und im Palais royal bei Sr. Kaiserl. Hoheit dem Prinzen Jérôme Napoleon, sowie bei vielen anderen vornehmen Persönlichkeiten folgten nun aufeinander, manchmal zwei Bälle an einem Abend. Vor der Pracht, die sie hier kennen lernte, erblaßte alles, was sie bisher erlebt hatte. Alle die Prinzen, Herzöge, Marquis, Grafen und Barone, die Marschälle, Minister und Gesandten aller europäischen Höfe, mit denen sie hier verkehrte, die mit ihr tanzten, ihr Höflich-

keiten sagten und sich um ihre Gunst bewarben, schienen vorerst alles verschwinden zu lassen, was sie mit einer jenseitigen Welt hätte in Verbindung bringen können.

Wohl mischt sich manchmal ein Ton des Bedauerns in die Tagebuchberichte von Spazierfahrten in den Champs Elysees und Spaziergängen im Bois de Boulogne, wo man sich mit der eleganten Welt traf, von Maskenbällen und entzückenden Kostümen, von der hohen Ehre, der „wirklich reizenden Kaiserin“ oder der Prinzessin Mathilde, der Tochter Jeromes, die Hand küssen zu dürfen, von allen den „vornehmen und doch so gar nicht anspruchsvollen Persönlichkeiten“, von den guten Tänzern und angenehmen Unterhaltungen, — ein Ton der Klage klingt hinein, daß das alles so vergänglich sei,

„man trifft sich nur, um sich wieder zu trennen!“

Oder sie rühmt den Schlaf als den besten Tröster, der auch schuldbeladenen Gewissen Erquickung bringen könne, ohne daß „wir, die wir alle sündig sind“, ihm dafür dankten. Wohl spürt sie manchmal ein gewisses Sündenbewußtsein, aber es ist ihr ein „dunkles Etwas, dem sie lieber nicht nachspüren will“.

Wenn ein Fest sich unversehens in den Sonntag hinein ausdehnt, verläßt sie mit der Schwester den Ballsaal, um den Tag des Herrn nicht zu entheiligen. Den nächsten Morgen muß sie dann betrübt gestehen, sie habe verschlafen, und es sei zur Kirche zu spät geworden. Man frühstückt vielleicht — „entsetzlich“ — erst um 1 Uhr! Aber dann wird in der Bibel gelesen oder eine Predigt, und so ist der Sonntag gerettet! Freilich, wenn Seine oder Ihre Majestät etwa zu einer musikalischen Matinee „befohlen“ haben, kann man ja „leider“ den Sonntag nicht heilig halten.

„Musik ist Sehnsucht der Seele nach Gott“, hat einmal jemand gesagt. Vielleicht war es das, was ihr selbst unbewußt dies heimliche Sehnen wachrief. Jedenfalls zeichnet sich diese Zeit durch ihre große Freude an guter Musik aus. Sie erscheint ihr als ein edlerer Genuß, wie die rauschenden Vergnügungen sie ihr zu bieten imstande waren. Das trieb sie auch dazu, selbst fleißiger zu üben und ihre Zeit dafür zu verwerten. Marie war musikalisch besonders begabt. Schon während ihrer Pensionszeit in Newyork hatte sie bei einem Konzert einmal den ersten Preis errungen. So war es ihr wichtig, ihr Talent weiter

auszubilden. Einen bestimmenden Einfluß auf ihr Leben gewann sie durch eine Freundschaft, die sie auf Grund der beiderseitigen Liebe zur Musik in dieser Zeit schloß. Auch das gemeinsame Interesse für arme Künstlerinnen, das zuerst dem ihr angeborenen Mitleid eine Betätigung eröffnete, verband sie mit der jungen Prinzessin Luise von Holstein, die sie zugleich mit deren Bruder, dem Prinzen Friedrich von Holstein, auf einem Hofball kennen gelernt hatte. Bei diesem ersten Kennenlernen erwähnt Marie zugleich auch den Vater der beiden Geschwister, den Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der seit Anfang der 50er Jahre in Paris in der Verbannung lebte. Dieser Prinz hatte in den Erbfolgestreitigkeiten die Befreiung der Herzogtümer von Dänemark erkämpfen wollen. Bei den häufigen Besuchen Marias bei seiner Tochter Luise hatte sie oft Gelegenheit, sich an der glänzenden Unterhaltungsgabe des „schönen alten Herrn“ zu erfreuen. Der ritterliche Prinz unterhielt sich in großer Liebenswürdigkeit mit der damals 19jährigen schönen und klugen Marie, während diese mit dem niedlichen Schoßhündchen der Prinzeß spielte. Die Gattin des Prinzen, Prinzeß Henriette — eine geborene Gräfin von Danestjold-Samsøe — mit der er seit 1829 vermählt war, erwähnt Marie nur einmal bei Gelegenheit ihrer Wiederkehr von einer Reise. Sie starb schon im September 1858. Mit dem Vater und den Geschwistern blieb Marie aber in dauernder Fühlung.

Diese Wintermonate brachten Marie die ersten großen Triumphe in der Hofgesellschaft. Die junge Schönheit, deren wunderbar leuchtende Augen gewiß einen unbeschreiblichen Zauber ausübten, wurde allgemein gefeiert.

Aber wohl ebenso bezaubernd wirkte die absolute, tief innerliche Reinheit ihres Gemütes, die wie eine Schutzmauer sich zwischen sie und die mancherlei Einflüsse stellte, die in der parfümierten Atmosphäre des Hoflebens in der Umgebung des französischen Kaiserpaares sie hätte vergiften können. Die Scheu, jemals mit den Gefühlen derer zu spielen, die sich ihr werbend nahten, oder irgend einen Mann zu begünstigen, den sie nicht die geringste Absicht haben konnte zu heiraten, war und blieb der Grundzug ihres Wesens, das fern von jeder

Rosetterie sich wie ein Kind der Blumen freute, die das Leben ihr mit vollen Händen streute. Der Gedanke an eine zukünftige Heirat wurde wohl manchmal erwogen, aber sie hatte die feste Absicht, nur dann in eine Ehe zu willigen, wenn sie gewiß sein könnte, selbst zu lieben und nur um ihrer selbst willen geliebt zu sein.

Wenn sie etwas wie Freundschaft für einen oder den andern ihrer Ritter empfindet, so sind es solche, die ihre Gedanken auf ewige Dinge zu richten verstehen, oder mit denen sie doch ernstere Gespräche führen kann. So genießt sie zwar das Weltleben in vollen Zügen, aber immer so, daß sie unberührt bleibt von dem leisesten Hauch der Sumpflust, die in jenen Hochmooren der menschlichen Gesellschaft so oft den Wanderer verstricken möchten in ungeahnte Gefahren. Immer wieder tönt leise lockend ein Ruf aus einer andern Welt an ihr Herz, so etwa, wenn sie eine Predigt hört über das ernste Thema: „Wohin sollen wir gehen?“ Oder wenn ein Brief der geliebten Mutter aus der Heimat kommt, dann zieht etwas wie Sehnsucht nach Gottesnähe in ihre unbefriedigte Seele ein. Sie ist sich auch bewußt, daß ihr Leben und ihr Glück in „guten Händen“ ruht, denen sie voll Vertrauen alles überlassen will, damit es „zum Besten“ hinaus geführt werde.

Wunderbarerweise machte ein Theaterstück einen tieferen Eindruck auf sie, als es bisher irgend eine Predigt vermocht hatte. Trotzdem hat sie später jeden Theaterbesuch gemieden. Es handelte sich um die Geschichte der Geliebten Heinrichs IV., in der eine andere edle Frauenseele sich und ihr Glück zum Opfer bringt. Sie schreibt darüber:

„Wie edel warst du! Mit welcher Herzensgröße hast du nicht nur deinen Feinden vergeben, sondern jeden möglichen Weg erspäht, sie glücklich zu machen! Das ist nicht menschlich, das gleicht mehr jenem Gottmenschen, der für seine Feinde sich selbst hingab in den qualvollsten Tod und in Seinem Sterben Seinen Vater bat, ihnen zu vergeben.“

Und wunderbar, dieser eine Blick auf den Gekreuzigten läßt sie in Selbstanklage sich beugen:

„O, mein Heiland, warum ist mein Herz so hart Dir gegenüber? Woher kommt es, daß es mir schwer wird, Dich zu lieben von ganzem Herzen und mit ungeteilter Seele? Warum ist die Quelle meines Handelns nicht die, Dir zu gefallen?“

Dieser Abend zeitigte in ihr „edle Entschlüsse“, die sie mit der Hilfe von oben eines Tages zu verwirklichen hoffte. Dies mußte sie sofort ihrer geliebten Mutter noch dieselbe Nacht in einem 36 Seiten langen Brief, dem längsten, den sie je geschrieben, mitteilen. Welche Freude wird es für das betende Mutterherz gewesen sein, zu vernehmen, daß der Herr in Seiner Gnade die Darstellung eines menschlich edlen Charakters dazu benützt hatte, den ersten lebendigen Weckruf in dies Herz hineindringen zu lassen! Das Anschauen einer selbstlosen Liebestat predigte ihr besser als Worte es vermocht hätten. Aber bisher war doch erst das Gefühl beeinflusst, nur die Seele berührt, noch nicht die Tiefe des Gewissens ergriffen.

Das konnte das in einem Theaterstück dargestellte edle Frauenbild nicht erreichen, dazu bedurfte es des lebendigen Wortes vom Kreuz. Leise keimende Lebensahnungen, gute und edle Entschlüsse sind noch keine Gewähr dafür, daß das Leben wirklich zum Durchbruch kommen wird. Wahres Leben aus Gott bedarf langer, tief im Verborgenen wirkender Lebenskraft, die allein durch den Samen des ewigen Gotteswortes erzeugt wird.

Die ersten wirklichen Lebens eindrücke empfing Marie in der Passionszeit 1857. Der „Tag der Erinnerung an das letzte Mahl unseres Heilands“ war dazu angetan, die Sehnsucht nach einer Vereinigung mit Ihm tiefer zu beleben. Sie war mit der Schwester am Gründonnerstag bei der ersten Kommunion Neukonfirmierter in der diplomatischen Loge der lutherischen Kirche in Paris zugegen. Freilich konnte Marie nur Zuschauerin bleiben, da sie selbst nicht konfirmiert war, doch verfolgte sie die heilige Handlung mit ehrfürchtiger Bewegung.

„Manche schienen sehr bewegt, die meisten aber, habe ich mit Bedauern beobachtet, schienen ziemlich gleichgültig dabei zu sein.“

Ein Bekannter, der am Abendmahl teilgenommen hatte und sich den Damen beim Heimgehen anschloß, hatte bemerkt, daß Marie nicht vorgetreten war. Er drückte sein Erstaunen darüber aus, daß die amerikanischen jungen Mädchen warteten, bis sie verheiratet wären, ehe sie den Wunsch hätten, „mit Gott verbunden“ zu sein! Dieses Wort bedrückte sie wohl, aber nur vorübergehend.

Am Karfreitag ist es ihr verwunderlich, daß die Sonne so

lieblich scheinen könnte. Es wäre ihr begreiflicher gewesen, wenn der Allmächtige diesen Tag in Dunkel gehüllt hätte, das besser zu dem qualvollen Sterben Seines Sohnes passen würde.

„Aber Gottes Gedanken sind nicht unsre Gedanken, vielleicht will die Schönheit des Tages uns Gottes Gnade verständlicher machen, der alle unsre Sünden austilgen will in dem Blut Seines Sohnes.“

Man mochte heute nicht spazieren gehen, um nicht zerstreut zu werden. Statt dessen lasen die Schwestern in der Bibel und beteten „e i n e h a l b e S t u n d e l a n g!“ Auch beschloß Marie, den Roman, der sie so sehr interessierte, heute nicht zu lesen, sondern sich lieber mit Schreiben zu beschäftigen.

Der stille Sonnabend ließ sich als echter Pariser Tag mit Toiletten-Interessen und Besuchen an. Am Abend dieses Tages, dem letzten der stillen Woche, aber hörte sie noch eine ernste Predigt über das letzte Wort Jesu am Kreuz: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist“ mit der Nutzenanwendung: ob, wenn Gott heute unsre Seelen von uns fordern würde, wir sie Ihm voll Vertrauen in die Hände legen könnten? „Ich fürchte, ich könnte es nicht!“ Sie klagt dann darüber, daß sie so jämmerlich schwach und schwankend sei und deshalb den Heiland nicht so liebte, wie sie möchte.

„Ich überlasse mich so leicht der Versuchung. Satan, der das weiß, trifft mich oft mit seinen feurigen Pfeilen! O, Sünde, wie groß ist deine Gewaltherrschaft über die Seele! Mein Herz ist so verdorben; nichts Geringeres, als das Blut meines sterbenden Heilands kann es reinigen. Es ist so hart wie ein Kieselstein; nichts macht ihm einen Eindruck. Und wenn je ein Eindruck hervorgebracht wurde, wie leicht ist er zu verwischen! Nur durch die unendliche Gnade meines Schöpfers kann ich errettet werden. Er weiß, was für ein Gemächte ich bin, daß ich nur Staub und Erde bin. Wird Er mir noch Zeit geben zur Buße? O, Vater, möchte Deine Gnade nicht vergeblich für mich sein! Mache aus mir einen wahrhaft bußfertigen Sünder, hilf, daß ich mich zu Füßen Deines Kreuzes werfe, und Vergebung dort s u c h e n und f i n d e n möge. Ich hoffe allein durch Deinen lieben Sohn, unsren Heiland Jesus Christus, errettet zu werden und durch nichts, was ich tun könnte. Um Seinetwillen bitte ich Dich, Vater, daß ich Vergebung und Gnade finde in dieser und in der zukünftigen Welt.“

Am Ostersonntag, den 12. April, enttäuschte sie sowohl die

Predigt des Dr. Beyer, als auch eine von Monod gelesene Rede. Kostbare Ostereier, Geschenke in Schildpattschalen verdrängen die ernstesten Eindrücke. Daß sie auch am Ostermontag zur Kirche gingen, scheint ihr überflüssig, da ja an diesen Tag sich gar keine besondere Erinnerung an eine Begebenheit aus dem Auferstehungsleben des HErrn knüpfen ließe. Der von einer Reise nach Italien zurückkehrende Bruder, sowie Besuche bei verschiedenen Marschällen und dem Prinzen Jerome,

„der ja eigentlich der König von Westfalen ist, nur daß sein Königreich nicht mehr existiert, und der so besonders höflich und freundlich zu mir war“,

nehmen wieder ihre Gedanken in Anspruch. Nach der stillen Zeit der heiligen Woche, von der sie hofft, daß sie ihr „gut getan habe“, geht es nun wieder mit vollen Segeln hinaus in die frühlingsduftende Welt, die ihr ihre Schätze zu Füßen legt.

Allerlei spaßige Erlebnisse werden notiert, — daß sie den Prinzen R. . . . Monsieur angeredet habe, worüber Josephine entsetzt war, was er aber nicht übel genommen zu haben schien, — daß der Marschall Canrobert sie zum Ball in Fontainebleau zur Polka engagiert habe, — und sie sei nun begierig, wie er sich aus der Affäre ziehen werde, da er ja nie tanze, nur bei der Staats-Quadrille des Kaisers.

Als eine Krankheit der Schwester sie hinderte, einen Ball bei der Herzogin . . . zu besuchen, auf den sie sich gefreut hatte, schreibt sie:

„Es war eine große Enttäuschung, aber solche kleinen Opfer sind gut für mich, und ich erkenne demütig die Hand, durch die sie kommen. Sie lehren mich Geduld und Nachgiebigkeit dem Willen anderer gegenüber, und ich hoffe dadurch etwas von dem großen Vorrat von Selbstsucht einzubüßen, die ich mit tiefer Betrübniß immer wieder auf dem Grunde meines Herzens finde. Warum ist mein Herz so kalt gegen Einen, der mich so geliebt, daß Er Sein Leben gab, selbst für mich! O, welch schlechtes, die Erde liebendes Geschöpf bin ich doch!“

So geht sie immer tiefer hinein in die ernste Selbstprüfung, und jedesmal, wenn sie so ihr Herz vor Gott ausgeschüttet hat, fliegt ein sehnstüchtiger, fürbittender Gebetsseufzer hinüber zu den Geliebten jenseits des Wassers.

Als im Mai bei großen Festen zu Ehren des Großfürsten Konstantin, des Bruders des Kaisers von Rußland, der Champagner in Strömen floß, sagt sie:

„Ich nehme nur kaltes Wasser, es ist das erfrischendste Getränk, was es gibt.“

Trotzdem schildert sie mit glühendem Eifer all die Eindrücke bei diesen Festlichkeiten: die Boulevards, mit russischen und französischen Fahnen geschmückt, an einigen Stellen auch mit englischen, die Tritolore mit dem doppelköpfigen Adler auf gelbem Grunde abwechselnd, mit wundervollem Blumenschmuck durchsetzt, das gab einen schönen Effekt. Dann schildert sie den jugendlichen, dunkelblonden Großfürsten mit grauen Augen — sehr selbstbewußt —, wie er im Ballsaal des Hotel de Ville mit der Prinzessin Mathilde tanzte, während Marie, auf Bebenspißen stehend, alles mit großer Erregung und Erwartung zu sehen sich bemühte. — Man hat den Eindruck, als sei sie noch ein Kind, ein neugieriges, fröhliches Kind, das alles, was es sieht, mit großen erstaunten Augen betrachtet. Trotzdem fand sie es sehr despektierlich, daß einmal ein Besucher, der sie mit ihrer kleinen Nichte und einigen andern Babies, die zum Besuch gekommen waren, spielend traf, auch sie bezeichnete als „ein Kind, — mich, eine junge Dame, die schon einen Winter ausgegangen ist!“

Mit fast noch glühenderen Farben schildert Marie die Parade auf dem Marsfelde vor dem Kaiser Napoleon zu Ehren des Großfürsten, — wohl das erste militärische Schauspiel, dem sie bewohnte: 50 000 Mann in Galauniformen, jedes Regiment das Kaiserpaar mit dem Präsentiermarsch grüßend, Napoleon mit dem blaurussischen Ordensband, — der Großfürst mit dem Bande der Ehrenlegion rechts vom Kaiser reitend, hinter ihnen der kleine Prinz von Nassau mit dem Prinzen Napoleon, — dann die Marschälle des Kaiserreichs, die Generale, die Hundert-Garde in ihren prachtvollen Uniformen, das Hauptquartier und alle auserlesenen fremdländischen Militärbevollmächtigten, — die Kaiserin im offenen Wagen mit einer ihrer Ehrendamen folgend. Dann verteilte der Kaiser goldgestickte Tritoloren mit dem goldenen Kaiseradler an solche Regimenter, die noch keine besaßen, und dann defilierten die Truppen, an der Spitze das Lieblingsregiment des Kaisers, geformt aus auserlesenen jungen Männern des Faubourg St. Germain. Wenn der führende Kommandeur seinen Degen zum Gruß erhebt, nimmt der Kaiser seinen Federhut ab und

grüßt das Banner, während das ganze Regiment des Kaisers Gruß mit dem lauten „Vive l'Empereur“ erwidert. So zieht die Infanterie vorbei und die rassende Artillerie, dann folgt die Kavallerie im Trabe, — ein wunderschöner Anblick, — das große weite Feld mit all den reichen bunten Uniformen belebt, — die Musik all der Musikchöre einander ablösend, — die Instrumente im Sonnenlicht glitzernd, — die stolzen Banner im leichten Winde wehend, — die mutigen Pferde in die Zügel tauend, — hin und her kurbettierend, als würden sie angestekt von der allgemeinen Bewegung, — kurz

„das Schönste, was ich je das Vergnügen hatte zu sehen, und so interessant, wie es wohl unvergeßlich dem Gedächtnis sich einprägt.“

Bei der Rückkehr das sich auf der Brücke drängende Volk, oder auf der Place de la Concorde die Menschenmassen, die sich stoßen und hin und her fluten, alle beseelt von dem Wunsch, den Kaiser, unseren Kaiser zu sehen! — Ein Fest jagt das andere!

„Ach könnte doch das Leben immer so weiter gehen — doch nein, — hätten wir das immer, würden wir es nicht mehr auskosten können, würden uns immer nach anderem sehnen, — nach Besserem!“

Mitten in dem Strudel der Feste kommt dann wieder das tief verborgene Sehnen:

„Ach, wenn Mutter doch hier wäre! — Ich hätte nie gedacht, daß ich es vorziehen könnte, zu Haus zu bleiben, statt zu einem frohen Fest zu gehen. Wie schnell ermüdet man doch und hat all die weltlichen Freuden satt! Wie viel mehr sollten wir ausblicken nach jenem Glück, das nie ermüdend wirken wird. Möchte die Zeit kommen, daß mein Herz sich fort von der Erde zum Himmel wenden möchte, von den fließenden Freuden dieser Welt zu der nie endenden Glückseligkeit jener ewigen unsichtbaren Welt da oben!“

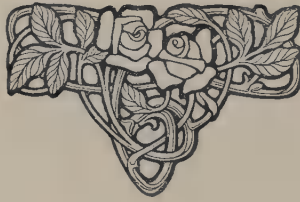
„Ach, und doch so viele Hindernisse! Ich sehne mich danach eine Christin zu sein, aber wie lange wird es dauern, bis alles überwunden ist, was mir zu diesem Ziel im Wege steht. Doch will ich nicht verzweifeln, sondern weiter hoffen!“

Die Ehrlichkeit, mit der sie es erkennt, daß sie noch keine Christin ist, obwohl sie die Sonntage mit „Lesen, Gebet und Betrachtung“ zubringt, und Freude daran hat, gute Predigten zu hören, ist wahrhaft erquicklich. Den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen. Einmal schreibt sie:

„Ich hörte heut eine sehr gute Predigt von einem Geistlichen aus Lille, der nur durch Paris durchreist, die beste, die ich gehört habe, seit ich Amerika verließ.“

So genügt es ihr nicht, immer denselben Prediger zu hören, sie möchte forschen, sich weiter führen lassen, aber immer wieder fühlt sie die ihr sich entgegentürmenden Hindernisse, und es ist ein ehrlicher Kampf, den sie kämpft.

Was hat der Pariser Winter, der erste, den sie im Trubel der Großstadt erlebte, ihr eingebracht? Ein tiefes Sehnen nach der wahren Freiheit, ein unbestimmtes Tasten nach Wahrheit und eine Hoffnung auf Erlösung von dem, was sie noch gebunden hält an den Dienst des vergänglichen Wesens.





IV.

Wie lange noch?

1857 Paris, Homburg, Stuttgart.

„Wie lange verbirgst du dein Antlitz vor mir?“ Ps. 13, 2.

„Wie lang willst du genötigt sein?
Gott reicht die Hand, wann schlägst du ein?“

Nach dem Winter in allerlei weltlichen Freuden folgte eine Zeit reicher Anregungen für den Geist und das Wissen.

„Durch die Freundlichkeit Josephines,“ schreibt sie im Juni 1857, „habe ich nun alles gesehen, was in Paris zu sehen ist.“ Ihre Schilderungen der Pariser Sehenswürdigkeiten lassen uns wieder hineinschauen in ihr für menschliches Erleben mitleidiges Herz. Mit besonderem Interesse besichtigte sie das Palais de Justice, das, ehe der Louvre dazu bestimmt wurde, königliches Palais gewesen war. In den Gewölben dieses Palais befindet sich die Conciergerie und die anderen Gefängnisse, in denen die Königin Marie Antoinette und Mme. Elisabeth gefangen saßen, — kleine, kalte, dunkle feuchte Kellerräume mit eisenvergitterten Fenstern hoch oben an der Steinmauer. Louis XVIII. hat eine Kapelle daraus gemacht, um das Gedächtnis seiner armen Schwägerin zu ehren, über dem Altar ein Bild von Marie Antoinette, wie sie in der letzten Nacht vor ihrer Hinrichtung das hl. Abendmahl nimmt. — Bei einem Besuch in Versailles entrollt sich ihrem Geistesauge der größte Teil der neueren französischen Geschichte, das unglückliche Königspaar der Revolutionszeit und ihr Sohn, der Dauphin, das „wunderschöne Kind“, haben den ersten Platz in ihrem mitleidigen Herzen. Jede Phase ihrer Geschichte von dem Augenblick, wo die Königin zuerst hört, daß Paris im Aufruhr ist, sie sich durch einen engen Korridor aus ihrem Schlafzimmer in das des Königs flüchtet, und die

Nacht, als sie den Palast verlassen, — erlebt sie im Geiste mit, und alle diese traurigen Erinnerungsstätten, die sie in siebenstündiger ermüdender Seelenbewegung durchwandert, sind ihr wichtiger als aller Prunk des Palastes und alle Schönheit der weiten Parks.

Die Marmorbilder des Königspaares in der Chapelle Expiatoire, in der die Leichname 21 Jahre lang beigesetzt waren, bis sie nach St. Denis überführt wurden, und wo jedes Jahr an dem Todestage eine Messe zur „Erinnerung an das Verbrechen des französischen Volkes“ gehalten wird, schildert sie eingehend: der König kniend mit erhobenem Haupt, von einem Engel getröstet, zu seinen Füßen in Goldbuchstaben sein Testament, — die Königin mit schwerem, aufgelöstem, langem Haar, zu ihren Füßen die von ihrem Haupt gefallene Krone. Die Religion, mit den Zügen der Madame Elisabeth, lenkt die Gedanken der Königin empor zum Kreuz, an dem sie lehnt. Der letzte Brief, den die tief bedauernswerte Monarchin geschrieben hat, in Goldbuchstaben deutlich leserlich, neben ihr. Hinter dem Denkmal, das Louis XVIII. errichten ließ, sind die Gräber der treuen Schweizer, die in der tapferen Verteidigung des unglücklichen Königs erschlagen wurden.

Dieses *Mitleid* empfindet sie aber auch den Lebenden gegenüber; als sie einmal jemand eine tiefe Enttäuschung hatte bereiten müssen, schreibt sie voll tief empfundener Theilnahme in ihrem Tagebuch:

„Mitten im Sturm der Gefühle gilt es nun, den Kampf um die innere Ruhe allein auskämpfen, niemand, der tröstet, außer dem Einen da oben, dessen mächtige Hand, wenn man sie nur annehmen will, wirksamer ist, die blutende Wunde zu heilen, als irgend eines Menschen Hand!“

So treibt sie eigener oder fremder Schmerz wohl dazu, ihre Augen zu erheben zu der helfenden Heilands-Hand. Aber noch hat sie sie nicht selbst ergreifen können. In einer Nacht, als ein *Romet* die Erde streifen sollte, und man damals, wie später wiederholt, gemeint hatte, dies könne den Untergang der Welt bewirken, regt sie das *zu ernster Selbstprüfung* an:

„Wenn nun in dieser Nacht unsre Erde in Feuer aufgehen und unsre Leiber zerstört werden würden, unsre Geister aber vor den Richterstuhl des Allerhöchsten gefordert würden, — würde ich meine Schuldrechnung begleichen können? Würde ich voll

Vertrauen hinübergehen können, gewiß, die Gabe des ewigen Lebens zu empfangen? Würde ich in der Stunde des Gerichts meinen Schöpfer preisen und verherrlichen können? Ach, ich fürchte, nein! Ich liebe diese Welt und ihre heiteren, glänzenden und betrüglischen Spielereien zu sehr, um sie schon aufgeben zu können, und mein Herz, wie ich doch sollte, meinem Heiland ungeteilt zu überlassen. Was für ein Hindernis auf dem Wege guter Vorsätze sind doch die Dinge dieses Lebens. Warum wird mir die Errettung meiner Seele noch immer nicht wichtig genug? Wird nicht am Gerichtstage meine Stimme mit hineintönen in den anschwellenden Chor der verlorenen Geister: „Zu spät, zu spät!“ O, allbarmherziger Vater, befehle Du dies Herz von Stein um des teuren Heilands willen, der Sein Blut auf Golgatha auch für mich vergossen hat!“

Im Sommer unternahm Marie mit den Geschwistern eine Reise nach Belgien und Holland. Die geschichtlichen Erinnerungen nehmen wieder den breitesten Raum im Tagebuch ein, die Enthauptung Egmonts und Horns durch den grausamen Alba in Brüssel 1568 in erster Linie. Dann aber ist es besonders die Fahrt nach Waterloo, die sie von Brüssel aus unternahmen, und die uns einen Blick hinein-
· tut läßt in ein weitgehendes Verstehen kriegsgeschichtlicher Ereignisse. Sie beschreibt eingehend, wie Waterloo (das Hauptquartier Wellingtons vor und nach der Schlacht) höher liege als Brüssel. Die Gräber der Engländer, die auf dem Schlachtfeld fielen, auf dem das Schicksal der Nationen sich entschied, sind ihr besonders beweglich. Mit lebhaften Farben zeichnet sie das Schloß Hougoumont, das den Hauptstützpunkt der Engländer bildete. Napoleon lag in der Farm Belle Alliance im Quartier, und er war sich klar, wie wichtig ihm der Besitz dieses Schlosses sein würde, er befahl darum Jerome, mit 12 000 Mann es zu nehmen. Die Obstgärten fielen mehrmals in die Hände der Franzosen, aber die Umfassungsmauern des Schlosses selbst konnten sie nicht erobern und mußten sich mit großen Verlusten zurückziehen. Sie schreibt, man konnte noch deutliche Spuren des Kampfes vom 18. Juni 1815 sehen, die Mauer des Hauses von Kugeln durchlöchert, ebenso die Mauern der Obstgärten, ein Baum sei mitten entzwei gespalten — und die Kapelle in Brand geschossen, aber am Fuß des Kreuzes auf dem Altar kam das Feuer zum Stehen.

Auf einem Hügel, der sich über den Gebeinen von Freund und Feind erhebt, ist ein Denkmal errichtet, der belgische Löwe in Bronze.

„Hier tobte der Kampf am heftigsten, — jetzt liegt das Feld, auf dem mannshoch das Korn steht, in tiefem Frieden, und man kann sich nicht vorstellen, daß hier einst der Lärm der Schlacht getobt hat. Uns belästigten keine Kanonentugeln, nur ungezählte Mückenschwärme!“

Ist diese lebhaftes Schilderung einer weltgeschichtlich so wichtigen Schlacht aus der Feder eines noch nicht 20jährigen Mädchens nicht wie eine Rückerinnerung an ihre kriegerischen Vorfahren, oder vielleicht eine Vorahnung künftiger Bestimmung — als Gattin eines preussischen Feldmarschalls? Uns berührt es ja eigentümlich, daß kein Wort von dem Eingreifen der Preußen gesagt wird, die am späten Abend durch Feld Blücher die Schlacht erst zur Entscheidung brachten.

G e n t mit einem Besuch bei den Beguinen, jenen freiwilligen Armenpflegerinnen, die sich zu gemeinsamem Leben zusammengetan haben, beeindruckt sie. Dort sah sie auch schöne Gemälde, unter denen ihr Van Dycks „Kreuzigung“ den tiefsten Eindruck machte.

„Unser Heiland, sterbend am Fluchholz, voll Liebe, Würde und Edelmuth! Das ist das schönste Bild, das ich je gesehen habe!“ Dann ging es über Brügge mit den „schönsten Glocken der Welt“ und der Universität, die dem Pantheon in Rom nachgebildet ist, nach A n t w e r p e n, durch reich bebautes Land, über die breiten Wasser der Schelde. Hier und dann auch drüben in Rotterdam fallen ihr besonders die blonden Mädchen mit zartem Teint und blauen Augen auf, wie sie Rubens in seinen Bildern dargestellt hat. Von Rotterdam geht die Fahrt nach dem H a a g und Scheveningen weiter. Als sie Sonntags dort in der englischen Kirche eine ernste Predigt gehört hatte, wirkte es abstoßend, nachher von einer Musikkapelle allerlei Tänze spielen zu hören. Sie schreibt darüber:

„Ich versuchte zu lesen und nicht hinzuhören, aber es gelang mir nicht. So ging ich hinauf in mein Zimmer, um aus der Hörweite der Musik zu kommen. Ich glaube, es war eine starke Versuchung des bösen Feindes, aber dem himmlischen Vater sei Dank, weckte sie nur Abscheu in mir. Während ich betete, entfernte sich die Musik zu meiner großen Erleichterung. Niemals möchte



Marie Esther Lee
Homburg 1857

ich wieder den Sonntag durch solche Musik entheiligt hören. Wenn ich so etwas erlebe, fühle ich mich oft so einsam trotz der Freundlichkeit meiner Geschwister und sehne mich nach meiner geliebten Mutter. Nie wird ein anderer Mensch mein Herz so ganz besitzen, glaube ich, wie es meiner Mutter gehört!“

Von Holland ging die Reise über Düsseldorf mit seinen Kunstschätzen nach Köln, das schon seit langer Zeit Marias Phantasie beschäftigt hatte. Sie erinnert sich voll lebhaften Interesses, daß es eine alte Römer-Kolonie war, die zu des Germanicus Zeiten gegründet, von diesem seiner Gattin Agrippina zu Ehren Colonia Agrippinae genannt wurde. Für die Nachwelt ist nur die Colonia — „Köln“ übrig geblieben, während der Name der Mutter des Kaisers Caligula hier vergessen wurde. Wunderbarerweise scheint der Kölner Dom ihr nicht den gewaltigen Eindruck gemacht zu haben, wie so vielen. Nach einer Rheinfahrt voll romantischen Erinnerungen folgte nach kurzem Aufenthalt in Wiesbaden ein längerer in H o m b u r g, der eine Wendung in ihrem inneren Erleben zur Folge haben sollte.

Ein Besuch, der von hier aus zu den Ruinen der Saalburg gemacht wurde, verdient noch der Erwähnung. Dieses römische Lager aus der Zeit des Kaisers Tiberius stammt aus den Jahren 13—17 nach Christus. Besonders bewegte es Marie, dort in einem Grabe die Überreste einst verbrannter Leichname zu sehen, bei deren Anblick sie ernststen Gedanken nachhängt:

„Ich ließ mir die Asche durch die Finger gleiten von dem, was einst ein Mensch gewesen, — wie wahr ist Gottes Wort: Von Erde bist du, und sollst wieder zu Erde werden!“

In dieser Zeit in H o m b u r g war es, wo Gottes Geist mehreremale ernst an ihres Herzens Tür anklopfte. Die äußere Ruhe, in der sie hier in dem stillen Badeort lebte, hilft ihr zu tiefer Selbstbesinnung. Eine Predigt über das Wort: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist der Herr Gott, so folget Ihm nach!“ oder eine andere über den reichen Jüngling erwecken in ihr den Seufzer:

„Wie schwer ist es doch für die Reichen dieser Welt, vollen Ernst zu machen und sich ganz für Ihn zu entscheiden!“

An dieser Stelle zeugt eine ausgerissene Seite im Tagebuch davon, daß über die Betrachtungen, die hier aufgezeichnet

waren, der Schleier des heiligen Geheimnisses nicht gelüftet werden sollte. In späteren Jahren aber finden wir ein Zurückgreifen auf jene stillen Stunden der Einklehr, die es uns klar machen, daß hier der lebendige Gott selbst eingegriffen hatte und sich der nach Ihm schreienden Seele zum erstenmal wirklich als der barmherzige Gott und Heiland geoffenbart hat.

Er benützte dazu das Buch von Doddridge: „Das Erwachen und Fortschreiten des geistlichen Lebens.“ Diese Schrift regte Marie zu ernster Selbstprüfung an, die sie von nun an jeden Abend ihres Lebens geübt hat.

Sie selbst nennt später dieses Erleben ihre Bekehrung von der Finsternis zum Licht!

Ein Zeugnis, das sie 16 Jahre später, am 10. August 1873, in ihrem Tagebuch niederlegte, zeigt uns, welche Bedeutung sie selbst dieser Zeit beimißt, auf die sie auch sonst wiederholt hindeutet, als auf den ersten Anfang ihres neuen Lebens.

„Ich las Dr. Primes ‚Macht des Gebets‘. In diesem Buch wird die große Erweckung von 1857 in Amerika beschrieben, und ich war ganz betroffen, als ich dies mit dem Zeitpunkt meiner Bekehrung verglich. Die erste Union-Fulton-Gebetsversammlung, die der Erweckung voranging, wurde in der Reformierten Kirche in Newyork am 23. September 1857 abgehalten, und gerade zu der Zeit wurde ich so sehr auf die religiösen Übungen hingewiesen, als ich das Buch von Doddridge: ‚Erwachen und Fortschreiten‘ las und mein Herz anfang, sich der Liebe Gottes zu öffnen, und dem Dank für alle Seine vielfältigen, so ganz unverdienten Segnungen zugänglich wurde. Es war, soweit ich mich entsinne, in Homburg im August 1857, daß diese Empfindungen sich zuerst in mir bemerkbar machten, als ich auf einen Winter zurückblickte, den ich in leichtsinniger Weltliebe vergeudet hatte, was eine unbefriedigte Leere in meinem Herzen zurückließ, wofür ich mich ernstlich verurteilte. Ich war damals 19 Jahre alt. — Was mich jetzt bewegt, ist der Gedanke, daß Gottes Geist, der mich in Amerika nicht mehr vorfand, und doch nicht wollte, daß ich keinen Anteil haben sollte an dem kostbaren himmlischen Segen, der auf meine Landsleute ausgegossen wurde, mich hier in Europa suchte, mitten in meiner weltlichen Flatterhaftigkeit fand und in Gnaden meinen Lauf, der mich ins Verderben zu führen drohte, unterbrach, indem Er

meiner Seele die Liebe eines sterbenden Heilands offenbarte, die meine Gefühle überwältigte und mich als gedemütigte, reumütige Sünderin zum Kreuz Christi brachte. Und wie in der amerikanischen Erweckung „Liebe“ das Hauptmerkmal war, so war es auch in mir. Derselbe heilige Geist, der meine Landsleute berührte, füllte auch meine Seele mit einer ersten Liebe zu meinem Heiland und zu meinen Nächsten. — Und ich glaube, meine geliebte Schwester hat zu gleicher Zeit ähnliches erlebt. Wir wurden beide wie *B r ä n d e a u s d e m F e u e r g e r i s s e n*, — zur ewigen Ehre Seines kostbaren Namens sei es gesagt!“

Es war dieselbe Erweckung, die 1857 in Chicago zur Gründung eines Christlichen Vereins Junger Männer führte, zu dessen ersten Mitgliedern der Altersgenosse Maries, der spätere Evangelist Moody, gehörte. Wir wissen, in wie tief innerlicher Verbindung unsere teure Heimgegangene später zu den Christlichen Vereinen Junger Männer gestanden hat, die übrigens in Paris schon zu jener Zeit ihren festen Stützpunkt hatten.

Rehren wir nach Homburg zurück und zu den damals aufgezeichneten Erinnerungen, so finden wir allerdings noch kein so klares Bewußtsein dafür, daß Marie sich schon jetzt wirklich zu einem neuen Leben hindurchgerungen hätte. Vielleicht war es auch vorerst noch keine wirkliche Bekehrung, wohl aber, wie ja auch das Buch von Doddridge es nennt, das Erwachen, — oder das erste Aufstehen aus dem Schlaf, nach dem Wort der Schrift: „Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Toten, so wird dich Christus erleuchten.“ (Ephes. 5, 14.)

Die Erleuchtung oder das Fortschreiten, wie Doddridge es nennt, mußte der Erweckung erst folgen. Die erste Frucht war eine *T a g e s - O r d n u n g*, die sich Marie im September dieses Jahres aufschrieb, in der jede Stunde, ja fast jede Minute des Tages ausgekauft werden sollte, damit die unheilvolle und nutzlose Zeitvergeudung, in der sie bisher dahingelebt, nützlicher und charakterbildender Zeiteinteilung weichen möchte. Jedenfalls zeugt dieser ernste Entschluß, die Zeit als kostbares Gut besser zu verwerten als bisher, von einem großen Ernst, mit dem sie bemüht war, an sich selbst zu arbeiten.

„Ich hoffe, so etwas mehr leisten zu können. Ich habe mir Mutters Bild über das Klavier gehängt und bilde mir ein, daß sie freundlich zustimmend lächelt, weil sie sieht, daß ihr Kind sich Mühe gibt, sich weiterzubilden.“

Etwas später finden wir folgende Worte über ihre Tagesordnung:

„Ich fühle mich viel befriedigter, als vorher. Es ist solch angenehmer Gedanke, auf einen Tag zurückzublicken, den man gut angewendet hat, damit die Gaben, die der Schöpfer uns gegeben hat, gebraucht und gefördert werden, statt sie im Schweißtuch zu verbergen. Während Josephine sticht, lese ich ihr Macauleys Essays über Macchiavelli vor. Man lernt so viel dabei, und es ist eine Freude, sich mit diesem Meistergeist zu beschäftigen.“

Dieses stille Zusammenleben mit der Schwester und die Freude an der süßen kleinen Nichte befriedigt sie und füllt ihre Gedanken jetzt ganz aus. Sie empfindet es dankbar, in dem Bewußtsein, daß gewiß nie wieder ihr Leben so sorglos dahinfließen würde, so durchströmt von der Sonne des Glücks, so mit Blumen bestreut wie jetzt:

„Der Heiland hat mein Leben mit Wohltaten überschüttet, wie ich es nicht verdient habe. Möge Er mein Licht werden, dann kann nichts so finster sein, daß ich's nicht ertragen könnte. Möchte doch meines Erlösers Kreuz bald wirklich meine Zuflucht sein. Ich möchte nicht noch einen Geburtstag erleben, ohne zu den Untertanen des Königreichs der Himmel zu gehören, erlöst durch das kostbare Verdienst im Blute des Sohnes Gottes.“

Dies schrieb sie etwa einen Monat vor dem Geburtstag, an dem sie ihr 20. Jahr vollendete. Der Schwager kam, Frau und Kind zu holen:

„Wie schön macht die Freude, jünger und schöner, ich habe dasselbe manchmal bei Mutter beobachtet, wenn sie nach langer Abwesenheit liebe Freunde wieder sah!“

Ach, wie konnte ihr eigenes Gesicht leuchten, von innen heraus verklärt werden, wenn sie sich freute! Wie schön war sie, als sie fast ein halbes Jahrhundert später, als ältere Frau, ihren geliebten Mann nach langer Abwesenheit wieder sah. Nie wird man diese leuchtende Schönheit der Freude vergessen, wie sie bei ihr selbst zum Ausdruck kam.

Nach der Zeit der stillen Sammlung folgte wieder ein Leben der rauschenden Vergnügungen. Der Schwager hatte sie abgeholt, nun ging es nach Baden, wo Marie bei Hofe vorgestellt wurde, dann über Stuttgart nach Cannstatt. Am Württembergischen Hofe wurde in diesen Tagen des Jahres 1857

die weltgeschichtlich wichtig gewordene Zusammenkunft Napoleons mit Alexander II. vorbereitet. Marie wurde hier Zeugin der glänzenden Festlichkeiten, die zu Ehren der beiden Kaiser veranstaltet wurden. Daß sich dahinter politische Anschläge verbargen, die für Europas Zukunft von Bedeutung waren, wußte Marie natürlich nicht. Sie sah darin nur eine Gelegenheit, ein interessantes Schauspiel mit zu erleben, und sich selbst dabei zu amüsieren. Immerhin ist es ein Zeichen ihres klugen Urteilsvermögens, wie fein sie zu beobachten verstand. Sie schreibt darüber:

„Der Russe war erst sehr stolz und abweisend, aber Napoleon gewann ihn durch seinen guten Humor. Nachdem sie sich morgens stundenlang gesprochen hatten, waren sie sehr vergnügt zusammen, was aus ihrem lauten Lachen hervorging. Der Kaiser Alexander ist ein großer, schöner, stolzer Mann.“

Sie erwähnt hiebei, daß bei dem Gesange der englischen Nationalhymne: „God save the Queen“ ihr von jemand klar gemacht wurde, daß diese deutschen Ursprungs sei, da sie Georg I. aus Hannover nach England mit herüber brachte, es sei also eigentlich die deutsche Nationalhymne. Sie wurde wohl beim Geburtstag des Königs von Württemberg am 27. September gespielt.*)

In der Geschichte Napoleons wird über diese Zusammenkunft gesagt: „Nachdem das kaiserliche Paar im August bei der Königin von England einen Besuch gemacht hatte, traf im September der Kaiser allein mit dem Zaren Alexander II. von Rußland am Hofe des greisen Königs Wilhelm von Württemberg zusammen. Man hat vermutet, daß Österreich das Opfer der dortigen Unterredungen gewesen sei. Die Aufmerksamkeit der Bevölkerung war mehr auf den französischen Kaiser gerichtet, der damals auf der Höhe seiner Macht stand, als auf die männlich schöne und ritterliche Gestalt des russischen Kaisers. Napoleon verstand es so gut, der Neugier Genüge zu tun, indem er seine Zigarre rauchend auf dem Plak, welchen die Flügel des Residenzschlosses einschließen, promenierte.“ (Schlosser 17. S. 230.)

Während ihre Schwester bei einem dieser großen offiziellen

*) In Württemberg singt man dazu: „Heil unsrem König, Heil“, in Preußen: „Heil dir im Siegertranz“.

Diners war, zu dem sie als junges Mädchen nicht befohlen wurde, beschäftigte sie sich sehr ernst mit der Betrachtung, daß dies der letzte Sonntag sei, ehe sie aus den Bechnern heraus träte, sie sei damit im Begriff, aus der Jung-Mädchenzeit, der glücklichen, goldenen Jugendzeit, hinüber zu treten in das reifere mündige Frauenalter, ein ernsther Wechsel! In diesen wehmütigen Gedanken unterbrach sie die Schwester, die von dem glänzenden Anblick all der Fürstlichkeiten ganz entzückt aus Stuttgart nach Cannstatt zurückkehrte. Aber auch Marie erlebte viele glänzende Feste und manche persönliche Freuden, die aber nicht ganz den Ernst auslöschen, der auf diesen Herbsttagen lag!

Am Vorabend ihres Geburtstages schreibt sie:

„Wie nutzlos habe ich diese 19 Jahre meines Lebens zugebracht, mit wie viel Gnade bin ich getragen worden, wie viele Segnungen sind über mich ausgegossen worden, so unwürdig und undankbar wie ich bin. Wie schrecklich verhärtet ist meines Herzens Zustand, daß ich alle diese ungezählten Gaben der Güte meines Schöpfers empfangen habe, als wäre alles ganz selbstverständlich. — Möchte das neue Jahr nicht vergehen, ohne daß ich eine Christin geworden bin in Gottes Augen, und auch in denen der Welt. — Was wird die Zukunft mir sonst bringen? Ich fürchte mich vor der Ehe, vor Sorgen, Kümmernissen, Widerwärtigkeiten, die sie mit sich bringen wird. Ich wünschte, es wäre noch ferne. Ich bin froh, daß ich noch frei bin!“

Ihren 20. Geburtstag (3. Oktober 1857) feierte sie außer mit fröhlichen Gästen damit, eine Stickerie, an der sie zwei Jahre gearbeitet hat, und die sie herzlich satt habe, zu beenden, um sie ihrer Mutter als ihre Geburtstagsgabe zu senden. Es scheint, daß ihr Handarbeiten nicht so sehr am Herzen lagen. Den folgenden Sonntag machten sie nach der Kirche einen Spaziergang zum nächsten Kirchhof:

„Ich liebe den Besuch von Begräbnisplätzen. Sie erinnern daran, was wir so leicht vergessen, daß der Tod uns allen mit raschen Schritten naht; wie traurig wäre das Leben, wenn dies das Ende all unsrer Hoffnungen wäre! Du, herrlicher Heiland, hab Lob und Dank, daß Du das ewige Leben gibst allen, die Dich darum bitten!“

Eine Einladung der Königin an einem Sonntag, die die Schwestern nicht gut absagen konnten, lastete sehr auf ihrem Gewissen:

„Ich war sehr traurig, daß ich zum erstenmal meine Regel, Sonntags nicht auszugehen, übertreten mußte. Ich bitte den Herrn inständigst, daß solches Opfer nie wieder von mir gefordert werden möchte, obwohl es sehr still da war, und wir uns nur unterhielten.“

An einem andern Sonntag wäre sie gern nach der Kirche mit der Schwester und einem der ihr nahe stehenden Freunde spazieren gegangen.

„Aber ich blieb doch lieber zu Hause, um in der Bibel zu lesen, diesem kostbaren Buch, ohne das wir beständig irren würden, dessen Weisungen uns aber helfen, des rechten Weges nicht zu verfehlen.“

Die Zeit eilt weiter. Des Schwagers Amt rief ihn und die Seinen nach Paris zurück. Eines Nachts zu Anfang November, ehe sie Stuttgart verließen, wo sie „treue Freunde“ zurücklassen, beobachtet sie wehmütig:

„Der majestätisch am tiefblauen Nachthimmel dahinsiegelnde Mond leuchtete freundlich auf die schlafende Erde herab, auf Gute und Böse! Nicht ein Ton störte die friedliche Stille. Ich mußte denken, so wird es sein, wenn alle im Schlaf liegen und die letzte Posaune erschallen wird — entzückende Musik für die Gerechten — aber furchtbares, erschreckendes Donnerrollen für die Unbuhfertigen. Ehe ich das Fenster schloß, schlugen die Uhren der Kirchtürme Mitternacht, ich zählte sie, Schlag für Schlag, eine Uhr folgte der andern, bis der letzte Ton langsam erstarb und die Stille das letzte Echo verschlang. Tiefes Abschiedsweh lag auf all den schlafenden Häusern, die wie schwarze Elefanten in dem dunklen Schatten der Nacht ruhten. Zögernd schloß ich das Fenster, nachdem ich der Nachtlust mein L e b e w o h l f ü r S t u t t g a r t zugeflüstert hatte. Die Gedanken waren wach und ließen mich lange nicht schlafen. Mein Herz bleibt hier zurück, wenn wir nun wieder in weite Ferne gehen. Ach, wie soll ich meinem guten Schöpfer für alle Seine Segnungen danken, die ich mit meinen ungezählten Sünden und Verfehlungen nicht verdient habe!“

Die Reise nach Paris wurde in Straßburg unterbrochen. Dort schreibt sie:

„Ich war abends sehr gedrückt. Es gibt nichts, was ich weniger leiden mag als Trennung. Mögen die lieben Freunde, die ich zurücklasse, m e i n e s H e r z e n s D a n k nehmen für so viele Freuden, die sie mir bereitet haben, und mir vergeben, daß ich ihnen n i c h t m e h r geben konnte!“

Nachts ging es weiter in expreß für sie geschickten Wagen aus Paris mit Rissen und Wärmeröhren für die Füße! Die Ankunft an einem trüben Novembertage war nicht erfreulich

„in Paris, das ich hasse, ich wollte, ich wäre in Stuttgart! Ich weinte mich in Schlaf, den der barmherzige Vater mir schickte, und in dem ich alles vergaß.“

Dies war das Ende eines schönen, sonnigen Sommerhalbjahrs, in dem Gottes Güte sie ohne große Kämpfe durch fortwährendes Pochen an ihrer Herzenstür zur Buße leitete. Wir ahnen, daß auch andere Entscheidungen als die für den Herrn mit stiller Frage an sie herangetreten waren. Aber es war wohl des Herrn Gnadenführung, daß ihr Herz noch frei blieb, um sich ohne Beeinflussung von menschlicher Zuneigung erst einmal ganz für ihren schon lange um sie werbenden himmlischen Herrn zu entscheiden. Erweckt war sie jedenfalls in diesem Herbst 1857, ja, da sie selbst diesen Herbst die „Zeit ihrer Bekehrung“ genannt hat, dürfen wir sie wohl auch nicht anders bezeichnen. Ein gewisser Abschluß derselben aber läßt sich doch wohl erst feststellen nach einem Ereignis, von dem die nächsten Zeilen Zeugnis geben werden.





V.

Ein Gelübde!

1857 Paris.

Wenn ein Mann oder Weib ein sonderlich Gelübde tut, — dem HErrn sich zu enthalten — . . . der soll bringen sein Opfer dem Herrn!

Das ist das Gesetz des Verlobten, der sein Opfer dem HErrn gelobt . . . wie er gelobt hat, soll er tun. . . . Und der HErr befahl: Ihr sollt Meinen Namen legen auf sie, daß Ich sie segne!

4. Mose 6, 2. 14. 21. 27.

Wieder war es ein stiller Sonntag, einer jener Tage, von denen des HErrn Wort sagt: „So du deinen Fuß von dem Sabbat kehrest, daß du nicht tust, was dir gefällt an meinem heiligen Tage, und den Sabbat eine Lust heißest, und den Tag, der dem HErrn heilig ist, ehrest, so du ihn also ehrest, daß du nicht tust deine Wege noch darin erfunden werde, was dir gefällt, oder leeres Geschwätz — alsdann wirst du Lust haben am HErrn, und Ich will dich über die Höhen auf Erden schweben lassen, — des HErrn Mund sagt's! (Jes. 58, 13. 14.)

Dies Wort war ihr zur Richtschnur geworden, und der HErr hält Seine Verheißungen.

Wir sehen an diesem Tage ein junges, vom Leben verwöhntes Mädchen ihre Knie beugen und mit heiligem Ernst ein Gelübde ablegen. Vielleicht war es noch nicht die ungeteilte Hingabe ihres Herzens und ihrer Liebe; aber sie wollte ein Opfer bringen, etwas, das ihr teuer war, Ihm hingeben, und der HErr hat ihr Opfer angenommen und es ihr gesegnet. Sie schreibt darüber:

„Ich habe einen Entschluß gefaßt, welcher, wie ich hoffe, im Himmel angeschrieben ist, und welchen zu brechen, die Kraft der Allmacht mich bewahren möchte. Das bitte ich ernstlich, da ich schwaches Geschöpf sonst nie hoffen könnte, mein Versprechen zu

halten. Es ist dies: In Gottes Gegenwart gelobe ich feierlich, alle Opern und Theater zu meiden, niemals wieder will ich sie freiwillig betreten. Ich halte sie nicht für recht. Jedesmal, wenn ich dort gewesen bin, habe ich wider besseres Wissen gehandelt unter viel Gewissensnot. Da ich nun versuchen möchte, eine Christin zu sein, kann ich das nicht mehr tun, was ich für unrecht halte. Denn ich kann meine Sünde nicht wahrhaft bereuen, wenn ich zugleich weiter fortfahre, die Sünde zu begehen. Das ist unmöglich. Ich muß entweder voll und ganz den Dienst Satans aufgeben, um Gott zu dienen, denn der Allmächtige wird keinen halben Dienst annehmen. In anderen Worten, ich muß wählen zwischen Leben, ewigem Leben, und Tod, ewigem Tod.

Der Vater hat, so hoffe ich, in Gnaden mich zu einer Seiner Erwählten gemacht, darum möchte ich das Joch der Sünde von mir werfen, welches ich so lange getragen habe, und das herrliche Kreuz umfassen und tragen, welches mein Heiland vor mir getragen hat.

Ich weiß, daß ich zu leiden haben werde, wenn ich dies tue. Ich muß Opfer bringen, und eins dieser letzteren habe ich gebracht, als ich heute nacht auf Oper und Theater verzichtete. Es ist mir ein sehr schmerzliches Opfer, aber die Gnade Gottes hat mich befähigt zu dieser Verzichtleistung, und auch dazu, die reichlich fließenden Tränen bei dem Gedanken, mich zu trennen von einer meiner schönsten weltlichen Freuden, zu überwinden. Aber es ist geschehen! Möge der Weihrauch dieses meines ersten Opfers annehmbar sein vor Gott meinem Vater im Himmel!"

„Am 22. November des Jahres 1857 versprach ich Gott das Opfer der Opern- und Theaterbesuche, welches Er, wie ich glaube, annahm. Dies war der erste entschiedene Schritt in meinem neuen Leben. Möchte es zu Seiner Ehre gewesen sein!" So schreibt sie im August 1873.

Später hat sie bezeugt, daß das Wort Röm. 5, 20: „Wo aber die Sünde mächtig worden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger worden“, in ihrer Bekehrung eine wichtige, lebensweckende Kraft gewesen ist. Aber ob noch ein besonderes Gotteswort ihr Gewissen gerade auf diesem Punkt berührt hatte, das sie veranlaßte, gerade dieses Stück Weltleben zu opfern, wissen wir leider nicht.

Die Scheu vor dem nun wieder beginnenden Pariser Leben, das doch wohl ein anderes Gepräge trug, als die „Welt“

in Stuttgart, hatte der Herr in ihr gewirkt, und dies Gefühl ist sicher eine Schutzwehr gewesen, die Er um Sein Kind gebaut hat, als Er sie veranlaßte, Ihm diese ihre größte weltliche Freude zum Opfer zu bringen. Wenn es wohl auch vorerst nur eine Vorstufe zur wahren Wiedergeburt war, so konnte doch jetzt Gottes Geist ganz anders ungehindert an ihr wirken, wie vorher. Und was Er jetzt wirkte, war tieferes Sündenbewußtsein und zunehmender Überdruß an den weltlichen Freuden, die ja noch nicht abgeschnitten waren, nachdem die eine Quelle derselben abgeleitet worden war.

„Kaiser und Kaiserin sind hier, aber glücklicherweise werden noch keine Feste gegeben. Ich fürchte mich vor dem Wiederbeginn der Saison, und ich glaube, es geht Josephine ebenso! Die geliebte Schwester, könnte ich ihr doch alle ihre Freundlichkeit besser danken! Unter allen Segnungen, die mein himmlischer Vater über mich ausgeschüttet, ist diese Schwester eine der spürbarsten! Und doch, wie erstaunlich undankbar bin ich Ihm, wie kalt und hartherzig! Wie ist es möglich für ein so reines, heiliges Wesen, solch eine Kreatur zu lieben, wie ich es bin, beslekt mit jeder denkbaren Sünde, undankbar, lieblos, ungläubig! In mir bin ich nichts, ja schlimmer als nichts, aber in Ihm, der gestorben ist und Sein Blut für mich vergossen hat, in Ihm bin ich alles. Gelobt sei Er. Möchte ich täglich zunehmen in Liebe und Gnade!“

„Welche Veränderungen erlebt man oft in kurzer Zeit, heut früh war ich ganz gleichgültig den Dingen dieser Welt gegenüber und wollte nichts wissen als allein meinen Heiland, Ihn, den Gekreuzigten; aber heut abend regt sich in mir ein Drängen nach der Welt und ihren Interessen. Ach, wenn ich doch zu allen Zeiten völlig glücklich sein könnte in Ihm! Aber das ist wohl unmöglich. Ich muß wohl Geduld haben, und durch die Versuchungen des Bösen mich erst durchkämpfen, ehe ich vollkommen sein kann. Der Allmächtige wird mich in meinem Ringen unterstützen, so daß ich zuletzt als Sieger daraus hervorgehe!“

„Ach, welch fortwährender Kampf ist nötig mit dem eignen kalten Herzen und mit dem fortwährend Pläne schmiedenden Verführer, um schließlich diesen Feinden gegenüber siegreich zu bleiben! Welch glückseliger Tag wird es sein, wenn ich von beidem befreit, den Kampf in Geduld und Treue zu Ende geführt haben werde! Herr, hilf, allein kann ich nichts tun!“

Neben diesen Kämpfen im innersten Erleben war sie weiter fleißig an ihrer Ausbildung, so z. B. im Erlernen der deutschen Sprache. Ihr Bruder David und ihre Schwester Anna waren auch in Paris, letztere viel kränklich. Briefe und Weihnachtsgaben von der fernen Mutter machen ihr das Herz warm:

„Edle, sich selbst aufopfernde Mutter, sie möchte lieber ihren Kindern Freude bereiten, als sie selbst zu genießen. O, könnte ich ihr ähnlich sein! Welch glückseliger Gedanke, daß wir, da ich nun aufrichtig hoffe, eine Christin zu sein, nach kurzer Trennungszeit auf Erden einst ewig ungetrennt im Himmel zusammen sein werden!“

Diese Weihnachtszeit brachte Marie die ersten persönlichen Berührungen mit der notleidenden Bevölkerung, und ihr reiches, mitleidiges Herz fing an, sich im lebhaften Interesse an einer armen Witwe mit ihren vier kleinen Kindern zu betätigen. Sie überlegt, ob sie nicht diese Kinder ganz erhalten könnte, aber das würde 800 Frs. mindestens jährlich erfordern, und so viel kann sie jetzt nicht entbehren, aber doch will sie versuchen, die Not nach Möglichkeit zu lindern:

„Wenn ich mündig werde, soll diese Witwe mit ihren Kleinen nicht von mir vergessen werden!“

„Weihnachten ist nahe, die Zeit, da unser Heiland geboren wurde, der uns von all unseren Sünden erlöst, der alle Qual ertrug, sogar verlassen von Seinem Vater war, um zu hindern, daß wir die Folgen unsres Ungehorsams erlitten. Gott sei gelobt für diese wunderbare Befreiung, und Preis und Ehre sei dem geliebten Heiland, der starb, damit wir leben möchten, der für uns alle Schrecken des Todes und des Grabes überwand. Wie unermüdlich sollten wir sein im Dienst unsres großen Meisters, der selbst so unendlich Großes für uns getan hat!“

So fing das Lichtlein zu leuchten an, obgleich es eben erst selbst entzündet war, nicht nur im Dienst der Liebe an den Armen, auch indem sie andern von Ihm sagte, wie einst die Jünger, die eben selbst den Messias gefunden hatten, hingingen und andere zu Ihm riefen:

„Ich schrieb an Mollie R. . . und legte es ihr nahe, eine Christin zu werden, indem ich ihr meine Erfahrungen mittheilte, wie mich der Heiland so hoch geehrt, daß Er mich ‚erwählt‘ hat aus der Zahl derer, die ‚berufen‘ sind, — o so viel mehr, als ich

verdiene, ist das! Ich verdiente, verurteilt zu werden zu ewigem Verderben, um meiner abscheulichen Verschuldungen willen, — aber, welche Gnade! Gott hat mich, so unwürdig, wie ich bin, zu einer Erbin ewiger Glückseligkeit gemacht. Gelobt sei Sein Name in Ewigkeit!“

Am Tage vor Weihnachten gibt ihr die kleine Nichte, an deren Entwicklung sie so viel Freude hat, eine Lektion, wie wichtig es ist, gehorchen zu lernen. Am heiligen Abend selbst als der große Kreis der Gäste um den Lichterbaum versammelt ist, entfliehen ihre eigenen sehnächtigen Gedanken diesem Kreise und eilen zur Mutter und der Schwester Blanche daheim in Newyork:

„Ich wünschte, sie hätten auch einen Baum gehabt. Was ist es für eine hübsche Gewohnheit, daß alle Familienglieder auch in verschiedenen Welttheilen zur Erinnerung an die Geburt des Heilands zu gleicher Zeit in gleicher Weise sich freuen, — ist Er doch nicht nur der Heiland eines oder zweier Menschen, sondern der ganzen Welt. Welch wunderbare Herablassung, diese göttliche Hingabe, von deren Ausdehnung wir uns kaum den leisesten Begriff machen!“

Der Kirchgang am 25. Dezember findet sie schläfrig, was ihr eine Versuchung Satans ist, der sie hindern will, durch Gottes Wort gesegnet zu werden. Am nächsten Tage brachte sie der vorerwähnten Witwe selbst Geschenke hin:

„Es macht mich glücklich, die Armen zu besuchen, aber ich möchte mehr tun, es scheint mir, ich tue nicht halb genug. Ich möchte mein Leben damit ausfüllen, Gutes zu tun. Ich flehe Gott an, daß Er mir zeigen möchte, was Sein Wille für mich ist, und daß Er mir helfen möchte, mehr für Ihn zu tun! Gib mir Gelegenheiten dazu, mein Gott! Ich bin nichts, und kann nichts ohne Dich. Hilf mir das Rechte tun, und alle Ehre sei Dein!“

„Der letzte Tag des Jahres 1857! Wir haben es verbraucht und werfen es weg, wie ein altes Kleid, und ziehen ein neues an! Welchen Gebrauch habe ich von dem alten gemacht? Wie kann ich Rechnung tun vor dem ewigen Gott über den Gebrauch dieses Jahres? Habe ich es genützt oder vergeudet? Ich fürchte, das letztere. Aber doch ist es ausgezeichnet vor allen vorhergegangenen. Mein himmlischer Vater hat mich in Gnaden erweckt aus meiner Gleichgültigkeit und eiskaltenden Verhärtung des Herzens und hat mich zu Seinem Kind gemacht und hat mir die herrliche Hoffnung gegeben, mit all Seinen Erkauften ewiges Leben zu haben. — Das Jahr geht

schnell zu Ende, noch 3 Minuten, und du wirst ins Grab gelegt, du alter Mann, und dein Platz wird ausgefüllt durch immer neue Nachfolger! Du hast deinen Lauf vollendet. Du hast, was dein Schöpfer dir aufgetragen hat, vollbracht. Nun gehst du vor den Thron Gottes, Rechenschaft zu geben! Einmal schlägt diese Stunde auch für uns! Unser Leben ist beeinflusst von Schuld, aber unser Heiland ist unsre Zuflucht und Hoffnung, in Ihm sind wir vollkommen, wie auch Er vollkommen ist! — Es schlägt Mitternacht. Der friedliche Klang ist eben erstorben! Gott befohlen, mein alter Freund! Du hast mir einen guten Dienst getan. Ich danke dir dafür! Du hast mich erst in die Welt eingeführt, und dann mich mit Gott bekannt gemacht. Ich habe gekostet und mich satt getrunken an dem Becher der prickelnden Vergnügungen, die wie Champagner wirken. Aber dann habe ich auch ein wenig von der Last des Kreuzes meines Heilands zu tragen begonnen, und ich ziehe bei weitem das letztere vor: Sein Joch ist wahrhaftig sanft und Seine Last ist leicht, und würde sie doppelt so schwer, hilf, Vater, daß ich immer Deine Herrlichkeit und Deine Liebe weit über alles stellen möge, was die Welt mir bieten kann!“





VI.

Schatten und Licht!

1858 Paris.

„Der Ich das Licht mache und schaffe
die Finsternis, der Ich Frieden gebe und
schaffe das Übel. Ich bin der Herr, der
solches alles tut.“ Jes. 45, 7.

Wenn ein Künstler ein Gemälde entwerfen will, ist es notwendig, daß er nicht nur das Licht, sondern auch die Schatten hervortreten läßt. Ja, diese allein bewirken es, daß die Lichtseiten so leuchten, wie es in seiner Absicht liegt. Wo die tiefen Schatten fehlen, bleibt das Bild eine Zusammenstellung von Farben ohne Kraft, ohne Leben, ohne Tiefe. — So hat es auch der große Meister angeordnet, daß erst auf dem tiefen Untergrunde der Dunkelheit das helle Licht in die Erscheinung tritt, wenn Er ein Menschenkind „aus dem finsternen Alten in Jesu Klarheit umgestalten“ will.

Es könnte uns sonst wundernehmen, daß nach dem Aufschwung, von dem wir hörten, ein scheinbarer Rückgang nicht zu leugnen ist. Gott macht es oft so bei Seinen Kindern, daß Er ihnen erst die Sehnsucht nach der wunderbaren Lichtherrlichkeit Seiner Liebesgemeinschaft ins Herz pflanzt, und wenn dann die Blendung durch dieses Licht fast zu stark ist, schließen sich die Augen des lichtungewohnten Erdenpilgers, wie man es tut, wenn das Sonnenlicht uns zu unvermittelt trifft. Und doch hat das Auge, das für die Lichtaufnahme geschaffen ist, die Gestalt der flüchtig geschauten Sonne fest gehalten und bleibt ein Weilchen blind für alles andere, bis es allmählich wieder dem Schatten sich zuwendet und wieder die Erdendinge sieht. Und die Erdendinge gewinnen wieder Macht, wenn auch nie wieder das Sehnen nach dem vollen Licht ersterben kann, und der Seufzer: „Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue“ — wie ein Unterton

der tiefsten Sehnsucht des Menschenherzens bei allem Genießen der Erdenfreuden hindurchflingt.

So führt uns das Jahr 1858 in Marie's Erleben in ein gewisses Auf und Ab der Bewegung von Ebbe- und Flutwellen; jedoch wenn die Flut steigt, fließt jede Welle wieder zurück, aber die nächste steigt ein wenig höher, als die vorhergehende. Und es ist notwendig, daß ein Menschenkind es an sich in schmerzlicher Erfahrung lernt, daß es mit guten Vorsätzen in eigener Kraft nichts vermag.

Das erste, was der Herr tat, um Sein Kind zu segnen, war dies, daß Er ihr an anderen Gotteskindern Seine Gnadenwirkungen zeigte. Da waren zwei Damen in Paris, die trotz schwerer Verluste, die sie kürzlich gehabt hatten, doch so strahlend leuchtend und freundlich waren, solche wahren Christinnen. Jedesmal, wenn sie mit ihnen zusammentraf, regt es sie an, sich selbst zu sehen in dem Licht, der von diesen leuchtenden Gotteskindern ausging:

„O, wenn ich nur selbst besser sein könnte! Wenn ich solche Vorbilder sehe, möchte ich fast verzweifeln, ob ich je würdig werde meiner christlichen Berufung. Ich selbst kann es nicht erreichen, es ist mein himmlischer Vater, von dem allein ich diese Gnade erwarten kann, daß ich in den Wegen des Friedens und der Gerechtigkeit zunehme und vorankomme.“

Später erzählt sie von Frau Bartholdy-Walther, daß sie jeden Sonntag die Gefängnisse besuchte und dort mit den gefangenen Frauen von Jesus redete.

„Alle ihre Zeit, ihre Talente, ihr Geld gibt sie dem Dienst ihres Heilands. Ach, wenn ich ihr doch etwas ähnlicher wäre! Neben ihr versinke ich in ein völliges Nichts. Aber ich darf nicht verzagen, der Herr wird auch mir noch Gelegenheit geben, Gutes zu tun. Er sieht mir ins Herz, und weiß, wie ich mich danach sehne, Ihm zu dienen.“

Etwas ganz Neues war ihr ein Gesellschaftsabend bei Frau André-Walther, der Schwester der zuletzt genannten Dame, wohin man, statt wie sonst in ausgeschnittener Gesellschaftstoilette, in hohen Kleidern ging. Dort versammelten sich jedes Jahr bei Gelegenheit einer Konferenz die evangelischen Pastoren, die dazu nach Paris kamen, und diese Dame lud dann alle Bekannte und manche Unbekannte zu sich ein:

„Wie gut ist das von ihr. Sie ist wirklich das Vorbild einer wohlthätigen Christin, sie ist ein Licht für mich armes, nutzloses Geschöpf, das ich bin. O, Vater, hilf mir, mehr Frucht zu bringen, und Deinen Willen zu tun, Deinen allein! Wie war es so anders, als sonst unsre Abende sind! Nach herumgereichten Erfrischungen las einer der Pastoren ein Kapitel aus der Bibel vor, ein anderer gab einen fesselnden Bericht aus seiner Missionsarbeit in Genua, wo so viel Sünde und Unglaube herrscht. Zuletzt das Schlußgebet eines dritten Pastors. Ach, wenn wir doch alle unsre Abende so im Dienst Gottes zubringen könnten!“

Ein andermal luden diese Damen sie und natürlich auch die Schwester zu der *A b o r d n u n g* von drei *M i s s i o n a r e n* ein, die nach Afrika zu gehen bestimmt waren:

„Wie wunderbar, sein ganzes Leben solcher Arbeit zu weihen, so sich ganz dem Dienst des Meisters hinzugeben, durch Leiden, Entbehrungen, Prüfungen, Entmutigungen Ihm treu zu sein bis zum Tod. Ach, ihrer wartet eine unverweltliche, unvergängliche, ewige Krone! Gott mit euch, ihr jungen mutigen Männer, mit Seiner Gnade und Treue! — O wenn ich mein hartes, kaltes Herz los werden könnte, wie viel besser könnte ich dann meinem Schöpfer dienen, wie ich es so gerne möchte! Gott allein kann mir diese Bürde abnehmen, wenn es Sein heiliger Wille ist.“

Außer durch solche Knechte und Mägde des Herrn, die durch ihr *V o r b i l d* ihr zum Ansporn wurden, sehen wir auch, daß der Heiland den Ihm geleisteten Dienst Seiner noch so unerfahrenen Magd segnet, indem Er ihr gerade da, wo sie geben darf, auch zu nehmen erlaubt:

„Es ist solche Freude, denen, die es wirklich brauchen, etwas geben zu können, besonders wenn sie so dankbar sind, wie die Witwe F.“

Ein andermal trifft sie dieselbe arme Frau in bitterer Not:

„Auf unsre Frage sagte sie uns, sie habe nur noch 2 Sous gehabt, und doch war sie voll Zuversicht und Freude und sagte, Gott habe ihr Herz so gefüllt mit Seiner Liebe, daß sie die ganze Nacht habe beten können, ohne zu ermüden, und nun sei ja auch, wie sie bestimmt im Vertrauen auf Seine Verheißung erwartet hätte, die Erhöhung gekommen. Sie sagte das mit solcher einfachen Natürlichkeit, daß wir gewiß waren, daß es aufrichtig sei. Ich mußte denken, was wäre aus ihr und den 4 Kindern geworden, wenn wir nicht heut gekommen wären.arme Frau — und doch nicht arm — nein, reicher als wir, mit ihrem festen Vertrauen auf Gottes Hilfe. Wie beschämend für mich, die ich so rasch ermüde, Gottes

Willen zu tun! Vater, erfülle mein Herz mit Liebe zu Dir und stärke meinen Glauben! Wir blieben eine Weile dort, ließen die Kinder vorlesen und ihre Hefte zeigen. Endlich verließen wir sie mit glücklichen Herzen. Uns tat der Besuch wohl und brachte uns Segen, mehr wie unsre Gaben bringen konnten. Möchte unser Herz in Dankbarkeit zu Gott erhoben werden, daß Er uns erlaubt, Ihm zu dienen und uns jeden Dienst so wunderbar lohnt in Seiner unaussprechlichen Gnade!“

Einen Segen anderer Art empfing Marie diesen Winter dadurch, daß in einer Kirche, ganz in ihrer Nähe, am Sonntag abend Vorträge über Bunyans Pilgerreise gehalten wurden, wobei es sie besonders erfreute, daß auch ihr Bruder sie dorthin begleitete. Wie vielen Menschen ist schon dieses Buch zum bleibenden Segen geworden mit seinen so anschaulichen Gleichnis-Bildern, in denen nicht nur die Erlebnisse des Pilgers „Christ“ dargestellt werden, wie er, die Stadt des Verderbens verlassend, den Weg des Lebens findet und trotz aller Anfechtungen zum Ziel kommt, sondern auch alle möglichen anderen Schattierungen von Pilgern gezeichnet werden, die wohl errettet werden möchten, denen aber aus vielen Gründen doch die Entschiedenheit mangelt, völlig durchzubrechen. Wie groß war auch der Kampf für Marie, sich völlig zu lösen von allem, was sie noch gebunden hielt. Zwar sagt sie vor Beginn der Saison:

„Ich bin dankbar, daß noch keine Einladungen kommen. Die Welt hat einen großen Teil ihrer Anziehung, die sie im vorigen Winter hatte, für mich verloren. Aber doch weiß ich, daß sie meine größte Versuchung ist, ich liebe sie noch zu sehr.“

Die Feste begannen jedoch bald wieder mit einem großartigen Ball, den Lord Cowley, der englische Botschafter, gab zu Ehren der am 25. Januar stattfindenden Vermählung der Prinzessin Viktoria von England mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, bei dem der Kaiser und die Kaiserin anwesend waren. Zwar war sie selbst eines leichten Unwohlseins der Schwester wegen nicht dabei, aber was der Schwager davon erzählte, interessierte sie glühend.

Es scheint indessen zuerst wirklich, als habe die Welt etwas von ihrem Schimmerglanz eingebüßt. Sie schreibt im Februar:

„Wir unterbrachen unsre stille Gewohnheit und besuchten einen

Ball. Das Interessanteste dabei war, daß die Prinzessin Czartoriska uns oben ein Zimmer zeigte, das Voltaire früher bewohnt hatte. Aber — Bälle lohnen die Mühe des Anziehens selten. Welch ein Unterschied, ob man eine Novität ist oder nicht. Letztes Jahr habe ich wohl bei keinem Tanz gegessen. Ich bemerke, daß es anderen Mädchen, die voriges Jahr ebenso gefeiert wurden, wie ich, ebenso geht. Wir werden nur hin und wieder aufgefordert. Es ist wohl menschlich, aber diese Tatsache hilft mir, daß ich mir nichts mehr draus mache, auszugehen, wenn ich auch hoffe, höhere und bessere Motive zu haben, die mich veranlassen, die Welt nicht mehr so zu lieben, oder ihr gleichgültiger gegenüber zu werden.“

Bei einem Ball im Palais Luxembourg, wozu 2000 Personen geladen waren, blieben sie deshalb ganz gern zu Hause, besonders da er am Sonnabend war, und „sie sich nicht gern für die Kirche ermüden mochten!“

Die S o n n t a g e sind nach wie vor die großen S e g e n s t a g e in ihrem Leben.

„Die Sonne schien so freundlich auf des HErrn erwählten Tag herab. Josephine war nicht wohl genug, die Kirche zu besuchen, so redete ich ihr zu, an die Luft zu gehen. Wir fuhren nach den Champs Elysees und gingen spazieren dort. Die ganze Zeit haben wir uns nur über christliche Dinge unterhalten, so bedauerte ich nicht, meiner Regel, Sonntags nur zur Kirche zu gehen und sonst zu Haus zu bleiben, untreu geworden zu sein. Es ist mir zum Teil gelungen, alle weltlichen Interessen aus meinen Gedanken zu bannen und Gott den ganzen Tag darin festzuhalten. Wenn einem das gelingt, ist es s o l c h e Freude, denn die Gemeinschaft mit dem Himmel macht uns besser, aber leider ist es so schwer, sich über diese nichtige Erde zu erheben; es ist ein fortwährender Kampf, aber Gott hilft dabei.“

Welch ein ehrliches Streben, aber noch befangen in systematischen Wegen eigener Regeln und Gesetze, die noch nicht die Kraft zum Überwinden geben können. Ja, sogar ein wenig Stolz, daß ihre Auffassung der Sonntagsheiligung eine so viel höhere ist, als die anderer Menschen, klingt hindurch:

„A. und S. gingen zum Hofball, wir natürlich nicht, da es Sonntag war. Es ist merkwürdig, welche verschiedene Auffassung die Amerikaner und Europäer in bezug auf die Heiligung des Sonntags haben. Es scheint mir so klar und deutlich, daß, da es des HErrn Tag ist, die Bibel mit der Heiligung des-

selben sagen will, daß wir uns nicht mit unsren eignen Gedanken oder unseren eigenen Werken beschäftigen sollen; aber die Leute hier wundern sich darüber, daß wir darin „so streng“ sind, wie sie es nennen. Ich bin neugierig, wer an jenem Tage recht bekommen wird! Ich möchte meine amerikanische Heilighaltung des Sonntags nicht aufgeben um aller Ehren willen, die die Welt mir bieten könnte. Es ist ein zu großes Vorrecht, und ich verstehe nicht, wie Christen ohne das leben können. Es hilft so für Wiederbelebung der Frömmigkeit und aller guten Gedanken und Handlungen. Könnten wir alle Tage leben, wie am Sonntag, wie geistlich würden wir werden! Heut hatte ich vollen Frieden mit meinem Schöpfer, mit der Welt und mit mir selbst, möchte es immer so sein!“

Von den Predigten, die sie in diesem Winter gehört hat, erwähnt sie die von P. Meyer immer wieder, — so am Karfreitag über die letzten Worte des Heilands, — aber auch Rev. Coquerel, der im Oratoire der reformierten Kirche predigt, die gedrängt voll war, oder Pastor Vallette, der in der Billettekirche predigt, die mit einem Pensionat verbunden war, für das sie sich interessierten, werden öfters erwähnt:

„Ach könnte ich alles festhalten, was ich höre, um es in die Tat umzusetzen! Satan nimmt den kostbaren Samen so leicht fort, und dann bringt er gar keine Frucht.“

Sie sehnt sich auch, mit zum Tisch des Herrn gehen zu dürfen, aber da sie noch nicht konfirmiert ist, kann es ihr nicht erlaubt werden. *)

„Heiland, tue ich recht, daß ich mich Deinem heiligen Sakrament fernhalte? Lehre mich doch Deinen Willen auch in diesem Stück! Wie herrlich muß es sein, zum heiligen Abendmahl sich vorbereiten dürfen. Ich werde Pastor Meyer fragen, ob ich nächstes Jahr daran teilnehmen darf, wie alle wahren Gläubigen.“

Wichtig ist wohl auch für ihren inneren Standpunkt in dieser Zeit ihre Auffassung über das, was sie liest:

„Wir haben das hübsche, interessante Buch jetzt ausgelesen und sind traurig, daß es zu Ende ist. Ich liebe Romane so

*) In der presbyterianischen Kirche, aus der Marie Lee herkommt, hat man keine Konfirmation. Erst die Bekehrung berechtigt zum Empfang des heil. Abendmahls.
(Anm. v. Fr. v. Waechter.)

sehr, aber ich bin überzeugt, daß sie ein großer Zeitverlust sind, und will versuchen, in Zukunft mich von ihnen freizumachen.“

„Ich möchte das Rechte tun; aber ich fühle mich selbst so tief sündig und fast ganz unfähig, irgend etwas Gutes zu vollbringen. Es scheint mir täglich schwerer statt leichter, das Rechte zu tun. Ich habe den ernststen Wunsch, dem Willen Gottes gegenüber gehorsam und fügsam zu sein in allen Dingen, aber wie wenig erreiche ich es! Dies ist keine Einbildung, wie mir P. Berger (den sie öfter bei ihren Armenbesuchen traf) einreden möchte. Ich fühle, was ich sage, daß ich sehr sündhaft bin, und je mehr ich versuche, recht zu tun, desto mehr ist die Sünde mächtig in mir. Ich fürchte, ich gebe mir nicht genug Mühe.“

„Du, Heiland, hast Deine Hilfe verheißen, aber ich sehe nicht, daß ich recht tue, darum fürchte ich, daß ich ohne Dich bin. O, löse meine Liebe, Vater, von allem, was in der Welt ist, und binde sie fest und unlöslich an Dich, dann allein werde ich den rechten Weg erkennen, welchen Deine unendliche Weisheit mich in dieser Welt führen will. Befähige mich, ihn zu gehen, Deinen Willen zu tun, Dich zu lieben, an Dich zu glauben mit allen meinen Kräften um meines Heilands willen! Amen.“

Trotzdem sie so ernstlich um Lösung von der Liebe zur Welt betet, und wohl auch einmal lieber zu Haus bleibt, wenn die Geschwister ausgehen, und sich bei Armenbesuchen viel glücklicher fühlt, als z. B. bei einem Maskenball bei Hofe, wo sie fast gar nicht getanzt hatte, kamen doch wieder Tage, an denen sie ganz und gar untertauchte in dem Strom der weltlichen Freude. Bezeichnend für das noch ungefestigte Herz, das sich doch nach Frieden sehnt, ist ein Tag — der 22. Februar 1858 —,

„Der Geburtstag des edlen Washington, des Vaters unsres Vaterlandes.“

Am dem Morgen dieses Tages, es war ein Montag, war sie in besonders gehobener Stimmung:

„Ich glaube, der heilige Geist hat das bewirkt, den mir der Vater in Gnaden verliehen hat, vielleicht weil ich gestern ernstlich und aufrichtig bestrebt war, Seinen Willen zu tun. Welche Frucht des Gehorsams, wenn wir solche Glücksaugenblicke auf Erden schon erleben können, wie tief und weit muß dann die Freude und der Frieden erst im Himmel sein! — sicher weit über unsre Vernunft und unser Verstehen hinausgehend!“

Das schrieb sie am Morgen dieses Tages. Am nächsten Tage

berichtete sie von dem Ball, der zu Ehren Washingtons in der Amerikanischen Gesandtschaft gegeben worden war, und wo es sehr schön war, weil sie so viele gute Bekannte trafen, und deshalb auch fleißig getanzt wurde, nachdem sich gegen Morgen die Menschenmenge etwas gelichtet hatte. Erst um 11½ Uhr abends kamen sie dorthin, nachdem sie vorher einer andern Einladung gefolgt waren, und kehrten erst 6½ Uhr morgens heim. Um 2 Uhr mittags standen sie am folgenden Tage auf und erschienen dann um 5 Uhr nachmittags im Salon. Hierüber schreibt Marie:

Mein christliches Gefühl sagt mir, daß das nicht recht ist. Ich habe die Freude teuer erkauft. Ich wünschte, ich könnte mich ohne Gewissensnot daran erfreuen, aber mein Gewissen sagt mir zu deutlich, daß ich nicht recht getan habe. Ich war fast zu müde, als ich morgens nach Haus kam, um noch zu beten oder aus dem Lesen des Wortes Gottes noch einen Segen schöpfen zu können. Den nächsten Tag vergeudete ich halb im Schlaf, halb mit Anziehen; auch waren meine Gedanken noch ganz bei den Gesprächen und den Freuden der Nacht. So glaube ich, daß ich sündigte, weil ich mich der Freude des Tanzens so ganz hingegeben habe. Infolgedessen hat sich der Herr zurückgezogen, denn ich habe seitdem keinen Frieden gespürt. Ich hoffe, es soll das letztemal sein, daß ich so meinem Christenberuf Anehre mache, obgleich es eine Versuchung ist, der ich nur schwer widerstehen kann. Ich liebe die Welt noch zu sehr. Bitte, lieber himmlischer Vater, löse doch mein Herz von den Dingen dieser Erde und binde es fester an das, was droben ist, denn nur dort kann es volle Befriedigung finden!“

Ist es nicht auffallend, daß das Gebet hier nicht auslautet in die Bitte: „Binde mein Herz fester an D i c h?“ Das erinnert an eine Ansprache über die Hochzeit zu Kana, die Marie später hörte, in der gesagt wurde: „Es gebrach an Wein.“ — Wo man noch nicht I h n selbst als das Ziel unsrer Liebe erkannt hat, wo man noch nach einem erfahrenen Segen sagt: Jetzt habe ich e s gefunden, — irgend ein Gutes, — da wird e s bald wieder gebrochen, da werden die gefüllten Krüge wieder leer, — hat man aber I h n selbst gefunden, dann bleibt man bei I h m!“ Es ist dies vielleicht der Schlüssel, warum e s auch bei unsrer lieben Marie noch so oft wieder an Wein gebrach, warum wieder Mangel eintrat, wo sie sich doch so nach der Fülle sehnte.

Die großen geschichtlichen Ereignisse, die in jenen Wintermonaten das Pariser Leben beschäftigten, klingen nur von fern herein in ihr Leben, wie die Wogen von draußen leise herüber tönen und im Fischerhause dem Kind ein Wiegenlied singen, während die Männer draußen vielleicht in Gefahr schweben. Am 14. Januar dieses Jahres 1858 war das berühmte Attentat auf den Kaiser Napoleon verübt worden. Nur weil die Schwester mit dem Schwager den Gerichtsverhandlungen beiwohnte, in denen die Attentäter zur Verantwortung gezogen wurden, scheint dies Ereignis interessant genug, um es im Tagebuch zu erwähnen. Sie schreibt darüber:

„Orsini erweckte allgemeine Sympathie. Er war so ganz der gut aussehende, vornehme Mann mit einem schönen Charakterkopf. Sein Genosse Pietri dagegen war unverschämt, behauptete die Pistole und den Dolch in der Oper bei sich gehabt zu haben, weil er in England, wo sie sich lange aufhielten, wohl um das Attentat vorzubereiten, nie ohne Waffen ausgegangen sei, und es ihm darum zur Gewohnheit geworden, sie bei sich zu tragen. Die Bombe habe er nur Orsini zu Gefallen mitgenommen. Rudio und Gomez gaben ihre Mitschuld zu, der letztere ein Bediensteter Orsinis, der erstere ein vornehmer Verwandter, der seit seiner Kindheit, wie er ausagte, immer von der Freiheit Italiens geträumt hätte, und gehofft habe, eine Revolution in Frankreich, durch Napoleons Tod herbeigeführt, werde auf Italiens Befreiung wohlthätig einwirken. Er ist erst 25 Jahre alt, hat aber schon ein Banditengesicht! Sie tun mir so leid, sie werden gewiß zum Tode verurteilt werden! Wenn doch Italien seine Freiheit erhalten könnte, ohne daß so viel Märtyrer sich selbst dafür zum Opfer darbringen!“

Das politische Urtheil steht also noch ganz unter dem jugendlichen Eifer der freien Amerikanerin, der die Republik das größte Glück für ein Volk erscheint. Kleine Neckereien zwischen ihrem Schwager und seinen Freunden einerseits, und ihrer Schwester und ihr selbst andererseits erregen deshalb ihr Gemüt oft. Der Schwager behauptet zu glauben, daß in 20 Jahren sicher die Vereinigten Staaten eine Monarchie sein werden, was die beiden Schwestern jedesmal mit Entrüstung zurückweisen.

Aber diese Erörterungen kräuseln doch die Wellen nur ober-

flächlich. Daß ihr ihre liebste Freundin Binnie in Amerika mitteilt, daß sie nun auch eine Nachfolgerin Jesu geworden sei, ist ihr wichtiger und macht sie sehr glücklich. Denn sie hatte darum gebetet, daß alle ihre Freundinnen mit ihr denselben Weg gehen möchten,

„und nun hat mein Heiland in Seiner großen Erbarmung mein Gebet erhört, wir sind nun nicht nur im Herzen, sondern auch im Geist befreundet, nicht nur für diese Welt, sondern auch für die Ewigkeit verbunden!“

Ihre Schwester verstand es aber auch sonst ihr Herz auf solche Dinge hinzulenken, die Ewigkeitswert für sie gewinnen sollten. Ist es doch im Erleben eines Gotteskinds wichtig, nicht immer in Gefühlen sich zu ergehen, sondern auch den Glauben zu betätigen. Die Missionsinteressen fingen, wie schon erwähnt, leise an, ihr Mitgefühl zu erwecken. Das erste mal war es an sie herangetreten, als sie einen „Monseigneur“ *) sah, der der französischen Mission in China vorstand, und der mit einem bekehrten Chinesen — beide in chinesischer Tracht — bei einem großen Empfang zugegen war. Sie bewunderte ihn, weil er in seiner edlen Aufgabe täglich sein Leben aufs Spiel setzte. — Wie wenig wußte sie damals, daß gerade dieses China ihr noch einmal besonders ans Herz wachsen sollte.

Aber noch war es doch mehr die i n n e r e Mission, für die sich Maries Herz auftat. Da war die Erziehungsanstalt für kleine Mädchen, die aus zerrütteten Familienverhältnissen stammten, für die sich die Schwestern lebhaft zu interessieren angingen. Hier in der Billettekirche waren sie bei der Einsegnung von acht kleinen Mädchen zugegen. Hier war es auch, wo sie zum ersten mal in ihrem Leben einer Komiteesitzung beiwohnte, — „so etwas hatte ich noch nie erlebt!“ — und wie viele solcher Sitzungen sind später gefolgt, ja, noch in ihren letzten Lebenstagen beschäftigte sie sich im Geist mit solcher Sitzung! Bei dieser Beratung überraschte sie der sie leitende Pastor Vaillette sehr damit, daß er ihr sagte, er überlege, wie er sie irgendwie in der Arbeit anstellen könnte. Es machte ihr viel Kopfschmerzen, was er damit meinen könnte. Denn vorerst war sie ja nur erstaunte Beobachterin. Ganz außerordentlich

*) Katholischer Geistlicher.

bewegte sie der Besuch eines protestantischen *Diakonissen-*hauses in Paris. Sie schildert genau alle verschiedenen Zweige des dortigen Werkes: Krippen- Schul- Hospital- und Rettungsarbeit. Doch gibt sie dem allem ihre eigenen Benennungen, z. B.

„Zuflucht für reuige Frauen, die ein neues Leben führen möchten, auch Gefängnisse für Unverbesserliche, für die man aber auch liebevoll sorgt!“ „Es ist eine überaus interessante Arbeit, und die lange Zeit, die wir dort zubrachten, war wohl angewendet. Das Werk kostet jährlich 70 000 Franken, aber die Arbeit lohnt wirklich die großen Opfer. Die Oberin und alle die Schwestern haben solche lieben Gesichter, ideale christliche Physiognomien!“

Dieser Besuch hatte denn zur Folge, daß die beiden Schwestern sich mit Vorbereitungen zu einem *Wohltätigkeits-*Verkauf zum Besten dieser Anstalt sehr intensiv beschäftigten und darin eine bessere Anwendung ihrer Abende finden, als es die Bälle sein können. Daß aber bei dem Verkauf einer ihrer Verehrer allein ihr selbst für 53 Fr. abkaufte, war eine wohl begreifliche Freude für sie.

Wenn wir so auch Anfänge späterer Lebensaufgaben sich keimartig entwickeln sahen, so ist es doch wichtig, daß der Herr noch erst selbst an ihr zu arbeiten hatte, ehe sie wirklich andern dienen konnte.

Ein Ereignis zeigt, wie zart ihr Gewissen war, und wie ernst sie sich unter die Zucht des heiligen Geistes stellte:

„Heute zeigte mir der Herr meine große Sünde und Seine große Gnade. Wir saßen zusammen mit Handarbeiten beschäftigt. Da kam das geliebte Baby herein (ihre Nichte Blanche, die nun 16 Monate alt war). Ich rief sie zu mir und wollte mich an ihr freuen, aber sie strebte von mir fort zur Mutter hin, die sie durch eine Spielerei fesselte. Da quoll in mir eine neidische Eifersucht auf. Doch gab mir Gott Gnade, die Sünde, deren ich mich schuldig machte, zu erkennen. Ich konnte ernstlich beten, daß Gott mir helfen möchte, dagegen zu kämpfen. Er machte mich still und gab mir Frieden, aber nicht nur das, Er erhörte mich in rührender Güte, indem Er mich in wunderbarer Weise tröstete, nämlich Blanche kam ganz plötzlich durchs Zimmer auf mich zugelaufen und reichte mir ihr süßes Mündchen zum Kuß dar. Ich war ganz überwältigt, und mein Herz erhob sich in warmer Dankbarkeit zu meinem himmlischen Vater, der in so liebevoller Herablassung Sein irrendes Kind zurechtbrachte, zurück zu Seiner

göttlichen Liebe. Liebe kleine Blanche, du weißt nicht, wie dieser einfache, kleine Kinderkuß mein Herz beglückte. Möchte Gottes reichster Segen auf ihr ruhen und sie ihrer Eltern Freude und Trost sein, so lange sie leben, und als ein lichter Engel hier und in der zukünftigen Welt Dich preisen! Wenn man sie fragt: Wo liebst du mich? legt sie ihre beiden Ärmchen auf ihr Herz und sagt: „Da!“

Ein andermal war es ihr schmerzlich, einige Tage allein mit Baby in Paris zurück zu bleiben, während die Geschwister in Fontainebleau waren. Aber auch darüber straft sie ihr Gewissen:

„Es scheint mir unmöglich, meine Selbstsucht zu überwinden, die so tief in meiner Natur wurzelt. Das Selbst, das eigne Ich ist überall, der Grundton bei allem. Wie schwer, ja wie unmöglich ist es, in eigner Kraft gut zu sein. Heiland, reinige mich durch den Einfluß Deines heiligen Geistes!“

So verging dieser zweite Winter in Paris so ganz anders, als der vorhergegangene. War damals eigentlich nur in der Passionszeit es wie ein Lenzeswehen durch ihre Seele gegangen, während sonst noch alles sich um die Freuden der Welt drehte, treten diese jetzt viel mehr zurück, und allerlei andere Interessen treten in den Vordergrund. Und doch dürfen wir wohl noch nicht von einem vollen Durchbruch zum Licht reden, ja, es kommen Zeiten, wo scheinbar die Schatten sich noch vertiefen und die Kämpfe heißer werden. Es galt, nicht nur die große Welt, wie sie im Pariser Hofleben an sie herantrat, überwinden; die Welt im eignen Herzen besiegen und das eigne Ich bekriegen, das waren die Ziele, die ihr gesteckt waren, und wozu die nun folgenden Ereignisse die Arena darstellten.





VII.

Kämpfe!

1858 Ems, Stuttgart, Paris.

„Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi“, und: „So jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht.“ 2. Tim. 2, 3. 5.

Damit wir lernen, den guten Kampf zu kämpfen, müssen Hindernisse, Schwierigkeiten, Versuchungen uns in den Weg gestellt werden. Niemand wird ein guter Streiter Jesu Christi, ehe er nicht in mancherlei Anfechtungen hinein geführt worden ist (Jak. 1, 2. 12.).

So darf es auch nicht wundernehmen, wenn Gott es zuließ, daß Sein Kind, das Er von einer Klarheit zur andern führen wollte, Zeiten durchlebte, wo scheinbar kein Fortschritt in ihrem Innenleben zu verzeichnen war, weil der Herr ihr erst einmal einen Einblick gewähren mußte in ihre eigene Ohnmacht, ehe sie lernte, noch viel abhängiger von Ihm zu werden.

Wir können von diesen Erlebnissen nur in Andeutungen sprechen, die uns gewissermaßen den Rahmen liefern zu dem Bild, in das wir uns gern vertiefen. Gott benützt äußere Erfahrungen, die uns zur Zeit, da wir sie durchleben, sehr wichtig erscheinen, ja häufig nur dazu, um den inwendigen Menschen zu gestalten. Hat Er diesen Zweck erreicht, fallen die Nebenumstände, die wie die großen Hauptsachen erschienen, beiseite wie die Decken, die vor der Enthüllung das Bildwerk umgaben, oder wie Gerüste, die das Bauwerk zu stützen schienen, bis sie beseitigt — zeigen, was mit ihrer Hilfe entstand. Es ist daher, wenn man das vollendete Kunstwerk betrachtet, nicht notwendig, sich anders als höchstens andeutungsweise mit dem zu beschäftigen, was seinerzeit doch notwendig war, um das Ziel des Meisters zu erreichen.

Von all den ihr bevorstehenden Kämpfen ahnte sie noch nichts, als sie Ende Juni von Paris abreiste. Diesmal ging die Fahrt über L ü t t i c h,

„die schöne alte Stadt, berühmt durch die Waffenfabriken und durch die prachtvolle Kathedrale, die, wie alle Kirchen Belgiens, sich durch reiche Ornamentik auszeichnet.“

Dann weiter über Köln nach K o b l e n z, wo man das Schloß des Prinzen von Preußen besuchte,

„des Vaters des Schwiegersohnes der Königin von England, der jetzt wegen der Krankheit seines Bruders die Regentschaft in Preußen hat. — In diesem Schloß bewegte mich tief das Bild unsres Heilands als liebliches Kind mit blauen Augen und blondem Haar, zu Seinen Füßen das Kreuz und die Dornenkrone! Wie erstaunlich gefühllos bin ich diesem Opfer gegenüber. Heiland, erweiche Du mein widerstrebendes Herz. Niemand als Du kannst es. Ich bin nicht glücklich, bis ich Dir m e i n g a n z e s Herz geben kann, und Dir a u s L i e b e dienen kann, nicht wie bisher, aus P f l i c h t g e f ü h l. Noch klammere ich mich an die W e l t; aber was hält mich da so in S k l a v e n k e t t e n? Hohl, selbstfüchtig und sündig, hat sie mir nichts zu bieten, denn sie hat keine Gemeinschaft mit Gott, deshalb sollte ich keine Gemeinschaft mit ihr haben. Und doch, fürchte ich, bin ich ihrem Dienst noch mehr hingegeben, als dem meines Schöpfers. Niemand, als Gott selbst kann mich aus diesem grausamen Abgrund erretten, und Er wird es tun zu Seiner Zeit.“

Die wahrscheinlich etwas trockene, vorgelesene Predigt in der englischen Kirche enttäuscht sie:

„Ich mag es nicht, daß man in England T h e o l o g i e studiert, gerade wie man die Rechte oder Medizin studiert, als B r o t e r w e r b. Man sollte diesen heiligen Beruf nur wählen, wenn man dazu von Gott den inneren Ruf empfangen hat. Denn ist es nicht eine große Verantwortung, da gewissermaßen als Gottes Stellvertreter Sein Wort zu verkündigen?“

Von Koblenz ging es nach E m s. Es lag wie ein dunkles Vorahnungen kommender Ereignisse auf ihr, so daß sie, ohne zu wissen warum, sich vor dem Aufenthalt dort fürchtete, der ihr denn auch bittere Erfahrungen nach lieblichen Täuschungen eintrug.

In dem ihr sehr einfach und altmodisch erscheinenden Badeort lernen sie manche interessante Persönlichkeiten kennen, so den Grafen und die Gräfin Bismarck, den Prinzen Georg von

Preußen, den Herzog von Polignac u. a. In der ganzen Zeit ihres dortigen Aufenthalts wird sie so von der lockenden und berausenden Gegenwart gefangen genommen, daß wir in den 6—8 Wochen nur ein oder zwei Mal einen Hinweis finden, daß sie sich mit ernstesten Gedanken beschäftigt. Das einmal bei dem Besuch eines Kirchhofs, „wir sind alle auf dem Weg zum Grabe!“

„Warum können wir uns dessen nicht immer bewußt bleiben?

Wenn ich dem Tod ins Angesicht sähe, würde ich wagen, in meiner Härte und Kälte fortzufahren, in meiner Gleichgültigkeit und Sünde?“

Diese Frage ihres beunruhigten Gewissens bleibt unbeantwortet,

„Das Leben ist zu schön!“

Dann nach mehr als zwei Monaten, Mitte September, wird die Reise fortgesetzt nach Baden, wo ihr noch einmal der verführerische Weihrauch gestreut wurde, um in leicht sich verflüchtende Wolken aufgelöst zu zerrinnen.

Es kam dabei zur Sprache, daß auch die Lees einer altenglischen Adelsfamilie entstammten, daß aber alle Titel durch jahrhundertelange Heimatsangehörigkeit in Amerika verloren gegangen waren. Nun bauten sich Standesunterschiede als unüberbrückbare Kluft auf und verhinderten einen Herzensbund, der den Beteiligten damals wohl sehr verlockend erschienen war. Nach 19 Jahren erinnert sich Marie dieser Zeit, als sie wieder einmal in Ems war:

„Hier erlebte ich meine erste Neigung. Ich danke Gott für Seine weise und gütige Vorsehung, daß Er es damals nicht zugelassen hat. Es ist eine der Phasen in meinem Leben, wo ich sehen kann, daß Er alles zum Besten lenkt.“

3. Oktober 1858. Der 21. Geburtstag findet Marie wieder im lieben Stuttgart mit den alten guten Freunden vom vorigen Jahr.

„Ich bin heut mündig, im vollen Besitz meines Vermögens! Wie verantwortlich ist das! Nun ist wirklich die Kindheit, die sorglose Mädchenzeit, für immer vorüber, ich bin nun eine reife Jungfrau. Ich fürchte mich fast, zurückzublicken auf so viele ungenützte Gelegenheiten, die für immer verloren sind. Wie unendlich Gottes Gnade! Er hat mich getragen, mich nicht abgehauen wie einen Baum, der das Land hindert. Wie viel Seufzer und Neuetränen, die der Vergangenheit, wie viel gute Vorsätze und aufrichtige

Gebete, die der Zukunft gelten! Gott heiße mir, und Er leite mich durch Seinen heiligen Geist, mich mehr und mehr zu lösen von der Weltliebe und mein Herz himmelwärts zu richten.“

Bis zur Rückkehr nach Paris trat diesen Herbst eine neue Probe an sie heran. Das ungestörte und kameradschaftliche Zusammenleben mit einer Anzahl junger Freunde, mit schönen Ritten, allerlei Partien und Naturschwärmereien wiegte sie in eine gewisse Sicherheit. Sie mochte diese Freundschaften viel lieber, als mit jungen Mädchen zu verkehren. Es kam dazu, daß sie es sich zur Aufgabe machte, diese jungen Männer religiös zu beeinflussen, dem einen schenkt sie eine Bibel, dem andern die Nachfolge Christi oder sonst ein ernstes Buch, sie hat gern ernste Gespräche mit ihnen, in denen sie stets die Gebende ist. Aber sie übersah wohl, daß sie hierdurch Erwartungen erweckte, die schließlich zu schweren Konflikten führten, da in alledem ihr eigenes Herz nicht mitsprach. Wir können alles dieses nur andeutend berühren, doch scheint es mir eine ernste Warnung zu enthalten, die man wohl nicht unbeachtet lassen sollte.

Ganz besonders trat die Innigkeit dieser Gefühle zutage in ein paar stillen Tagen auf dem Lande, die Marie selbst wie ein „Zurückkehren zu Gott“ empfand, als könne man Ihm hier wieder näher kommen, fern von der Unruhe der Stadt. Da besuchte man gemeinsam die stille Dorfkirche, und während sie hinaufstieg zur Orgel und selbst eine heilige Weise spielte, und man nachher gemeinsam betend an den Altar trat, da spannen sich Fäden, seelische Gefühle, die schwärmende Hoffnungen erweckten. Ich glaube, daß es mancher fromm empfindenden Jungfrau vielleicht eine Gefahr ist, sich darin zu sonnen, daß sie dem Freunde eine Wegweiserin zu Gott werden könnte. Sie vertieft sich dann in diese ihr heilig erscheinende Aufgabe, ohne zu bedenken, daß sie dadurch das Herz des Freundes an sich fesselt, der persönliches Interesse für sich selbst, ja vielleicht sogar Liebe in diesem Eingehen auf die Bedürfnisse seiner Seele zu finden glaubt. — Junge Mädchen haben kaum die Aufgabe, junge Männer zu bekehren, wenn nicht ein besonderer göttlicher Auftrag vorliegt.

In die Stadt zurückgekehrt, wurden Sonntags Monods Abschiedsreden, jene geistgesalbten Worte, die er 1856 auf dem Sterbebett geredet hatte, gelesen, im kleinen Kreise der drei

Schwestern Blanche, Josephine und Marie, des Schwagers und der jungen Freunde. Allabendlich aber, wenn nicht Feste oder Hofgesellschaften sie zusammen führten, wurde gemeinsam Musik gemacht.

„Wie ist die Musik doch ein mitfühlender Freund in jeder Freude und in jedem Leid! Was wäre die Welt ohne sie? Sie ist eins der wenigen Dinge, die dieser Erde angehören und doch einen Vorschmack der wunderbaren Seligkeit der zukünftigen Welt geben.“

So empfand es die Jungfrau. Aber in dem Herzen eines jungen Mannes spiegelt sich alles so anders. Da war einer unter den Freunden, der diese Musik vielleicht als Vorschmack ganz irdischer Seligkeiten empfand, und so führte diese schöne, wie es schien, so ungetrübt verlaufene Herbstzeit zu schweren Entscheidungen und neuen, bitteren Enttäuschungen, die diesmal wie eine schwere Anklage das zarte Gewissen derer trafen, die sich sagen mußte, daß sie, ohne es zu wollen, Hoffnungen erweckt hatte, die sie doch nach ernster Prüfung unfähig war, zu erfüllen.

So lag über der Rückkehr nach Paris Anfang Dezember ein tiefer Schatten. Diese letzten Monate voll wichtiger Ereignisse, was hatten sie ihr eingetragen? Nichts als wehmütige Erinnerungen und schließlich schmerzliche Selbstvorwürfe. Die Mitternachtsstunde des letzten Jahresabends findet sie mit dem Bruder auf dem Balkon des alten lieben Hauses in der Rue de l'Arcade. Die Glocken läuten wieder, wie vor einem Jahr, und die Seele erschauert. Damals tiefer Friede, — heut? Ist es ein Rückgang gewesen, den das Jahr ihr gebracht? Wird der Schöpfer sie abberufen, ehe es wieder Neujahr wird? Wie ein banges Todesahnen berührt es ihr Herz, die Seele zittert, während der Körper in der Mitternachtskälte der Winternacht frierend in sich selbst zusammenkriecht, und der Gedanke, daß dieser zerbrechliche Leib einmal aufhören wird zu atmen, und im engen Sarge im Grabe ruhen, zu Staub werden wird, woron er genommen ist, erschüttert sie. Aber der Gedanke an den, der uns von des Grabes Macht erlöst hat, wird wieder Sieger über die Furcht des Todes, die dem Menschen natürlich ist, von deren Knechtschaft wir aber befreit sind durch den, der durch den Tod die Macht genommen hat dem, der des Todes Gewalt hatte, das ist, dem Teufel.

Von diesen sie in der innersten Persönlichkeit ergreifenden Entscheidungskämpfen, in denen sie schwankt zwischen dem Schmerzgefühl, dem Freunde, der ihr nur Freundlichkeiten erwiesen, wehe tun zu müssen, und der gewissen Empfindung, daß eine Ehe ohne wahre Liebe ihrerseits nicht von Gott gewollt sein kann, finden sich in den Tagebuchnotizen nur noch ganz vereinzelte Hindeutungen auf äußere Erlebnisse, während ihr ganzer schwerer Kampf sich in tiefen, ernststen Selbstanklagen und ehrlicher Selbstprüfung in den Blättern abspiegelt. Nur was andern zum Segen werden kann, dürfen wir hier aus dem innersten, verborgensten Heiligtum der Seele ans Licht bringen. Aber das ist daraus ersichtlich, daß sie nach heißem Ringen mit Gott schließlich aus diesen Kämpfen, die monatelang andauern, und in denen es auch hinauf und hinab ging, siegend hervorgeht.

Wir dürfen daraus schließen, daß der treue Vater diese Erlebnisse in Seiner Weisheit und Erbarmung zugelassen hatte, um im Ofen dieser Leidenschaft, in der sie, unverstanden von ihrer Umgebung, allein stand, Sein Kind zu läutern, um „den Schaum vom Silber zu scheiden, damit ein rein Gefäß daraus werde!“ (Spr. 25, 4.)

„Vater, der Du mein Herz besser kennst als ich selbst, führe Dein schwaches, sündiges Kind auf dem rechten Wege! Gib mir, daß ich Dich über alles lieben lerne. Gottes Sohn hat Seinen Himmelsthron verlassen, Sich selbst erniedrigt und das vergängliche Staubgewand meiner Schwachheit angezogen, um für mich Schmach, Grausamkeiten und den Tod zu erdulden, und das alles aus überwältigender Liebe. Und diese Liebe geht mir weniger zu Herzen, als die einfache Liebeswerbung eines Mannes! Glaube ich vielleicht weniger an die Aufrichtigkeit der göttlichen Liebe? O Heiland, hilf mir meine Sünde besser erkennen und sie mit der Wurzel aus meinem verderbten Herzen reißen, in das der Teufel sie tiefer einzusenken versucht! Ohne Dich kann ich nichts und bin in mir selbst nichts wert.“

„Gott ist unsagbar viel barmherziger, als ich verdiene. Er hat mir heut abend einen stillen Frieden ins Herz gegeben nach den furchtbaren Erregungen der letzten Zeit. Er stillt wirklich den Sturm und wehrt den Winden, die Seinem geschorenen Lamm weh tun würden. Der kostbare Heiland! Welch köstlicher Schatz ist doch dein heiliges Wort für solche, die mühselig und beladen

sind! Gib mir Deinen heiligen Geist, daß ich es besser verstehen und lieben lerne, und darnach leben möchte!“

„Vater, hilf doch, daß der, dem ich weh getan habe, ohne es zu wollen, sein Herz zu Dir erheben möchte! Hilf ihm das Leid so tragen, daß er dadurch gelöst von den Dingen dieser Erde, der Welt gekreuzigt werde!“

So wollte sie von Herzen gern, daß diese Kampfeszeiten nicht nur ihr selbst, sondern auch andern zum bleibenden Segen werden möchten. Für sie selbst war dieses Erlebnis ihr noch lange Zeit eine ernste Warnung zu einem vorsichtigen Wandel!

Ja, mein Jesu, laß mich nie vergessen
Meine Schuld und Deine Huld!
Da ich in der Finsternis gegessen,
Trugest Du mit mir Geduld.
Hattest längst nach Deinem Schaf getrachtet,
Eh' es auf des Hirten Ruf geachtet,
Und mit teurem Lösegeld
Mich erkaufst von dieser Welt.





VIII.

Erkenne dich selbst!

1859 Paris.

„Ich erkenne meine Missethat, und meine Sünde ist immer vor mir.“ Ps. 51, 5.

Selbsterkenntnis ist auf dem Wege zur Heiligung eine fast unentbehrliche Stufe. Viele Kinder Gottes sind durch tiefe Selbsterkenntnis und durch strenges Selbstgericht erst zur Buße und zur Ergreifung der Sündenvergebung gekommen. Bei andern ist die Reihenfolge oft eine umgekehrte. Sie werden durch Gottes Güte zur Buße geleitet, und erst später deckt der heilige Geist im Heiligungskampf die ganze Verderbtheit des natürlichen Herzens auf. Hat die einen die Furcht vor Gottes Strafgericht zu dem Heiland der Sünder getrieben, werden die andern, nachdem sie den Heiland schon gefunden haben, durch Seine Liebe und Erbarmung erst ins Selbstgericht getrieben.

Ob das Selbstgericht nun vor oder erst nach der Bekehrung eintreten mag, — es ist unbedingt notwendig, wenn ein Mensch wachsen will in der Heiligung. Auch in Marie's Leben mußte es seine Wirkung tun. Sie war nach ihrer Bekehrung Ihm gewissermaßen mit einem Opfer zuvorgekommen und war vielleicht in Gefahr, sich etwas auf die hohe Stufe ihrer Frömmigkeit, die sich in diesem Opfer erwiesen hatte, zugute zu tun. Da mußte Gottes Treue es zulassen, daß ihr in den Kämpfen, von denen wir redeten, ihr eigenes Zukunftskommen aufgedeckt wurde.

Zu noch tieferer Selbsterkenntnis half ihr in dieser Zeit wieder ein Buch: „Lavaters Tagebuch von sich selbst!“

Er hatte dies im Jahre 1772, als er 30 Jahre alt war, herausgegeben. „Es war eine Anweisung zur Andacht, er lehrte darin, immer auf sich selbst zurückgreifend, eine bis ans klösterliche

Treiben streifende Art von Religionsübung und übte damit einen unbegrenzten Einfluß auf alle zarten Gemüther aus. Man sah in ihm einen Heiligen. Er war ein streng rechtgläubiger Mann, aber ein schwärmerischer Anhänger jener ängstlichen Art von Religiosität, welche jede äußere Form der Glaubensübung zur Seligkeit nötig erachtet, und jedes Mittel zur Erregung einer künstlichen Andacht ergreift. Zugleich aber war er ein toleranter Mann, welcher nichts von der trockenen Ratheder-Theologie seiner Zeit wissen wollte.“ *) Diese Charakteristik des Züricher Pfarrers, der 1741—1801 lebte, wird uns vielleicht zur Erklärung, wie der Entwicklungsgang seiner jungen Schülerin, die sich eine Zeitlang von seinen Schriften führen ließ, eine gewisse ängstliche Gesetzhaltigkeit bewahrte, so daß sie in diesen Kämpfen noch nicht zur Freiheit der Kinder Gottes hindurchzudringen vermochte.

Marie selbst schreibt über Lavater:

„Der ernste Wille dieses Mannes, Gottes Willen zu tun, hat mich tief beschämt und gedemütigt. Was tue ich, was nicht immer wieder die Selbstsucht als Ziel hat. O, du selbstisches Herz, könnte ich dich aus meinem Wesen herausreißen! Ich will den Kampf aufnehmen und nicht wie ein Feigling fliehen. Wie wenig kann ich mich selbst bezwingen! Mein böses Ich ist der große Feind, den ich mit der Hilfe von oben überwinden will. O, Herr, hilf mir, denn all meine guten Absichten sind nutzlos ohne Dich!“

Sie machte es sich jetzt zur Gewohnheit, täglich einen Bibeltext auswendig zu lernen und im Laufe des Tages öfters daran zu denken, sich von ihm leiten zu lassen. Aber oft muß sie klagen:

„Wie selten habe ich heut meines Tagestextes gedacht!“ „Hilf mir, mein Heiland, Dich zu lieben von ganzem Herzen, da Du allein wert bist, so geliebt zu werden!“

„Ich bin allein und traurig. Ich habe keinen Freund, an den ich mich wenden kann, als Dich. Ich weiß, Du wirst mich nicht verlassen. Wie könnte ich durch diese sündige Welt gehen, die so voll Leid und Versuchungen ist, ohne mich auf Deine Durchhilfe verlassen zu können? Ich kann sogar für die Prüfungen, die Du mir schickst, Deinen heiligen Namen preisen, denn sie

*) Geschichte der neueren Zeit von Fr. Chr. Schloffer.

dienen dazu, mich zu Dir zurückzurufen, da ich in so großer Gefahr war, mich immer weiter von Dir weg zu verirren. Umgeben von allem, was das irdische Leben mir nur zu bieten vermag, würde mein Herz verhärtet werden, wenn ich des Urhebers all der Güter vergäße und mich mit dem Glück dieser Welt begnügte, ohne nach dem so viel Besseren auszuschaun!“

Eine andere Gewohnheit, die sie jetzt annahm, sollte ihr helfen, die Predigten besser zu verstehen, die sie sonntäglich hörte. Sie schrieb, was sie davon behielt, nach dem Gottesdienst nieder. Das regte sie zu treuerem Aufmerken an, und es half ihr, die darin enthaltenen Gedanken besser für ihr Innenleben zu verwerten. So finden sich auch in ihren Tagebuchnotizen immer wieder wichtige Erinnerungen an das, was ihr eine Predigt geworden war:

„Ich hörte heut eine eindrucksvolle Predigt über die Frage des Herrn an Seinen Propheten Elias, als er vor der Isebel geflohen war: „Was tust du hier, Elia?“ Er brachte seine kostbare ihm von Gott zu Seinem Dienst gegebene Zeit nutzlos in der Wüste zu. Ach, möchte ich diese Frage in ihrer vierfachen Beziehung und in jeder Lage in meinem Herzen bewahren, als gälte sie mir: Was tue ich? Was tue ich? Was tue ich? und schließlich: Was tue ich hier? O, mein Heiland, wie groß ist Dein Erbarmen, daß Du mit solch unwertem Geschöpf, wie ich es bin, noch Geduld hast! O Heiland, vergib mir die Sünde, daß ich ein Herz tief verwundet habe, ohne es zu wollen. Hilf mir ein andermal allein auf Dich hören, von dem Weisheit zum Reden, Gnade zum Entscheiden und Kraft zum Handeln kommt. Möchte mein Zukunftskommen mich demütigen und lehren, daß ich durchaus ohnmächtig bin, das Rechte zu tun ohne Seine Hilfe. Alle gute und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts!“

„Ich bin immer wieder erstaunt, wie viel besser Lavater sein Herz kannte, als ich meins. Seine Demut ist bewundernswert. Aber meine Selbstsucht ist so erschreckend, daß sie mich an wahrer Demut und Sanftmut hindert. Blancke hilft mir so, wenn ich mit ihr über diese Dinge rede, und dann dankt sie mir noch, daß ich ihr dazu Gelegenheit gebe.“

Ein andermal straft sie sich selbst darüber, daß sie über andere geurteilt hat und in Scheltworte über die Hartherzigkeit anderer ausgebrochen ist, während sie doch selbst so viel Geduld und Langmut bedürfe.

„Und dabei war mein Tagestext: ‚Die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gericht von einem jeden unnützen Wort, das sie geredet haben!‘“

Einen andern Tag zeigt ihr ernste Selbstprüfung, daß sie neidisch gewesen, weil andere Freundlichkeiten erfuhren und sie nicht!

„Kann man wirklich zu solch niedrigen Sünden herabsteigen! Ich bin tief beschämt und bitte Gott, mein Herz davon zu reinigen.“

„Wer seine Missethat leugnet, dem wird es nicht gelingen, wer sie aber bekennt und läßt, der wird Barmherzigkeit erlangen!“ (Spr. 28, 13.) — „Leugne ich nicht meine Sünde, indem ich sie vor mir selbst entschuldige, als wäre sie nicht so schlimm, oder wenn ich andre für schuldiger halte als mich selbst. Was ist das für ein verkehrter Grundsatz. Werden mir diese Selbstentschuldigungen Frieden geben und meine Sünden am großen Gerichtstag auslösen? Wird der gerechte Gott Sich damit zufrieden geben? Niemals! Und dann, andrerseits, welch freundliche Verheißung für die, die ihre Sünden bekennen und lassen: Barmherzigkeit, Vergebung, — gewaschen und gereinigt im Blut des Lammes! O Heiland, lehre mich Dich lieben, damit ich Barmherzigkeit finde zu der Zeit, wo mir Hilfe not tun wird!“

„Eben las ich in der Offenbarung: ‚So jemand nicht ward erfunden geschrieben im Buch des Lebens, der ward geworfen in den feurigen Pfuhl‘. Die erschreckende Bedeutung dieses Worte hat mich gewaltig berührt. Wenn mein Name nun nicht im Buch des Lebens erfunden wird, — was dann? Entsetzlicher Gedanke, für eine unendliche Ewigkeit zu der Gesellschaft von Teufeln verurteilt zu sein. Aus Gottes Gegenwart verbannt, in einen Feuersee geworfen, von unaussprechlicher Glückseligkeit ausgeschlossen, zu unausdenkbarer Qual verdammt, — nicht auf 1 Jahr, nicht auf 1000 Jahr, — nein, für immer! O, allmächtiger Gott, errette mich von diesem Urtheil und hilf mir, daß ich mir seine Entsetzlichkeit vergegenwärtigen möge, aber auch Deine göttliche Liebe, die starb, um mich davon zu erlösen.“

So wogt der Kampf hin und her: einmal ein kleiner Fortschritt, ein Zeugnis für Ihn vor den geliebten Schwestern, vor einer Freundin, an die sie schreibt, wie es so köstlich sei, das Lebenswasser frei und umsonst zu nehmen, — eine Selbstüberwindung, — dann wieder die Frage:

„Tue ich das Gute, um Gott zu gefallen, oder um mir selbst genug zu tun? Wenn das letztere der Beweggrund ist, fehlt mir noch viel daran, eine Christin zu sein!“

Noch immer fehlt die volle, klare Heilsgewißheit; wohl ist es ein Schrei nach Gnade und Erbarmen, wie der Hirsch nach frischem Wasser schreit, aber noch kein bleibender Friede in Ihm. Die ernste Selbstprüfung führt zu immer tieferer Selbsterkenntnis; und was sie an Lavater bewundert, den moralischen Mut, sich selbst zu beschuldigen, finden wir an ihr, trotz ihres einmal ausgesprochenen Widerstrebens zuzugeben, daß sie sich selbst verabscheuen möchte, in hohem Maße!

Vielleicht fehlte es in ihrer Umgebung und bei denen, unter deren Einfluß sie stand, noch an der klaren Erkenntnis über die Wichtigkeit einer vollen Heilsgewißheit, wenn auch der Heilsplan ihr in geistgesalbter Weise durch den ihr so teuren Pastor Meyer, „den treuen Knecht Gottes“, wie sie ihn nennt, ausgelegt wurde. Sie sagt darüber:

„Je mehr ich durch ihn über den großen Heilsplan Gottes unterrichtet werde, davon hören und darüber lesen darf, je mehr bewundere ich diesen wunderbaren Weg, den Gottes Erbarmen fand, die Welt zu erlösen.“

Trotzdem scheint es, als ob sie noch nicht verstanden hätte, sich durch die Gnade von ihrem eigenen Ich erlösen zu lassen. Es ist noch immer ein „eigenes Ringen“, wenn sie sich auch dessen bewußt ist, daß sie nicht ohne die Hilfe des Herrn über ihren großen Feind siegen kann:

„Mein Selbstleben ist zu sehr der Mittelpunkt meines Wünschens und Handelns. Möchte ich doch mein Selbst opfern für andre.“ — „Je mehr ich das tue,“ sagt Lavater, „je mehr wird die göttliche Liebe mich erfüllen.“

„Heut habe ich Lavaters Tagebuch ausgelesen. Es hat mir die Gewohnheit gegeben, mich selbst nach der Wahrheit zu erkennen und diese Selbsterkenntnis hat mich tief gedemütigt. Ich prüfe mich nun täglich an dem Tagestext und schreibe auf, was mir diese Prüfung aufdeckt. Ich liebe dieses kleine Tagebuch, das ich in Lavaters Sinne zur täglichen Selbstprüfung führe, durchaus nicht. Es zeigt mir so deutlich, und doch noch nicht deutlich genug, all mein Zukunftskommen. Immer noch halte ich mich für besser als andre. O Gott, zerbrich diesen niedrigen, elenden Hochmut, diese hassenswerte Eigenliebe! Hilf mir, andere höher achten als mich selbst.“

So schließt im Februar 1859 das erste der kleinen Selbst-

prüfungshefte, die ein schlichtes Zeugnis geben von der großen Aufrichtigkeit einer Seele, die sich selbst überwinden möchte, aber noch nicht verstanden hat, daß der Kampf des Glaubens nie ein Ringen aus sich selbst heraus ist. — Noch heißt es: Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? aber n o c h n i c h t: Gott sei gedankt, der uns allezeit S i e g gibt i n C h r i s t o! (Röm. 7, 24. 2. Kor. 2, 14.)

Erkenne dich selbst! so schrieben die Alten
Schon über ihres Tempels Thor,
Erkenne dich selbst! denn der nur ist weise,
Der selbst von sich urteilt: Ich bin ein Thor!





IX.

Habt nicht lieb die Welt!

1859—1862. Paris und Lautenbach, wechselnd.

„Die Welt vergehet mit ihrer Lust, wer
aber den Willen Gottes tut, der bleibt
in Ewigkeit. 1. Joh. 2, 15—17.

Am 7. März 1859 vereinigte sich im Schloß der Tuileries in Paris eine auserlesene Gesellschaft. Der Kaiser Napoleon gab einen Kostümball. Die schöne Kaiserin Eugenie, auf der Höhe ihres Glanzes stehend, hatte die Komtesse Stephanie de la Pagerie gebeten, eine Quadrille zu arrangieren, die dem Glanz des Festes entsprechen sollte. Diese wählte acht Paare aus, und wir finden unter den Namen der Damen die Schwestern: La Baronne de Wächter und M'elle Marie Lee. In dem Tagebuch der letzteren schreibt sie selbst darüber wie folgt:

„Wie stellten eine Zigeunerbande dar, Komtesse Stephanie war unsre Königin. Als wir die letzte Probe in der Salle des Marechaux vor Kaiser und Kaiserin tanzten, während Strauß mit seinem berühmten Musikchor den Tanz begleitete, sagte der Kaiser zu uns, es wäre ihm, als tanzte er selbst, wenn er uns beim Tanze zusähe. Dann kam der große Tag selbst. Unsere Kostüme waren entzückend!“ usw. usw.

Dieser kurze Ausschnitt aus dem sehr ausführlichen Tagebuchbericht mutet wunderbar an, wenn man in dem zu gleicher Zeit geführten kleinen Selbstprüfungsbüchlein am 8. März, an dem Tage, an dem die Quadrille auf allgemeinen Wunsch nach dem Hoffest im kleineren Kreise nochmal wiederholt wurde, folgende Aufzeichnung findet:

„Petrus versank, weil er nicht glaubte, und ich versinke aus demselben Grunde. O Heiland, hilf mir, strecke Deine Hand nach mir aus. Ich möchte zu Dir kommen, aber Unglaube und Herzenskälte halten mich fern von Dir.“

Der Zauber der Musikhöre, die verlockende Weisen spielten, hatte am Abend zuvor sie unbeschreiblich in ihren Gefühlen erregt, daß es ihr ganz den Appetit genommen hatte. Wer, der einmal jung war, könnte sich nicht hineindenken in die Konflikte, die diese wenigen Worte vor uns entrollen, wie sie die beiden Tagebücher enthalten?

Dort die Welt in ihrem verlockendsten Zauber, mitten darin eine junge Schönheit, deren Verhältnisse ihr jeden Luxus erlauben, der die Kavaliere aus aller Herren Länder werbend zu Füßen liegen: französische Marquis, russische Prinzen, deutsche Grafen, holländische Diplomaten, Attachés und Offiziere, Protestanten und Katholiken, Junge und Alte, alle sich drängend um dieses junge, sprühende Mädchen mit den tiefen, dunklen Augen, bewundert sogar vom Kaiser der Franzosen, der sich an den tanzenden Paaren erfreut, freundlich ausgezeichnet durch die schöne, junge, elegante Kaiserin, von der die „französische Mode“ ausging und ihren Triumphzug durch die Welt antrat. Unter dem Schutz des vornehmen Schwagers, der der höchsten Diplomatie angehört, an der Seite der schönen, jungen Schwester, der Gattin des letzteren, so erschien Marie in der Welt.

Und daheim — wenn die Tanzmusik schweigt, ein stilles Mädchen über ihrer Bibel gebeugt, tränenden Auges vor dem Herzenskündiger ihr tiefstes Inneres offenbarend und sich im Gebet demütigend vor dem, dem sie gern ihr Leben weihen möchte. Welch ein Kontrast! Ist beides dasselbe Menschenkind? Es ist das Ringen des neuen Geistes wider das alte Wesen!

„Mein Gewissen sagt mir, daß dies zwiespältige Leben ein Unrecht ist. Wie viel Gutes könnte ich tun, wenn wir nicht immer wieder die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht machten. Ich sehne mich nach einem Leben wie das der Elisabeth Fry. Wie friedevoll und glücklich müßte es sein, ganz für das Wohl andrer zu leben. — Und doch wäre es unhöflich, ohne Grund abzusagen, wenn die Menschen die Freundlichkeit haben, uns einzuladen, und unmöglich, wenn die Majestäten befehlen! Ich frage mich: was ist das Rechte? Ich tue nichts Gutes damit, wenn ich nicht ausgehe, und ich begehe keine direkte Sünde dadurch, daß ich ausgehe! Aber wenn ich in der Welt bin, habe ich keine Kontrolle über meine Gedankenwelt,

vergesse Gott und lebe dem Vergnügen, — und Gott sagt, das sei dem Tode gleich. Und wirklich ist es ja moralischer Tod, denn das Leben eines Menschen, der die Welt lieb hat, kann kaum ein Leben genannt werden, da es niemandem etwas nützt. Ich lebe viel zu sehr in der Welt und mit der Welt!“ — — „Wie schwer ist es zum Beispiel, wahr zu bleiben, wenn man in der Welt lebt. Ich habe heut mit höflichen Redensarten nach Art der Welt gesündigt und war dabei unaufrichtig. Ist das nicht Lüge? Wie schwer ist's, den heiligen Geist festhalten im Getriebe der Welt, den ich so nötig habe, denn nur wenn Er mich erinnert, kann ich wachsam bleiben! ,Betrübet nicht den heiligen Geist, durch welchen ihr versiegelt seid auf den Tag der Erlösung' (Ephes. 4, 30). Wie ernst ist meine Verantwortung diesem Wort gegenüber! Ich bete täglich um den heiligen Geist, aber nehme ich Ihn auf? Betrübe ich Ihn nicht oft so, daß Er wieder weichen muß, indem ich mich den Einflüsterungen des Feindes williger hingeebe als den Zusprüchen Seines Wortes? Welche erschreckende Verdorbenheit fühle ich in mir, daß so etwas möglich ist. Herr, gib, daß ich den Weisungen Deines Geistes folgen möge, denn nur so kann meine Seele versiegelt werden auf den Tag der Erlösung.“

Nach einer Predigt über *L o t s U n e n t s c h i e d e n h e i t*, die ihr tiefen Eindruck machte, schreibt sie:

„Als der Engel ihn auffordert, aus Sodom zu entfliehen, sagt er: ,A c h n e i n, Herr; siehe, da ist eine Stadt nahe, darein ich fliehen kann.' (1. Mose 19, 18 usw.) Damit will er sagen: Ich will wohl entfliehen, aber nicht so bald, nicht so schnell, nicht so weit weg. Laß mich doch in der kleinen Stadt in der Nähe bleiben. Vielleicht dachte er bald zurückkehren zu können. Wir möchten der Welt und der Sünde entfliehen, jedermann möchte errettet (selig) werden, aber man möchte noch ein bißchen Ruhe haben, noch ein wenig Schlaf, die Hände zusammen tun und sich auf die andre Seite legen, nachdem man geweckt wurde, noch etwas länger die geistliche Trägheit festhalten, ehe man sich einschreiben läßt in die Liste der Wettkämpfer, ehe man den Kampf auf Leben und Tod aufnimmt zwischen der Macht des Guten und Bösen! Nun hoffe ich ja aufrichtig, daß ich in die Liste aufgenommen bin und schon in den Reihen der Kämpfer fechte; aber ich fürchte, ich gehe nur den halben Weg mit. — So gewinnt man den Preis nicht. Wenn ich heute stürbe, würde ich meine Seele in Gottes Hände legen können? Ich fürchte, nein! Mein Gewissen straft mich, daß ich fortwährend in die Welt gehe, wie ich es kürzlich täglich

getan habe. Mein Herz wird dabei kälter und gleichgültiger gegen Gott, meinen Heiland, und mein Gewissen verhärtet sich. Es stimmt nicht mit meinem Bekenntnis zu Christo. Darum habe ich beschlossen, so viel als nur möglich die Welt aufzugeben, und hoffe, daß ich dann glücklicher sein werde!“

Und kurze Zeit darauf:

„Ich bin unzufrieden mit mir, habe den ganzen Abend gelacht und geplaudert, ohne an Gott zu denken. Wie viel Vergebung brauche ich! Ach, Heiland, sprich nur ein Wort und löse mich. Laß mich nicht wieder von der Welt gefangen genommen werden. Fülle Du die Leere aus, fülle mein Herz mit Deiner Liebe, damit die Weltliebe nicht wieder Besitz ergreife von meinem Herzen!“ Wieder etwas später:

„Drei Tage hintereinander mußte ich denselben Text nehmen, weil ich nicht daran gedacht hatte: ‚Wer da sagt, daß er in Ihm bleibt, der soll auch wandeln, gleichwie Er gewandelt ist‘ (1. Joh. 2, 6). Ich denke immer wieder: es ist gewiß unrecht, oft auf Bälle zu gehen, wenn nicht die gesellschaftliche Pflicht mich dazu zwingt. Sollte ich nicht lieber diese Frage, in der ich nicht sicher bin, was recht ist, dahin entscheiden, daß ich besser täte zu Hause zu bleiben, wenn die anderen ausgehen? Jede verlorene Minute meines Lebens wird einst von mir gefordert werden, das muß ich bedenken. Wenn ich nur gewiß wüßte, ob es unrecht ist. Ich möchte ja wirklich nicht sündigen; darum will ich Gott bitten, mich zu bewahren.“

So schwankt sie weiter hin und her. Es scheint, als habe ihr niemand zu einer Entscheidung helfen können. Sie lebte in einer Umgebung, wo man daran gewöhnt war, eine Christenleben zu führen, das, ohne Scheidung von der Welt, seine Hauptbetätigung in der Heilighaltung des Sonntags suchte und im Befolgen der göttlichen Gebote. Wir dürfen darum nicht erstaunt sein, daß die Unklarheit über diesen Punkt noch lange zu keiner Lösung von der Welt führte. Beachtenswert ist es nur, wie ihr Gewissen sie immer wieder beunruhigt, und sich so doch eine allmähliche, immer tiefere Lösung anbahnte.

Natürlich benutzte der Herr dazu auch äußere Erlebnisse. So tönte in alle die Freuden plötzlich ein ernstster Mahnruf über das Meer herüber aus der alten Heimat: es kam die Nachricht von einer ernststen Erkrankung der geliebten Mutter.

„Wirklich krank, ans Bett gefesselt, — und wer ist bei ihr, sie zu pflegen? Wo war ihr Kind, für das sie so große Opfer gebracht hat? War nicht dies Krankenbett der Platz, wohin die Pflicht sie gerufen hätte? und die Liebe! Aber wie weit entfernt war sie von dieser Liebespflicht! — Ich weiß nicht, was ich tun soll. Es ist mir, als würde ich von zwei Seiten gezogen, zwischen Mutter und Josephine hin und her gerissen! O Gott, zeige mir deutlich meinen Weg!“

Wahrscheinlich war die nicht wirklich gefahrbringende Krankheit schon überwunden, ehe ein Entschluß, zu der Mutter zurückzukehren, gefaßt werden konnte, denn es ist in den Aufzeichnungen weiter nicht von einer etwa geplanten Rückreise die Rede. Wohl aber war die lebhafteste Rückerinnerung an die geliebte Mutter sicher ihrem Kinde jetzt ein Halt und eine Hilfe, zumal da die Welt ihr auch einmal ihre Rehrseite offenbarte, und allerlei Unzuverlässigkeiten, getäushtes Vertrauen und dergleichen Erfahrungen im Leben derer, die sie lieb hatte, und im eigenen Interesse ihr den Seufzer auspressen:

„Ist Freundschaft nur ein wesenloser Begriff, kann sie auf dieser Erde nicht gedeihen, kann man sich nie auf Menschen verlassen?“

Ehe wir lernen, uns ganz und allein auf den Herrn zu verlassen, muß Er es oft zulassen, daß wir solchen Schmerz erleben, der dazu hilft, uns tiefer zu lösen von der Liebe zur Welt.

In den Jahren 1859—1862 finden wir in den Tagebuchaufzeichnungen noch weniger äußere Ereignisse niedergelegt als bisher. Um nun doch einen klaren Gedankengang in die langsam fortschreitende Entwicklung dieser Jahre zu bringen, wollen wir, ohne uns an die Zeitfolge gebunden zu halten, einzelne Gedanken herausgreifen, die in den ernstesten Heiligungskampf dieser Zeit Einblick gewähren, und zwar h i e r unter dem G e s i c h t s p u n k t, den die Überschrift dieses Kapitels uns an die Hand gibt:

S e l b s t p r ü f u n g in Hinsicht der drei großen Gebiete, die 1. Joh. 2, 16 als das bezeichnet werden, was in der Welt ist: „Fleischeslust, Augenlust und hoffärtiges Leben, das alles ist nicht vom Vater, sondern von der Welt.“ Sie selbst bezeichnet diese drei Gebiete mit anderen Worten:

„Möchte Er mir helfen in dem Kampf gegen m e i n e i g e n e s Herz, die Welt und den Teufel!“

„Es ist schrecklich, wie die Welt sich mit der Religion vermischen möchte! Es ist so schwer zu unterscheiden, daß ich oft ganz unversehens der Geisteswelt den Rücken kehre und in den zeitlichen Dingen meines Schöpfers vergesse. Ich liebe die Menschen mehr wie Gott. Wie kann ich nur so undankbar sein! Es ist in keinem anderen Namen Heil. Jesus allein ist das Heil der ganzen Welt. Ich muß dem Schlangensamen in mir den Krieg erklären: Trägheit, Widerspruchsgeist, Stolz, Neid. Ich fühle es wie eine wahre Befreiung, mich in meinem eignen Herzen von der Welt ab und zu Gott hinzukehren, der die Liebe ist. Ja, geliebter Jesus, es ist süß, Dich zu lieben und Dir völlig zu vertrauen!“

„Ich fürchte, ich bin noch zu weltlich in meiner Unterhaltung und in meinem Wesen. Möchte ich doch auch darin meinem göttlichen Heiland ähnlicher werden. Auch die Eitelkeit gehört zu dem weltlichen Wesen. Ich hoffte, diese Sünde sei nun in mir überwunden; aber mein Herz ist ein unergründlicher Schlund und immer wieder regt sich die Verderbtheit darinnen. Nur Jesus selbst kann es völlig reinigen. Ich versuche, Ihm nachzufolgen, aber es ist ein Dornenpfad, wenn er auch zum Frieden führt. — Beinahe wäre ich heut heftig geworden, aber gottlob, ich habe gesiegt. Ich warf mich zu Füßen des sanftmütigen Heilands nieder und allmählich wurde der Zorngeist in mir still. Er selbst hat ihn besiegt. Heiland, hilf mir jede Versuchung bekämpfen und jede Sünde an Dein Kreuz nageln! Rette mich, Jesus, von mir selbst!“

„Ich bin so leicht versucht, andere zu richten. Als ich die alte Not mich überfallen fühlte und nur mühsam schweigen konnte, als es mich beinahe unterbekam, da verließ ich schnell das Zimmer, und im Gebet Zuflucht suchend, fand ich wieder Frieden.“

„Ich bin oft so erstaunlich selbstsüchtig, — ich fand mich heut bei meiner Selbstprüfung ganz in mich selbst eingewickelt. Und dann habe ich noch einen Feind: der böse Geist der schlechten Laune beherrscht mich oft. Mein eignes Selbst, — Selbst, — Selbst ist im Grunde die Ursache von jeder Sünde. Sogar in jeder guten Handlung liegt ein Keim der Selbstsucht, wenn wir wünschen, damit Lob einzuernten. Erst wenn der Quell all unsres Luns Jesus selbst, Er ganz allein ist, werden wir von der Selbstsucht frei.“

„Ich muß auch trachten, allen bösen Schein zu meiden,

nicht so tun, als wäre ich noch ein Weltkind, wofür mich jeder halten muß, der mich kennt.“

„Reinige mich auch von den Gedanken sünden, die doch sicher nicht im eignen Herzen entspringen, da sie mir oft zuwider sind, — sie sind eine Versuchung des Teufels. Aber Jesus wird uns nicht versuchen lassen über unser Vermögen, Er wird einen Ausweg zeigen aus jeder Versuchung.“

Das Opfer, was sie dem Herrn gebracht hatte, nie wieder freiwillig ein Theater oder ein Opernhaus zu betreten, macht ihr, besonders in Bezug auf die Musik, die sie so liebt, doch noch hin und wieder Schwierigkeiten, wie es ja überhaupt nicht so einfach ist, Gottes Willen ganz zu verstehen, wenn es sich um die sogenannten Mitteldinge handelt, die an der Peripherie, an der Außenseite liegen.

„Wenn Pastor Meyer (ihr Seelsorger) uns besucht, werde ich ihn fragen, was er über den Besuch der Oper denkt, wenn man nur hingeht, um gute Musik zu hören. Vor allem aber muß ich da auch die Leitung von oben erbitten.“

Im Januar 1860 finden wir, daß die innerliche Lösung von der Liebe zur Welt einen Fortschritt zu machen scheint, wenn auch die klare Entscheidung, sich ganz zu trennen von ihr, noch nicht gereift ist. Da heißt es einmal:

„Heute blieb ich gern zu Hause. Ich liebe die Welt nicht, sie verliert glücklicherweise immer mehr ihren Gesmack für mich, obgleich ich eine hohe Stellung, die mir alle Türen der Gesellschaft öffnen würde, noch anstreben möchte. Wie widerspruchsvoll ist doch das menschliche Herz! Vernichte doch diesen Ehrgeiz in mir, der zu der christlichen Demut so wenig paßt!“

„Ich ging auf einen kleinen Ball, wünschte aber so und so oft, lieber zu Haus zu sein. Ich fühlte mich dort nicht am Platze. Sogar während ich tanzte, hatte ich das Gefühl, daß es sich für mich nicht schicke. Dadurch, daß wir zum Rotillon blieben, schlief ich gestern abend fast ein beim Gebet. Obgleich ich vor dem Hingehen die Bibel gelesen hatte, um mich gegen die Versuchung zu wappnen, vergaß ich doch Gottes in der frohen Menge.“

„Ich habe 2 Bälle abgesagt! — Heut verkauften wir auf einem Bazar zum Besten einer guten Sache. Ach, aber wie wenig war da von Gott zu spüren und wie viel von der Welt. Es war ein „Liebeswerk“ für Gott getan, aber es schien doch alles nur für uns selbst zu sein. Man konnte sich gar nicht bewußt bleiben,

daß man Gott dienen wollte. Tue ich nicht alles für die Welt und nichts für Gott?“

„Morgen soll es besser werden! Wie oft denke ich so! Wie leicht ist es, die guten Vorsätze auf morgen zu verschieben, das doch nie kommt, wie leicht, Entschlüsse zu fassen, — wie viel leichter, sie zu brechen?“

„Wieder ein Verkauf, aber leider viel weniger Gottesdienst als Weltdienst. Ich fühle mich bedrückt und sehr gedemütigt durch meine nutzlose Weltlichkeit. — Aber als ich nach Haus kam und es meinem Vater klagte, da entschädigte Er mich in Seiner Gnade mit dem süßen Gefühl der Liebe zu Ihm. Nichts, nichts, was die Welt geben kann, kommt dem gleich!“

Immer wieder demütigt sie sich in ihrem Büchlein um der Sünden willen, die ihr noch ankleben und sie träge machen. Einmal kam eine Dame ins Haus, die in einer Gesellschaft ein Musikstück vorspielte. Nach ihr wurde auch Marie gebeten, zu spielen, und sie fühlte, daß ihre Leistung im Vergleich mit derjenigen der Künstlerin zurückstehen mußte. Das war ihr eine schwere Demütigung, aber sie schämt sich nachher sehr, daß Neid, Eifersucht und Selbstsucht ihr noch immer zu schaffen machen, daß sie mißgünstig war, weil das Talent dieser Dame größer war als das ihrige. Ein andermal war es die Versuchung zur Eitelkeit, die ihr zu schaffen macht:

„Wie schwer ist's, solche zu lieben, die uns unsympathisch sind! Ich konnte gar nichts gegen diese Versuchung tun. Der Böse gewann immer mehr Macht über mich, es war schrecklich! Es hat mich ganz niedergedrückt und traurig gemacht. Aber ich glaube, mein gnadenreicher Vater hat den Feind überwunden. Ich habe wieder Frieden. Aber ich fürchte mich in dem Gedanken an gestern abend. Wenn solche Reinsgedanken sich in mein Herz hineindrängen, werden sie so übermächtig stark, daß ich gleich im Gebet dagegen ringen muß, um sie zu vertreiben. Was würde aus mir ohne Religion. Sie ist eine gesegnete Wirklichkeit für jedes von der Sünde verwundete Herz.“

Hier tritt uns der ganze Ernst der Heiligung in ihr entgegen. Sie ist sich bewußt, daß schon ein rachsfüchtiger Gedanke gegen jemand, der uns weh getan, in den Augen des heiligen Gottes dem Brudermord entspricht. Um das recht zu würdigen, ist es gut, sich der Worte Jesu in der Bergpredigt zu erinnern: „Wer aber tötet, der soll des Gerichts schuldig sein, Ich aber sage euch,

wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig!“ (Matth. 5, 21. 22.) oder an das Wort zu denken: „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Totschläger!“ (1. Joh. 3, 15.)

„Wir lasen zwei von Monods Reden, die eine mit dem Titel: *Bist du ein Mörder?* Ich empfand durch Gottes Gnadenwirkung eine tiefe Reue über meine Sünden. Ich hätte weinen können darüber, daß ich im Herzen ein Mörder bin in Gottes Augen, ja, daß ich jedes der 10 Gebote übertreten habe. Er hat gesagt: Liebt ihr Mich, so haltet Meine Gebote, — also kann ich Ihn wohl nicht recht lieben, denn ich halte Seine Gebote nicht. Ich möchte, ich hätte keinen eignen Willen mehr, dann würde das Gehorchen leichter sein. Ich muß lernen bei allem an Gott und nicht immer an das elende Selbst zu denken!“

Im Februar 1860 lesen wir in ihren Aufzeichnungen:

„Ich bin so froh, daß dies der letzte Ball ist, — der Karneval geht zu Ende!“

und im April bei verschiedenen Gelegenheiten:

„Kleide mich in Deine Rüstung und hilf mir, meinem großen Feinde, der Welt, zu widerstehen! Ich war auf einem Ball bei der Prinzessin Mathilde, und nun ist mein Kopf so voll von dem, was ich sah und hörte. Christus und Welt, wie stehen sie sich diametral gegenüber! Wie — unmöglich (hier stand das Wort „beinahe“ dazwischen, ist aber von ihr selbst ausgestrichen worden), sie beide zu vereinigen! Ich weiß, daß es Sünde war, — und ging doch auf den Ball! — „Seid ihr nun mit Christo auferstanden, so suchet, was droben ist, nicht was auf Erden ist!“ — Die weltlichen Gedanken sind so vorherrschend in mir. Reiten, Heiratsgedanken, das alles ist mir interessanter als das, was so viel wichtiger ist: ob ich eine Pilgerin bin und ein Fremdling hier auf Erden. Ich bin ganz erschrocken, zu sehen, wie viel Grund die Welt wieder in meinem Herzen gewinnt.“

Im Mai:

„Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon oder der Welt. Das klingt doch, als müsse man wählen zwischen beiden. Wenn wir dem Einen uns hingeben, müßte das andre beiseite getan werden. Es ist ja wahr, die weltlichen Leute dienen der Welt ausschließlich, warum also dienen Christen, oder vielmehr, warum diene ich nicht ausschließlich Gott? Ich war gestern wieder in der Welt. Ach, wenn es doch zum letztenmal gewesen wäre! Hoffentlich! Ich fürchte, niemand, der mich dort sah, hat in mir die demütige Jüngerin und



Marie Lee
Mrs. Blanche Murray Freifrau Josephine von Wächter
1859 Paris

Nachfolgerin Jesu gesehen. Schäme ich mich etwa Deiner, mein Heiland? Nein, nein! — Das soll mein Teil sein und mein Erbe, ich schäme mich des Heilands nie!“

Im August:

„Ich weiß nicht, ob ich Välle und Tanz nicht ganz und gar aufgeben sollte. Es scheint das nicht mit dem Christentum vereinbar, mit dem demütigen Erdenwandel einer Nachfolgerin Jesu. Aber ich behaupte durchaus nicht, daß ich solche demütige, selbstverleugnende Christin bin! Ich bitte Gott, mir Licht zu geben, wie ich mich der Welt gegenüber verhalten soll!“

In diesem Monat schreibt sie bei einer andern Gelegenheit, wo sie wieder einen Koftümball besucht hatte:

„Ich denke nicht genug an die Ewigkeit und bemühe mich nicht genug, Jesu ähnlich zu werden. Ich hänge mein Herz hier unten an die irdischen Spielzeuge, die doch so bald im Feuer verzehrt werden. Und was würde für mich übrig sein, wenn ich keine Hoffnung hätte, die über diese Welt hinausgeht. Heiland, belebe mein Herz und hilf mir, dem Bösen widerstehen. Du hast gesagt: ‚Ich habe die Welt überwunden‘, wir brauchen sie nicht zu fürchten. Wenn wir aber in Seinen Fußstapfen wirklich wandeln, werden auch wir die Welt überwinden in Seiner Kraft!“

Schon früher hatte sie die überwindende Kraft des HErrn erfahren, als sie nach einer langen, stillen Zeit auf dem Lande, wo sie den ganzen Winter nichts von der Welt gesehen hatte, nach Stuttgart kam. Es war Anfang des Jahres 1861 gewesen. Da war eine große Versuchung zur Weltlust fast übermächtig in ihr geworden. Es war, als wollte der Feind alle guten Vorsätze ertränken. Es kam eine große Sehnsucht nach diesen Dingen über sie, noch nie hatte sie sich so nach der Welt gelüsten lassen, wie diesmal, und sie hadert fast mit Gott, daß Er ihr die Gelegenheit dazu versagt. Dabei verliert sie gleich, sobald diese Lust in ihr erwacht ist, die Freude am HErrn.

„Es ist, als hätte ich den Trost der Religion verloren, als wanderte ich in einer wüsten Ebene; niemand, der mich führt, ohne Ziel, ohne Zweck, nutzlos für mich und andre, — und nichts zu tun als das Schwerste: Gottes Willen geduldig über mich ergehen zu lassen. O, HErr, verwirf mich nicht! Zieh mich zu Dir und ich will kommen!“

Nur zwei oder drei Tage dauert dieser sie selbst erschreckende Zustand, dann plötzlich:

„Gott sei dank, das Fieber ist überwunden, jetzt bin ich glücklich wie vorher in dem Bewußtsein, daß Jesus mir alles sein will.“

Am Anfang des Jahres 1862, als ihre geliebte Schwester Josephine in Paris, früher wie Marie, zu dem Entschluß kam, nicht mehr zu tanzen, scheint ihr das ein fast zu schweres Opfer und sie fragt sich:

„Ist sie im Irrtum und macht sie sich ihren Weg zu schwer, oder bin ich im Irrtum und mache ich mir's zu leicht? Ich bitte Gott, wenn ich heut zum Ball gehe, meine Füße auf Seinem Wege zu erhalten, denn sonst bin ich sicher, daß ich gleiten werde!“

So ging dieses Rämpfen und Ringen weiter — jahrelang! Nicht alles, was sie darüber schreibt und empfunden hat, läßt sich festhalten. Endlich im März 1862 scheint es in dieser Beziehung zu einem vollen Durchbruch zu kommen. Wir lesen da am 25. März:

„In der Welt sein, aber nicht von der Welt, das scheint unmöglich, wenn damit gesagt sein soll, daß wir in die Gesellschaft gehen, d. h. ausgehen dürften und uns mitten in der Welt freihalten könnten von ihrer Beeinflussung. Nein, — das ist völlig ausgeschlossen!“

Ihr jahrelanges Ringen, alle ihre Erfahrungen widersprechen dem, denn so oft sie in die Welt gegangen war, hatte sie ihren zerstreuenden Einfluß ausgeübt, ihre Gedanken und ihr Herz so gefangen genommen, daß sie immer wieder und wieder hatte klagen müssen: „Ich liebe die Welt noch zu sehr,“ — darum war ihr klar geworden, dies könne nicht des Heilands Meinung sein:

„Oder vielleicht will Er sagen, daß wir wohl auf der Erde leben, aber in der Stille, sozusagen häuslich; daß wir aber uns nie dorthin begeben dürften, wo man nicht mit Ihm Gemeinschaft haben kann, daß man sich nicht in Dinge einmischen sollte, mit denen man sich nicht vermischen möchte („never mixing, where one can't mingle“). Heiliger Geist, erleuchte mein Verstandnis in dieser wichtigen Frage!“

Ein paar Tage später war wieder ein Maskenball, und wieder muß sie klagen, daß ihr Gewissen sie darüber strafe, daß sie den Tag darnach wieder unfähig war zu ernstern Gedanken, und daß

sie bei all dem unnützen Geschwätz Gottes nicht eingedent geblieben sei:

„So habe ich an Gott gesündigt, und die Welt hat mir dabei wenig Befriedigung gegeben. Ich empfinde all die bösen Eindrücke, die solche Vergnügungen in meiner Seele hinterlassen. Ich behaupte nicht, daß sie in sich selbst schlecht sind, ich rede nur von den bösen Folgen, die sie für mich persönlich haben: Schläfrigkeit beim Gebet, zu spätes Aufstehen, die Gedanken angefüllt von dem, was ich erlebte, keine Freude zum Bibellesen und noch weniger zum Gebet, was mir beides dann wie eine lästige Pflicht erscheint. Den ganzen Tag nachher hatte ich die Empfindung, als habe Gott Sein Angesicht vor mir verborgen, weil ich wußte, daß ich gesündigt hatte und kostbare Zeit vergeudet war. — Ich muß irgend einen Entschluß fassen in bezug auf diese weltlichen Genüsse. Heiland, hilf mir, daß ich ihnen um Deinetwillen entsage!“

Endlich findet sie auch den Mut, diese ganze Frage mit ihrem Seelsorger zu besprechen; und „dieser wirklich heilige Mann“, wie sie ihn nennt, gibt ihr nun den klaren und entschiedenen Rat, auch in dieser Angelegenheit ganze Sache zu machen.

Am 1. April 1862:

„Ich muß die Welt aufgeben. Die Art und Weise, wie ich gelebt habe, war: halb für Gott und halb für die Welt, was niemals wahre Befriedigung geben kann, und was offenbar Gott nicht gefällt. Vielleicht hat Er mich deshalb in meinem geistlichen Wachstum nicht segnen können, wie Er es wollte. — Ich habe die Absicht, die Welt aufzugeben und mich selbst ganz und ungeteilt meinem Heiland und Gott hinzugeben!“

Am 8. April 1862 betet sie:

„Heiland, banne die Welt aus meinem Herzen und fülle Du die Lücke, die so entstanden ist, mit Dir selbst und aller Deiner Fülle aus!“

Am Ende dieses Monats, der übrigens auch in einer andern großen Frage eine Entscheidung brachte, wovon an anderer Stelle die Rede sein wird, kann sie bekennen:

„Was ist es für eine große Hilfe, daß ich die Welt durch Seine Gnade bewußt aufgegeben habe! Morgen wird allerdings eine Probe an mich herantreten. Kaiser Napoleon gibt der Königin von Holland zu Ehren ein Fest und hat uns dazu befohlen. Ich weiß nicht, wie ich absagen kann, so werde ich wohl

noch einmal den Ballsaal betreten, einen Platz, von dem ich jetzt weiß, daß ein Christ sich dort nicht finden lassen sollte. Aber, Heiland, Du siehest mein Herz, Du weißt, daß ich nicht aus irgend einem Wunsch meines Herzens dahin gehe, oder erwarte irgend ein Vergnügen da zu finden. Ich gehe, weil ich damit eine mir peinliche Pflicht erfülle, und hoffe, daß sie nicht wieder von mir gefordert werden wird. Mache mich aufrichtig in meiner Nachfolge, Heiland, und bewahre mich in der Versuchung vor dem Bösen!“

Den nächsten Abend konnte sie Gott danken, daß Er durch die plötzliche, unerwartete Rückkehr ihres Bruders von weiter Reise ihnen doch noch einen triftigen Grund zum Absagen des Festes gegeben hatte.

Bei einem ländlichen Fest, das den kaiserlichen Hof versammelte, war es ihr wieder eine ernste Probe, und es erschien ihr kleinlich und für ein Gotteskind unwürdig, so viel an die dazu notwendige Toilette denken zu müssen, aber nach dem Fest konnte sie bekennen, daß es ihr nur Herzweh und Enttäuschung gebracht, und daß sie wirklich den Geschmack an der Welt verloren habe. Im Anschluß hieran und in der Rückerinnerung an manche Enttäuschung, die sie in der Welt gefunden, schreibt sie:

„Irdisches Glück ist nie völlig, bleibt immer unvollkommen. Eins ist not. Außer Christus gibt es keinen Frieden und kein Glück. Es ist unmöglich, die Welt kann es nicht geben, sie besitzt es selber nicht. Was ist ihr Glück? Mit Tränen kämpfendes Lächeln, Gelächter, das aus einem schmerzenden, zuckenden Herzen kommt. Nein, o Welt, ich habe genug von dir gehabt. Ich habe dich erprobt und gefunden, daß dir alles fehlt, was mir am meisten nottut. Heiland, ich möchte nie wieder mich zur Welt hingezogen fühlen und nur nach dem noch trachten, was droben ist. Reinige mein Begehren von allem irdischen Trachten, was Deinem Willen zuwider läuft.“

Im August dieses Jahres, in dem mehr als eine wichtige Entscheidung ihrem geistlichen Leben eine neue Wendung gegeben hat, hörte sie in Homburg, wo vor fünf Jahren ihr neues Leben die ersten keimartigen Triebe gezeitigt hatte, eine Predigt über das Thema: „Wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man es salzen?“ Sie schreibt darüber:

„Wie ernst ist das, daß das Salz seine Kraft verlieren kann. So ist es von großer Wichtigkeit für den Christen, von der

Welt abgesondert zu sein. Wie bin ich froh, daß dieser Kampf in mir abgeschlossen ist, wenigstens der schwerste Schritt ist getan: ich bin entschieden für Gott und meinen Heiland und habe der Welt entsagt, — oder wie es der Prediger ausdrückte, man soll sich von allem scheiden, was nicht zur Verherrlichung Gottes dient!“

Wir sind in diesem Kapitel Schritt für Schritt der allmählichen Lösung von der Weltliebe gefolgt, wie sie sich nach den Aufzeichnungen der teuren Verklärten in diesen vier Jahren, die besonders wichtig waren für ihr inneres Heilungsleben, vollzogen hat bis zu einem gewissen klaren Abschluß auf dieser Linie. Es ist dies gewissermaßen die negative Seite, das Gebiet, dem sie immer klarer und entschiedener den Rücken gekehrt hat, nachdem der Herr ihr die Schädlichkeit und Gefahr dieser unentschiedenen Halbheit aufgedeckt hatte. — Wir werden es nun mit der positiven Seite zu tun haben, und noch einmal an den Zeitpunkt zurückkehrend, von dem dieser Abschnitt ausging, zu prüfen haben, wie eigentlich das Licht so Schritt für Schritt über die Schatten gesiegt hat.

Denn nicht die Selbstprüfung allein, oder der Wille, sich von dem zu lösen, was Sünde ist, kann uns heiligen, sondern dazu bedarf es des Eingreifens eines starken Erlösers. Wie sie Seine Kraft und Liebestreue besser an ihrem Herzen erfahren hat, und welche Gnadenmittel Er gebraucht hat, um sie „näher, noch näher, fest an Sein Herz“ zu ziehen, bis „alles eigne Ringen“ vorbei, — das werden uns die nachfolgenden Abschnitte noch zu sagen haben.

Seele, was ermüdest du dich
In den Dingen dieser Erden,
Die doch bald verzehren sich
Und zu Staub und Asche werden?
Suche Jesum und Sein Licht,
Alles andre hilft dir nicht.

(E. G. Wolff.)



X.

Die Quelle der Kraft!

1859—1862. Paris-Ramornie-Paris, Lautenbach.

„Wenn ich mich zu Bette lege, so denke
ich an Dich, wenn ich erwache, so rede ich
von Dir.“ Pf. 63, 7.

Die Morgenwache.

„Mit Gottes Hilfe habe ich beschlossen und hoffe diesen Plan durchhalten zu können, jeden Morgen eine halbe Stunde zum Studium meiner Bibel zu verwenden, was mich, wie ich hoffe, für den Kampf des Tages stärken wird!“

So lesen wir am 9. Juni 1859 in ihren Aufzeichnungen. Wie wir schon wissen, war es schon seit zwei Jahren ihre tägliche Gewohnheit gewesen, ein Bibelwort auswendig zu lernen, um es als Tagestext zur Selbstprüfung zu verwenden. Diese heiligen Worte, an die sie sich gern tagsüber oft erinnern wollte, sollten ihr helfen, sich in der Wachsamkeit zu üben, und sie erinnern an ihre heilige Berufung. Hatte sie nun einen Tag bei der abendlichen Selbstprüfung den Eindruck, daß sie ihren Text nicht ausgelebt habe, nahm sie mehrere Tage dasselbe Wort als Tageslosung, um es sich tiefer einzuprägen. Außerdem hatte sie in diesem Frühling angefangen, jeden Tag noch einen *Liederers* zu lernen, wenn möglich ein ganzes Lied. Sonntags übte sie dann diese Lieder auf dem Klavier ein und sang sie auswendig, ohne ein Textbuch zu benützen.

Diese schöne Gewohnheit, am Sonntag abend geistliche Lieder zu singen, behielt sie ihr Leben lang bei. Der große Schatz von auswendig gelernten Gesängen wurde immer wieder einer Prüfung unterzogen, wieviel noch im Gedächtnis haften geblieben war. So erinnert sich die Schreiberin einzelner stillen Sonntage, an denen die alte Mutter, über 90 Jahre alt, mit ihren beiden Töchtern Josephine und Marie geistliche Lieder auffagte, eine half der andern nach, wenn es nicht fehlerlos

und ohne zu stocken glücken wollte, und dabei war auf den Bügen der drei ein strahlendes Glück ausgegossen. Welch eine Kraft lag für sie alle in den alten Gefängen, die ein Leben lang ihnen Trost und Mahnung und Freude gebracht hatten!

„Und dann das Gebet! Heiland, lehre mich beten! Du hast mein oft wiederholtes Gebet um Glauben gehört, denn ich fühle, daß er in mir zunimmt. Ich preise dich für diese unvergleichliche Gabe, größer als alles, was die Welt geben kann. Ich muß mir bewußt bleiben, daß Gottes durchdringendes, heiliges, wachsamcs Auge stets auf mir ruht. Ach könnte ich Dich, meinen Heiland, immer im Herzen festhalten! Ich fühle, wie beglückend das ist. Ich möchte Dich nicht um die ganze Welt aufgeben!“

Am 10. Juli 1859 verließ sie nach einem stillen und gesegneten Winter, still, weil so viel weniger als in früheren Jahren die Welt im Mittelpunkt gestanden hatte, und gesegnet, weil sie den Heiland besser kennen gelernt hatte, ihr geliebtes Paris, von dem ihr jedesmal der Abschied schwer wurde. Sie verbrachte ein paar Sommerwochen auf dem Lande, diesmal nicht in Deutschland, sondern in Ramornie, in Schottland, einem von ihrem Schwager Kapitän Murray gemieteten Sommerhaus. Ehe sie Paris verließ, faßte sie von neuem den Entschluß, jeden Morgen sollte ihr erster Gedanke Gott gehören, und ebenso am Abend der letzte, und dann nahm sie sich vor, in der Zeit, während die Jungfer ihre Haare ordnete, ihre Gedanken im Gebet zu sammeln, damit jede kostbare Minute ausgekauft werde. Dann änderte sie ihren Plan, täglich ein neues Bibelwort zu lernen, dahin ab, daß sie nun einen Text für die ganze Woche nehmen wollte, um ihn sich besser einzuprägen. Fast täglich schrieb sie diesen Text morgens, in der Zeit ihrer Morgenwache, in ihr Büchlein und gewöhnlich ein paar Gedanken, die ihr dabei wichtig wurden, so daß diese Büchlein eigentlich eine fortlaufende Bibelauslegung wurden, eine tägliche kleine Nutzenwendung aus Gottes Wort für das eigene Erleben. Immer wieder tritt in diesen kurzen Betrachtungen der ehrliche Wille hervor, Gottes Willen zu verstehen. Hin und wieder ist es wichtig, ein Beispiel herauszugreifen, um darnach den Grad ihrer Erkenntnis bemessen zu können.

„Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen! Wäre das wörtlich zu nehmen, dürfte ich wohl nie hoffen,

in den Himmel zu kommen mit meinem verderbten, unreinen Herzen, aber da wir uns nicht selbst ändern können, denke ich, kann es nur heißen, wenn wir versuchen, ein reines Herz zu bekommen, denn sonst würden ja alle aus Seiner heiligen Gegenwart verbannt sein. Hilf mir, Heiland, heut in Wort und Wandel reinen Herzens zu sein! — Ich möchte versuchen, mir eine Liste solcher Personen anzulegen, für die ich regelmäßig beten will.“

Solche tägliche Fürbitte wurde denn auch in die Zeit der Morgenwache mit hinein genommen. In den Büchlein finden sich auf der letzten Seite öfter solche Listen, in denen für jeden Tag der Woche verschiedene Personen, meist nur mit Anfangsbuchstaben bezeichnet, dem Gedächtnis zur Fürbitte eingeprägt wurden. —

Während Marie dort mit ihren Schwestern sich der Stille des Landlebens freute, waren die Wogen in der Weltgeschichte hoch gegangen. Um nicht ganz den Zusammenhang mit dem irdischen Geschehen zu verlieren, ist es wohl nicht überflüssig, sich daran zu erinnern, was das für eine Zeit war, dieser Sommer 1859. Am 14. August schreibt Marie in ihrem Tagebuch:

„Ach, wie froh bin ich, solchen stillen, ruhigen Sonntag hier auf dem Lande, ferne von dem unruhigen Paris, zu verleben, wo der Kaiser heute an der Spitze von 80 000 Mann seinen Einzug hält!“

Dieser Einzug fand allerdings nicht an diesem Sonntag, sondern am Napoleontag, den 15. August, statt. Bald nach jenem Fest in den Tuilerien im März war der Krieg ausgebrochen zwischen Österreich, Italien und Frankreich. Am 25. April war der Kaiser zu den Truppen gegangen. Nach der blutigen Schlacht von Solferino am 24. Juni hatte Österreich die Lombardei eingebüßt, die Frankreich später an das Königreich Sardinien abtrat, wofür Frankreich vom König Viktor Emanuel Savoyen und Nizza eintauschte. Die Furchtbarkeit jener überaus blutigen Schlacht gab den ersten Gedanken zur Genfer Konvention, der allerdings erst im Jahre 1864 zur Ausföhrung kam. Nachdem der Waffenstillstand bei dem vorläufigen Frieden von Villafranca am 12. Juli 1859 geschlossen war, kehrte Napoleon schon am 17. Juli, seinen siegreichen Truppen vorausgehend, nach St. Cloud zurück und zog dann feierlich in Paris ein. Dort die Unruhe der großen Welt mit

ihren fieberhaften Kriegs- und Siegesnachrichten, — hier im weltabgelegenen Landhause stiller, heimlicher Friede.

Nach einigen Wochen Landaufenthalt ging es dann Ende August 1859 nach Schwalbach, wo man bis Ende September blieb. Von der Zeit zwischen September und November wissen wir nichts. Der Dezember fand sie wieder in Paris, wo dann eine lange, ununterbrochene Zeit von neun Monaten sich anschloß bis Anfang September 1860. Diese ganze Zeit hielt Marie fest an ihrer gesegneten Morgenwache. Wohl klagt sie öfters, daß ihre natürliche Trägheit es ihr zu einem täglichen Kampf mache, rechtzeitig aufzustehen, immer wieder nimmt sie einen neuen Anlauf, um doch nur ja die kostbare Morgenstunde nicht zu verlieren, die ihr so wichtig ist für das ihr immer unentbehrlicher werdende Bibelstudium. Am 25. März 1860, dem Sonntag Judika, finden wir folgende Eintragung:

„Nimm doch heute Besitz von meinem Herzen, unterwirf es Dir ganz, heilige und reinige es und fülle es mit Glauben und Liebe. — Ich habe jetzt große Freude an einer Bibel mit Parallelstellen, die ich mir kürzlich kaufte, sie ist ein kostbarer Schatz, da jeder Text wundervoll erklärt wird durch eine Anzahl anderer Worte, die ihn ergänzen. Ich hatte keine Idee, daß dies so der Fall sei. Ich glaube, daß dies die beste Art ist, Gottes Wort zu studieren, da jeder Vers neues Licht auf die Wahrheit wirft. Ich fühle, wie meine Liebe zu diesem teuren Wort und mein Glaube daran täglich wachsen, je mehr ich darin forsche und je besser ich es verstehe. Ich glaube, das ist das beste Mittel zur Heiligung. Doch ist es immer wichtig, vor dem Lesen um den heiligen Geist zu beten, denn dann offenbart Er sich uns in Seinem Wort und zieht uns in Liebe zu sich.“

Im Juni dieses Jahres finden wir über den Segen der Morgenstunde folgende Worte:

„Heute wachte ich auf, ehe ich geweckt wurde, und stand auf, als alles still war, und während ich betete, ließ mich der wunderbare Heiland Seine Gnadengegenwart schmecken, die alles Gold der Welt nicht erkaufen könnte. O Heiland, erhalte mich bei Dir und laß mich nie wieder abirren! Ich habe den Segen dieses stillen Frühlugebets den ganzen Tag empfunden. Wie viel größer ist der Wert unsrer unsterblichen Seele, als alle zeitlichen Ergöhlungen und die minderwertigen Freuden, die diese Erde bieten kann. — Ich habe, seit ich neulich solchen Segen

davon hatte, es beibehalten und möchte es mit Gottes Hilfe fortsetzen, früh aufzustehen, um zu beten, wenn noch alles im Haus ruhig ist. Die Seele kann sich dann, ungestört von der Welt, so viel leichter zu ihrem Schöpfer erheben.“

In einem späteren Sommer erwähnt sie den Segen des frühen Aufstehens einmal wieder besonders. Für gewöhnlich hatte sie die Absicht, nicht später als 7 Uhr aufzustehen, was ihr im Winter oft schwer wurde. Im Sommer ging es ja leichter.

„Ich bin um 5 Uhr aufgestanden. Es ist so still um mich. Die Sonne ist im Begriff, ihr Angesicht zu zeigen, die kleinen Vögel erfüllen die Luft mir ihrem glücklichen, dankbaren Gezwitscher. Eine ferne Kirchenglocke hat eben ausgeläutet. Diese heiligen Töne in der reinen Morgenluft und alles um mich her redet von dem mächtigen und gütigen Schöpfer und Erhalter. Mein Herz wird zu Dir emporgezogen, fülle mich mit tiefer Liebe zu Dir, Du Urheber aller Barmherzigkeiten!“

Später genügte ihr nicht mehr, wie sie es früher geplant, eine halbe Stunde für das Lesen des Gotteswortes und für das Gebet; sie schreibt:

„Ich muß früher aufstehen, um meine volle Stunde für Seinen Dienst zu haben, womöglich mehr. Hilf mir, mein Gott, rechtzeitig aufstehen, um bereit zu sein, wenn Du mich rufft. Es ist mir solche große Freude, in stiller Morgenfrühe mich selbst meinem Vater und besten Freund zu weihen.“

In einer ernsten Stunde des Rückblicks auf die letzten Jahre darf sie dann im September 1862 bekennen, daß sie tief betrübt gewesen, wenn sie einmal Ihm nicht die volle Stunde weihen konnte, und daß es ihre größte Freude gewesen, Ihm *S e i n e* *S t u n d e* der Andacht ganz zu überlassen, in der Er sich ihr als Freund und fortdauernder Fürsprecher im Himmel offenbart habe.

„Euch, die ihr glaubet, ist Er köstlich. Ja, wahrlich köstlich als Erlöser, als Fürsprecher, als Freund ist Er mir geworden in diesen stillen Morgengebetsstunden. Möchte Er mein Herz auch ferner berühren und mich lehren, recht zu beten!“
Das Abend-Opfer.

„Wenn ich mich zu Bette lege, so denke ich an dich!“ „Mein Gebet müsse vor dir taugen, wie ein Rauchopfer, meiner Hände Aufheben wie ein Abendopfer.“ (Ps. 63, 7 und 141, 2.) Diese beiden Psalmworte kennzeichnen ihr Gebetsleben in seiner

Regelmäßigkeit und in der Treue, die sie immer wieder dazu trieb, die festen Gebetszeiten innezuhalten, nicht nur des Morgens, auch des Abends, wo sie, wie wir schon früher sahen, sich täglich selbst prüfte, ob sie „eine gute Haushälterin gewesen mit der Zeit, ihren Zuneigungen, ihrem Geld, ihrer Gesundheit, ihren Gaben“, wie wir einmal in ihren Aufzeichnungen lesen. Da schreibt sie auch an einem Abend (im Mai 1860):

„Möchte Gott mich erleuchten und mir bei dem schweren und wichtigen Studium helfen, mich selbst zu erkennen! Ich möchte nicht generalisieren, sondern ins einzelne hinein mich selbst prüfen und den heiligen Geist bitten, mich liebevoll und demütig zu machen und in mir das Vertrauen zu meines Heilands Liebe zu wecken. Mir fehlt Geduld. Die Welt fordert noch immer so viel meiner Zeit. Ich muß lernen, anderen völliger zu vergeben. Auch Selbstsucht spricht so oft noch mit. — Heut saß ein fremdes junges Mädchen neben mir, ich habe mich ihr nicht gewidmet, weil es mir interessanter war, mit meinen Bekannten zu reden. Wie unfreundlich ist doch das selbstsüchtige Herz! Es ist mir eine Demütigung, daran zu denken, wie oft ich mich vom Bösen überwinden lasse.“

„Immer wieder vergesse ich, daß diese Welt nicht mein Heim ist, daß ich hier umgeben von Feinden meines Heilands bin, daß Er mich nur dazu hergestellt hat, um unter Seinem Banner eine kurze Zeit zu kämpfen. Ich möchte wohl nach himmlischen Dingen trachten, während ich mich doch so oft noch nach irdischen ausstrecke, z. B. meinen Ehrgeiz befriedigt sehen möchte! O dieser hassenswerte Ehrgeiz! Weiche hinter mich, du bist mir ein verführerischer Abgesandter des Feindes. — Was ist mein Leben wert? Es kann nur einen Inhalt erhalten, wenn es ein Trachten nach Heiligung ist. Es ist mir schmerzlich, erkennen zu müssen, daß ich einen harten, strengen Charakter habe. O Gott, erweiche Du ihn, nimm die scharfen Kanten fort und mache mich liebevoll, sanftmütig, milde und demütig, wie ein kleines Kind. Mache mich Jesu ähnlich!“

Wer, der die teure Entschlafene je im späteren Leben gekannt hat und dies Abendopfer liest, muß nicht anbetend erkennen, daß Gott Gebete erhört!

Dieser täglichen Selbstprüfung schloß sich an jedem Wochenschluß noch eine Generalprüfung der letzten Woche an. Immer wieder stellt sie sich eine Anzahl Fragen, nach denen sie sich selbst prüft, und doch kommt oft die Klage:

„Ich prüfe mich nicht ernst genug, aber ich weiß nicht, wie ich es anstellen soll. Ich habe so verschiedene Methoden versucht und fand keine so sehr gut, aber sie müssen doch besser sein wie nichts. Ich liebe diese Selbstprüfungen nicht, sie sind mir zuwider, sagt sie einmal. Nur der Heiland selbst kann dies elende Herz ganz umwandeln! O, wie viel habe ich zu bereuen! Ich muß danach streben, mit Gottes Hilfe geduldig zu sein. Ich will versuchen, es zu werden. Ich muß mehr ein Täter des Wortes werden. Ich habe keine Religion der Tat. Ich lese viel, bete auch, aber ich handle nicht immer danach. Hilf mir, mein Gott, so zu wandeln, daß andere es sehen, daß ich Dein Kind bin und Deinen Willen so gern tun möchte. Ich hoffe, die Sünde wird schwächer und die Kraft des Gehorsams nimmt zu!“

Auch ihre innere Stellung zur Welt (nicht zu den Vergnügungen, die haben wir an anderer Stelle besprochen), zu der Welt im eigenen Herzen, wird in diesen Selbstprüfungsaufzeichnungen beleuchtet, da heißt es einmal:

„Immer noch, ich schäme mich, es zu gestehen, ist die Welt einer meiner Söhnen. Ich gehorche ihr, denke hoch von ihr, wünsche ihre gute Meinung zu besitzen. Ich erstrebe ihre Ehre. O Gott, reiße dieses abscheuliche Gefühl, das immer noch Macht über mich hat, aus meinem Herzen und gib, daß Du der Erste, ja der Einzige werdest, den mein Herz liebt und anbetet. Ich gehorche dem Buchstaben, aber nicht dem Geist des ersten Gebots. Ich beuge mich dem Mammon. Ich will nicht ehrlich allem entsagen und alles aufgeben, was er mir an Freuden und Genußmitteln verschaffen kann, und mich an Gott allein halten, als der Quelle meines Glücks. Und doch glaube ich, Er würde solches Opfer meiner Seele zum Segen setzen.“

D a s M i t t a g s - G e b e t !

„Ich aber will zu Gott rufen des Abends, Morgens und Mittags, — so wird Er meine Stimme hören!“ (Ps. 55, 17. 18.)

Es war ihr nicht genug, morgens eine Zeit des Gebets zu haben, und abends eine Stunde der Selbstprüfung, auch mitten am Tage suchte sie Gottes Angesicht, so oft es ihr möglich war. Wir finden auch darüber Zeugnisse in ihren Aufzeichnungen:

„Nach Tisch hatte ich in Josephines Zimmer an dem Bettchen der Kleinen eine erquickende halbe Stunde der Gemeinschaft mit Gott.“

Oder an einem anderen Tage:

Zweimal floh ich aus dem Salon und kniete betend am Kinder-

bett nieder. Was ist mir die Kleine für ein Schatz! Wenn ich durch Sünde oder Traurigkeit bedrückt bin, finde ich wieder Frieden und Kraft an ihrem kleinen Bett, das von Engeln bewacht wird, und dann gehe ich wieder weg mit der Gewißheit, daß mein Gebet erhört wurde. Auch das Kreuz über Josephines Bett tut mir wohl. Ich versehe mich dann in die Stellung der Maria, die an Seinem Kreuz kniete, und fürchte, Ihn durch jede neue Versündigung meinerseits von neuem zu kreuzigen.“

Einmal findet sich dann auch der Entschluß, in der Mitte des Tages zehn Minuten oder eine Viertelstunde abzusondern, um ein Wort Gottes zu lesen und kurz zu beten. Doch hat sie später gestanden, daß es ihr schwer geworden, dies regelmäßig innezuhalten; doch möchte sie es immer wieder versuchen, da es solche Kraft brächte.

Über geheiligte Zeit finden wir oft ein beherzigenswertes Wort, z. B.:

„Ich möchte die kostbare Zeit, die mein Vater mir gibt, in Seiner Gnade besser auskaufen lernen. Nicht nur des Sonntags sollten alle Gedanken Ihm geweiht sein, nein, jeder Gedanke an jedem Tage. Es ist Sünde, die Zeit zu vertändeln. Wenn wir uns doch immer bewußt wären, wie schnell sie flieht und uns mit sich fortträgt zur Ewigkeit. Wie wichtig ist es, daß wir Gott täglich Rechenschaft geben über unsre Zeit. Auch die Gedanken, selbst im Schlaf, dürfen wir der Überwachung des Heilands anvertrauen. Seine Gegenwart will auch unseren Schlaf heiligen.

Auch Nachtwachen sind ihr eine willkommene Gelegenheit, Gottes Nähe zu suchen. Wahrscheinlich hat sie in einer Zeit, wo die Schwester kränklich war, mit bei dem Kinde geschlafen, um der Mutter diese ihr notwendigen Ruhezeiten ungestört zu gönnen. Wir finden darüber diese Worte:

„Ich bin lange aufgeblieben, weil Baby unruhig war. Ich versuchte sie in Schlaf zu singen, saß im dunklen Zimmer mit dem kleinen Kinde im Arm und wurde mir der liebenden Gegenwart eines Vaterauges bewußt, das über uns Wache hielt und uns beide umsing. Das war mir so köstlich. Ich bete so ernstlich für das geliebte Kind, daß Gott sie zu einem Werkzeug Seiner Gnade machen möge!“

„Gottes Gegenwart kann uns näher sein als irgend etwas Sichtbares. Wie tröstlich in Kummer und Beschwerde, daß wir diesen nahen Tröster immer bei uns haben können!“ (heißt es

ein andermal). „Ich sehne mich so nach Seiner ununterbrochenen Gegenwart, habe solch Verlangen nach völligerer G e m e i n s c h a f t m i t I h m, — denn wer bedürfte wohl mehr die Nähe des gnadenreichen Heilands wie ich!“ — „Mein Heiland ließ mich an diesem Tage öfter Seine köstliche Gegenwart finden! O, wenn man doch immer bei Tag und Nacht diese Gemeinschaft mit dem besten Freunde suchen würde, wie minderwertig würde die Welt mit ihrer vergänglichen Lust uns erscheinen!“

Ein andermal ist die Rede von der Familienandacht, die sie ja allerdings im Haus der Schwester nicht zu regeln hatte, die zu versäumen ihr aber eine schwere Versündigung erschien, wenn sie sich etwa bei der Morgentoilette länger verweilt hatte und dadurch nicht rechtzeitig fertig wurde. Sie sagt darüber:

„Wie wichtig ist das F a m i l i e n g e b e t! Es zu vernachlässigen ist eine unverzeihliche Unachtsamkeit. Ist es nicht eine Schande, wenn man nicht die wenigen Minuten für diese Gebetsgemeinschaft mit Gott erübrigt?“

O wer nur immer bei Tag und Nacht

Dein zu genießen recht wär bedacht.

Der hätt ohn Ende von Glück zu sagen,

Und Leib und Seele müßt immer fragen:

Wer ist wie Du?

Dem Geist dieses Liedes gemäß, wenn sie es auch damals noch nicht kannte, versuchte sie in immer erneuten Anläufen ihre ganze Zeit unter den Einfluß Gottes zu stellen, und da finden wir die Q u e l l e n i h r e r K r a f t. Der täglich gewählte Bibeltext sollte ihr Stunde um Stunde vor Augen stehen, um ihr zu helfen, daß auch bei ihr „das Licht stets heller leuchte bis zum vollen Tage!“ (Epr. 4, 18.)

*

*

*

Daß es trotzdem nicht immer stetig vorwärts ging, sondern auch R ü c s c h l ä g e gab, dürfen wir nicht verschweigen, wenn dies Lebensbild der vollen Wahrheit entsprechen soll. Und es würde mit ihrer Gesinnung wenig übereinstimmen, wenn wir nicht auch davon reden wollten. Lebensbilder, die nur die Lichtseiten und Fortschritte bringen, wirken oft entmutigend. Aber gerade, daß es ein Auf und Ab in ihrem Heiligungstreben gab, macht uns Mut, auch bei scheinbaren Mißerfolgen immer wieder ihr nachzustreben.

Manchmal ist sie selbst entmutigt, daß sie so langsam fort-

schreitet. So las sie sehr gerne Lebensbilder. Diese Bücher gehören mit zu ihren Kraftquellen, und sie führt manches daraus in ihren Aufzeichnungen an. Einmal erwähnt sie die Memoiren einer Miß Peters und schreibt darüber:

„Es wird von ihr gesagt, daß sie, nachdem sie angefangen, den schmalen Weg zu gehen, der zu Jesus führt, sie nie mehr eine Spur von Ungeduld, Eigenwillen oder Unfreundlichkeit gezeigt hätte. Ich bewundere, daß das möglich sein sollte. Welche große Klust ist dann zwischen ihrem Christentum und dem meinigen! Ich, die ich noch so eigenwillig und ungeduldig bin und über andre richte, wie wenig bin ich fortgeschritten! Miß Peters stand aus eigenem Antrieb früh auf, um zu beten, dadurch wuchs sie so schnell in der Gnade und in der Heiligung. Wie anders ist es mit meinem Wachstum! Ich gleiche mehr einer Agave, die nur alle hundert Jahre blüht, so langsam und unbemerkt ist meine geistliche Entwicklung.“

Solche Betrachtungen konnten dann sogar die entmutigte und öfter wiederkehrende Frage wecken, ob sie überhaupt schon eine Christin sei. So lesen wir folgende Sätze in ihren Tagebüchern:

„Welch jammervolles, schwaches Gefäß ist mein Herz, wie kann es die Wohnstätte der Gottheit sein! Aber Ihm ist nichts unmöglich. Wie liebevoll hat Er mich heut gefragt: Willst du nicht von jetzt ab zu mir sagen: ‚Mein Vater, sei Du der Führer meiner Jugend?‘ Ja, geliebter Vater, ich will Dich als meinen Führer annehmen. Ich will in Deinen Händen lentfam bleiben, keinen anderen Willen mehr haben, als Deinen. Mache mich zu einem fügsamen Werkzeug in Deinen Händen. Hilf mir, mich selbst verleugnen. Lösche das verhaßte Ich-Leben aus!“ — „Wir trösten uns manchmal damit, daß wir bei allen unseren Fehlern doch ein ‚gutes Herz‘ haben, und denken nicht daran, daß gerade im Herzen das tief wurzelnde Übel sitzt, in unsrer eignen Natur das alte verderbte Ich! Wie wenig kennen wir uns selbst! — Ich sehe nicht, daß ich Fortschritte mache in der Heiligung. Ich denke so viel an mich selbst, bin eitel, rede unfreundlich von anderen. Wie verächtlich ist es doch, hinter dem Rücken über andre zu urteilen, wenn sie sich nicht verteidigen können! Ich muß nicht denken, ich dürfte immer weitersündigen in dem Gedanken, daß die Gnade mir wohl vergeben wird, — denn mutwillige Sünde ruft die furchtbaren Folgen kommenden Gerichts hervor.“

Auch Augustins Bekenntnisse, die sie im März 1860 las, treiben sie zu ernstester Selbstprüfung und zu der stets wiederkehrenden Frage, ob sie wirklich im Glauben stehe, da noch so viel vom eigenen Wesen an ihr haften. „Gottseligkeit und Gottgenügsamkeit ist ein großer Gewinn.“ Dieses Wort aus den Schriften Augustins berührt sie tief, und die Bitte um Vergebung, daß sie noch so wenig gelernt, sich genügen zu lassen an Gott allein, ist der Sehnsuchtschrei ihres nach Heiligung dürstenden Herzens.

„Liebet ihr Mich, so haltet Meine Gebote!“ Liebe ich Jesus wirklich?

So fragt sie besonders, wenn sie Lebensbilder solcher gelesen, die sich selbst, Herz und Seele, dem Dienst des Heilands geweiht haben:

„O wie sehne ich mich darnach, ihre Liebe zu haben! Ich habe in seltenen Augenblicken etwas von dieser Liebe gespürt, und dann schien mir der Dienst Gottes so leicht und köstlich. Aber dann kommen Zeiten, da schmecke ich nichts davon. Liegt es daran, daß ich nicht ernst genug ringe? — ‚Macht eure Berufung und Erwählung fest‘. Ist meine Erwählung fest und sicher? Wie unentbehrlich ist uns doch der heilige Geist, um uns recht zu erleuchten! — Lebe ich oder bin ich tot? O Heiland, wecke mich und gib mir das Leben! — Mir fehlt es an Glauben. O Heiland, bitte, mehre meinen Glauben, daß ich Deine Verheißungen ergreife wie ein kleines Kind und dadurch leben und wachsen möge! — Ich fühle meine eigne Ohnmacht mehr als je und bin mehr als je überzeugt, daß, wenn Er das gute Werk nicht vollendet, von dem ich weiß, daß Er es angefangen hat, dann würde es zu Boden fallen wie ein toter Ast, denn ich bin gänzlich unfähig, es fortzuführen, wenn es mir überlassen bleibt! Aber Jesus *k a n n* bis zum äußersten erretten.“

Unter den Büchern, aus denen sie immer wieder Kraft trinkt, wie aus einer Quelle, müssen wir auch die *Nachfolge Christi* von *Thomas a Kempis* anführen, den sie oft wörtlich anführt:

„Er sagt: ‚Richte alle deine Wünsche und Begierden auf Gott‘, was ich lange nicht in dem Maß tue, wie ich es sollte.“

Ferner: „Das ist groß sein, wenn man klein ist in seinen eignen Augen. Wahre Seelengröße ist ein Vergessen seiner selbst.“ Aber ach, wie schwer ist das! Meine Seele klammert sich so an den Staub, an diese vergängliche Erde, daß ich ohne

Hilfe mich nicht erheben kann, obwohl es meines Herzens Sehnen ist, daß meine Seele sich zu der Gemeinschaft mit Gott empor-schwingen möchte! Aber die schwache, jämmerliche menschliche Natur entwurzelt immer meine heiligsten Entschlüsse und besten Absichten. — Ich las im L e b e n jenes heiligen Mannes, Dr. S o r d o n. Wie hat er es verstanden, einen F r e u n d und Gefährten in seinem H e i l a n d zu haben. Warum tue ich nicht daselbe? O hilf mir, Dich zu meinem täglichen nächsten und besten Freund zu machen!“

Aus dem L e b e n s b i l d des R a p t. H a m m o n d, das den Titel hatte: „D e i n W i l l e g e s c h e h e!“ zog sie eine andere wichtige Lehre.

Ein Vers aus diesem Buch ins Deutsche übertragen lautet etwa:

„Wenn du mir sagst, ich solle dem entsagen,
Was ich am höchsten hielt, und was doch nie war mein,
So will ich Dir mich beugen ohne Klagen,
Still überlassen Dir, was ja doch stets war Dein!
Dein Will' gescheh!“

„Ich möchte lernen, mit ihm sagen: komme Leben oder Tod, meine Hoffnung ist im Blut, das mich von aller Sünde reinigt. Als er ermordet wurde (er starb in Sebastopol) sagte er nur: „Ich bin ganz bereit“, — o wenn doch auch mein Leben so sein möchte, daß auch mein Ende sei, wie das seine! Er wachte immer über seiner Seele, aber auch über die Seelen anderer. Ich wünsche mir so, Gott möchte mir die Gabe seelenbewegender Rede geben, damit ich andre überzeugen möchte, von ihrem Irrweg zu lassen, und sie dazu bringen könnte, Jesu Nachfolger zu werden!“ — „Je mehr ich in diesem Buch lese, je unzufriedener werde ich mit mir selbst. Du hast den Wunsch in mich gelegt, Dir zu dienen an Menschen-seelen. Hilf mir, daß dieses Sehnen zur Tat werde!“

Hier finden wir einen ersten Antrieb zu d e r Arbeit, die später ihr Leben ausfüllte. Etwas Ähnliches scheint auch aus einem Buch von B a r t e r, dessen Titel nicht genannt wird, zu ihr gesprochen zu haben; sie sagt darüber:

„Barter sagt einmal: „Jede Aufgabe, die dir gestellt wird, tue schnell und mit aller dir zur Verfügung stehenden Kraft, denn sie muß jezt erledigt werden oder nie!“ Möchte ich doch daran immer denken, jede Lässigkeit überwinden und mich zum Eifer reizen lassen.“

Besonders wichtig war es ihr, aus der Sterbestunde ernster Christen für sich selbst Gewinn zu ziehen. So war ihr das

Sterben eines Mr. Boardman wichtig, weil er so im Vertrauen auf die Gnade und Treue seines Herrn dahingegangen sei, obwohl im fremden Land, fern von seiner Heimat und seinen Freunden, schien es, als empfinde er seine Einsamkeit kaum, weil er ganz mit Jesus beschäftigt war. Die Bitte: „Hilf auch mir den Tod der Gerechten zu sterben, und möge mein Ende sein, wie das seinige“, bewegt ihr Herz. So sehr sie sich stets ein seliges Sterben ersuchte, ging sie doch Streitfragen über schwierige religiöse Probleme, z. B. über den Zustand nach dem Tode, gern aus dem Wege.

Ein kostbares Buch waren ihr auch die „Little things“, die kleinen Dinge des täglichen Lebens behandelnd.

Nachdem wir uns vergegenwärtigt haben, welche Art von Büchern, außer dem teuren Bibelbuch, Einfluß auf sie hatten und zur Kraftquelle für sie wurden, sollen noch zwei Aufzeichnungen erwähnt werden, in denen sie etwas über Romane sagt. Das einmal heißt es da:

„Romane haben im allgemeinen keine gute Einwirkung; sie enthalten manches Gute neben vielem Bösen. Doch kann man manchmal etwas daraus lernen, z. B. dies: wenn der weltliche Standpunkt als Grund einer Heirat empfohlen wird, so ist die Folge fast immer Elend und Jammer. O Gott, bewahre mich vor solcher Zukunft!“

Ein ander Mal schreibt sie etwas, was den ganzen heiligen Ernst ihres Strebens nach wahrer Heiligung uns vor das Gewissen zu stellen wohl geeignet ist:

„Wir lasen ein Buch und entdeckten, als wir mitten drin waren, daß es nicht passend sei für ein junges Mädchen. Nun interessiert mich aber die Handlung sehr, und es ist sehr fesselnd geschrieben. Mein Gewissen läßt mich indessen nicht ruhen, bis ich den Entschluß faßte, es nicht weiterzulesen, weil es in mir Gedanken weckt, die nachher so schwer zu bannen sind. Und dann verleitet es mich auch zur Unwahrheit, da ich nicht gern möchte, daß jemand mich dabei fände, wenn ich es läse. Ich tat unrecht, es beiseite zu legen, als hereintrat, als ob ich nicht darin gelesen hätte. So fürchtete ich Menschen mehr wie Gott. Was ich nun nicht vor Menschenaugen tun mag, das darf ich doch erst recht nicht vor Gottes Augen tun. Gott gebe mir die Gnade, es endgültig beiseite zu legen, ohne es zu Ende zu lesen!“

Dies schrieb Marie im August 1860, in ihrem 23. Jahr.



XI.

Sturmwolken am Horizont.

1860—1861. Lautenbach, Dublin, London, Homburg.

„Gott ist unsre Zuversicht und Stärke,
eine Hilfe in den großen Nöten, die uns
getroffen haben. Darum fürchten wir uns
nicht!“ Ps. 46, 2. 3.

Ghe wir von den Kraftquellen, die sich für Marie im eigenen Haus und Herzen erschlossen, zu den Quellen der Kraft kommen, die sie im Gottesdienst und Gemeindeleben fand, in der Versammlung der Heiligen, — soll in diesem Abschnitt wieder der Rahmen zu dem Bilde in den Vordergrund gestellt werden, nämlich die äußeren Erlebnisse im Familienleben und im Miterleben weltgeschichtlicher Ereignisse.

Als sie im Dezember 1859, wie schon erwähnt, zu längerem Aufenthalt nach Paris zurückgekehrt waren, erinnert sie ein scharfer Frost, „Jack-Frost“, der die Fenster mit so schönen Kristallen und Pflanzenmotiven bedeckt hat, an die geliebte Heimat, wo solche Erscheinungen häufiger waren, und damit erwacht die Sehnsucht.

„Wann werde ich sie wiedersehen, wann meine geliebteste Mutter wieder umarmen? Gott, ich danke Dir für solche Mutter!“

Diese Sehnsucht nach der Mutter sollte ihr schneller erfüllt werden, als die nach der Heimat. Dort schien alles auf Sturm im kommenden Jahr zu deuten, wie sie am Schluß des Jahres 1859 schrieb, und sie sagte sich:

„Wenn der Himmel blau, ist es nicht schwer, Gott zu vertrauen, aber wenn Wolken sich auftürmen und die Sonne sich verhüllt, dann sieht auch in uns alles gleich so dunkel und furchterregend aus!“

Nicht nur in Amerika spitzten sich die Gegensätze zu zwischen

Nord- und Südstaaten, die sich um der Befreiung der Sklaven willen, die man im Norden anstrebte und im Süden nicht wollte, vorläufig noch durch Schriften und Verhandlungen stritten. Auch in der übrigen Welt gab es Kriege: ein englisch-französischer Krieg gegen China war schon im Gange, Unruhen in Italien standen bevor. Das alles wird in dem Hause des württembergischen Gesandten in Paris seine Rückwirkung gehabt haben.

Mag es nun der drohende Krieg in den Vereinigten Staaten gewesen sein, der allerdings erst Ende des Jahres durch Rebellion der Südstaaten zum Ausbruch kam, — oder war es die Mutterliebe, die sie trieb, bei der erwarteten Geburt des zweiten Enkelkinds ihrer Tochter Josephine nahe zu sein, — die Mutter entschloß sich, nach Europa zu kommen, und zwar schiffte sie sich am 2. Juni 1860 in Newyork ein, und die Freude, sie nun bald wieder zu sehen, war groß! Gerade in der Erwartung der geliebten Mutter wurde Marie durch einen Sonntagabend wieder so lebhaft an die alte Heimat erinnert. Es hatten sich einige ameritanische Freunde im Wächter'schen Hause zusammengefunden, und es wurden heimatliche englische Lieder gesungen, was Marie nach all den französischen Gottesdiensten tief bewegte:

„Ach es gibt doch nichts Schöneres, als Gott in der eignen Muttersprache anzubeten und durch Lieder zu preisen!“

Erst am 5. September 1860 traf die Mutter in Paris ein, die zur Freude ihrer Töchter nach der langen Reise sehr wohl aussah. Mit welcher Sehnsucht hatten sie ihr entgegengesehen. War es doch eine lange Trennung gewesen! Im Dezember 1856 hatte sie ihr Kind in Paris bei der älteren Schwester zurückgelassen. Seitdem waren fast vier Jahre vergangen. In dieser Zeit hatte sich Marie vom Backfisch, wie man in deutscher Sprache sagt, der ganz unter mütterlicher Autorität stand, zur reifen Jungfrau entwickelt, die nicht nur den Jahren nach, sondern auch ihren inneren Erfahrungen entsprechend, mündig geworden war.

Da gab es in den folgenden Monaten manchen inneren Kampf auf einem Gebiet, das bisher nicht berührt worden war. Was früher selbstverständlich war, wurde der 23jährigen, freidenkenden, hochherzigen Natur jetzt, nach so langer Entwöh-

nung vom strikten Gehorsam, nicht immer ganz leicht. Diese ihr bisher fremd gebliebenen Kämpfe mit dem eigenen Ich wurden nun in ernster Selbstprüfung und stets gleich bleibender Gewissenhaftigkeit treulich und täglich ausgefochten, und immer wieder kommt die Bitte, der Herr wolle sie los vom eigenen Willen machen und ihr helfen, das v o r n e h m s t e G e b o t, das die V e r h e i ß u n g hat, im Geist und in der Wahrheit zu befolgen. Nicht, daß die Liebe zur Mutter irgendwie unter diesem Verhältnis gelitten hätte! Ihre Mutter besprach einmal mit ihren Töchtern die Möglichkeit, daß sie vor ihnen sterben würde. Dieser Gedanke, ihre geliebte Mutter zu verlieren, war für Marie ganz unerträglich. Es war auch nicht etwa so, daß sie sich je beklagt hätte, daß sie nun gehorchen solle, — nein, nur erstaunte Selbstdemütigung darüber, daß es ihr nicht ganz selbstverständlich ist, willenlos zu gehorchen, — und strenge Selbstzucht auf diesem Gebiet, füllt die Seiten ihrer Tagebücher in den Monaten, die nach der A n k u n f t der M u t t e r im lieben alten Lautenbach verbracht wurden, wo man abwechselnd mit Stuttgart nun den ganzen Winter bis zum Juli 1861 verblieb.

Ehe sie Paris verließen, hatten die Schwestern sich mit lebhaftestem Interesse an den Sammlungen beteiligt, die für die in S y r i e n v e r f o l g t e n C h r i s t e n dort veranstaltet worden waren. In L a u t e n b a c h und S t u t t g a r t scheinen sie dann weniger im Mittelpunkt solcher internationalen Hilfsaktionen oder großer christlicher Werke der allgemeinen Nächstenliebe gestanden zu haben. Es ist wenigstens in den zehn Monaten, die sie in Deutschland zubrachten, wenig oder gar nichts von solchen Interessen die Rede. Ja, selbst das Innenleben schien einen gewissen Stillstand zu erfahren.

Vielleicht war hieran der Umstand schuld, daß sie niemals einem Gottesdienst beiwohnten, weil sie alle der deutschen Sprache noch nicht mächtig genug waren. Es galt also, sich durch gelesene Predigten zu erbauen, aber Marie empfand das wie eine große Entbehrung.

„O wie ist es so anders, wenn man in Gottes Haus gehen kann! Ich kann so von Herzen das Psalmwort nachsprechen: ‚Wie lieblich sind Deine Wohnungen, Herr Zebaoth, meine Seele verlangt und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn.‘“ (Ps. 84, 2. 3.)

Auch die Schwester Blanche verbrachte diese Zeit zum großen Theil mit ihren Lieben zusammen. So entwickelte sich ein stilles, schönes Familienleben — fast gar nicht durch gesellige Ablenkungen gestört —, da Marie nach dem, was sie hier vor zwei Jahren erlebte, nicht gern ausgehen mochte. Jene Ereignisse warfen einen Schatten in ihr Gemüthsleben hinein, so daß sie hier, wo alles sie an die frohe Zeit damals erinnerte, unter einem gewissen Druck stand. Es ist das auch ein Beweis dafür, wie überaus zart empfindend ihr Gewissen war. Erst nachdem der Freund, dem sie weh gethan hatte, ohne es zu beabsichtigen, glücklich verheiratet war, kam sie über diese Erinnerung ganz zur Ruhe; doch das geschah erst im Spätherbst des nächsten Jahres.

Außer der Schwester Blanche waren auch die beiden Schwestern ihres Schwagers, Frau von Riederlen-Wächter und Frau von Lück-Wächter, häufige Gäste auf Schloß Lautenbach, so daß es immer ein großer Kreis war, besonders im Sommer wuchs die Zahl der Gäste noch an. In jenem Herbst 1860 hatte Frau von Lück ihren Gatten verloren, was Marie zu tiefstem Mitgefühl anregte:

„Warum betrübt Gott Sein Volk auf Erden so tief, wenn nicht, um unsre Herzen näher an Sein Herz zu ziehen!“

Ein besonders schöner und friedlich froher Tag war ihr Geburtstag, 3. Oktober 1860, wie stets, ein Freudenfest für die Familie. Die große Liebe, mit der ihre Verwandten und Freunde ihn ihr schmückten, beschämt sie tief. Dieser Tag, der „gewiß nie wieder so schön sein könnte“, wird ihr in steter treuer Erinnerung bleiben, sagt sie. Sie möchte Gott dafür danken, indem sie Seinen Willen besser zu befolgen trachtet, und alle, die ihr so viel Freude gemacht, zu lieben sucht, wie sich selbst. Und doch möchte sie Jesu zu Füßen fallen und Ihm so viel Herzenshärte bekennen und um Vergebung bitten über vielem, was ihr noch Kummer macht, z. B. ihre Selbstsucht, die es ihr schwer macht, spazieren zu gehen, wenn sie andres vorhatte, oder Whist spielen zu sollen, was ihr so langweilig war. Hieraus, wie auch aus andren Aufzeichnungen, sehen wir, daß sie auch in dieser stillen Zeit ernst an sich selbst gearbeitet hat, und daß die Kämpfe nicht ausblieben. Besonders setzte

sie die Bekämpfung ihrer eigenen Natur auch auf dem Gebiet fort, daß sie sich immer wieder selbst Vorwürfe macht um ihrer Ungeduld willen mit ihr unsympathischen oder auch ungehörigen Untergebenen. Hat die Ungeduld einmal gesiegt, folgt eine tiefe Selbstdemütigung.

„Ich habe dem Heiland Anehre gemacht und den heiligen Geist betrübt. Ich konnte nur auf meine Knie fallen und bitten: Vergib!“

Wenn zwischen den Leuten im Hause irgendwelche Unstimmigkeiten vorkamen, konnte sie das tief betrüben, und sie alles tun, was in ihren Kräften stand, um den Geist gegenseitiger christlicher Liebe und Duldung unter dem Dienstpersonal wieder herzustellen. Es ist dies ein kleiner Vorschmack davon, daß sie später in eigenen Hause ihren Leuten stets eine wahre Mutter gewesen ist.

Harte Urteile über andere Menschen duldet sie nie bei sich:

„Ich möchte lieber, daß meine Zunge ausgeschnitten würde, ehe ich sie dazu gebrauche, harte und unfreundliche Worte zu sprechen!“

So erwähnt sie einmal ein kleines Erlebnis, das ihr wie eine Gottesstimme erschien. Es war von einer Dame die Rede gewesen, die wegen ihrer Unsittlichkeit bekannt war

„Josephine bemitleidete sie. Ich ärgerte mich darüber und sagte, es sei nicht nötig, sie zu bemitleiden, da sie ihr Geschick durch ihr sündiges Leben selbst heraufbeschworen habe. Als wir gleich darauf die Abendandacht hatten, war der Text das Wort Jesu: ‚Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie‘. Das war, als wollte der Herr mich ernstlich strafen für meinen hochmütigen Richtgeist, und ich habe mich sehr geschämt.“

Ein ander Mal war sie ungeduldig mit dem Postboten gewesen, weil er unhöflich antwortete. Ein Gast, der selbst sich nicht als Christ bekannte, sagte ihr darauf: „Die beste Art, jemand zu strafen, der unhöflich oder grob war, ist die, selbst höflich und freundlich zu antworten.“ Diese ernste Mahnung war ihr sehr beschämend, und sie beugte sich demütig darunter, daß einer, der dem Meister noch nicht nachfolgte, ihr, die Ihm doch nachfolgen möchte, etwas von Seiner Weise beibringen mußte.

Große Freude hatte sie stets an der Natur, wofür gerade hier in der Stille des Landlebens, wo sie so unvermittelt wirken

konnte, sich eine Anzahl lieblicher Zeugnisse finden, deren wir gern einige hersehen möchten, um einen Blick zu gewinnen in ein Herz, das an reinen Freuden den ungestörtesten Genuß findet:

„Der frühe Morgen ist so besonders lieblich. Als ich das Fenster öffnete und die frische, belebende Luft einatmete, die Sonne auf den Blumenbeeten und den grünen Bäumen ihre Lichter hinzeichnete, da kam ein tiefer Friede in mein Herz. Drüben die Wiesen an den grünenden Hügeln, hier in der Nähe die geliebten kleinen Vögel, die hin- und herflogen und sich ihrer Sicherheit und ihres Friedens freuten und der wärmenden Sonnenstrahlen, das alles erscheint so wunderbar lieblich. Aber wie viel liebenswerter ist Gott, von dem all diese Schönheit stammt!“

Am einem Sommertage schreibt sie etwas darüber, wie Gottes Größe sich ihr in einem Gewitter offenbarte:

„Was kann schöner sein und beredter von Seiner Allmacht zeugen. Solche Sprache dringt unmittelbar zu Herzen und läßt die Seele in Ehrfurcht erschauern!“

So führte jedes Erleben, auch in der Natur, sie stets auf den Ursprung, auf den Schöpfer, zurück.

Es war ihre tägliche Aufgabe in Lautenbach, so oft sie im Sommer dort weilte, bis in ihr Alter hinein die Rosen zu beschneiden. Jeden Morgen nahm sie ihr Körbchen an den Arm und die Rosenschere und säuberte die Rosenstöcke von den abgeblühten Blumen oder Auswüchsen, die unten am Stamm herauschossen und der veredelten Pflanze die Kraft nehmen, sowie von Raupen und allerlei Schädlingen. In späteren Jahren gab dies stets Anlaß zu ernststen Gesprächen und Gleichnisreden, und man drängte sich darum, wer sie begleiten dürfte. Besonders liebte sie die rosa Rosen, die weißen erschienen ihr so kalt, aber an den in lebhafteren Farben erblühenden Blumen konnte sie jedes Blättchen einzeln bewundern und mit feuchten Augen die Wunderwerke Gottes preisen.

Auch der Vogelgesang war ihr eine Predigt. Sie konnte lange still lauschend stehen und nichts hören, als die lieblichen Töne, und dann bewundernd sagen: „Wie lobt der kleine Sänger seinen Schöpfer, — er tut, was er kann, — und wir?“

Aber nicht nur im Sommer, auch im Winter bewundert sie die Taupropfen, die wie die schönsten wasserhellen Diamanten im Sonnenlicht an jedem Grashalm funkeln, und belauscht das

musikalische Gezirp der Vögel, wie sie an den blattlosen Sträuchern von Zweig zu Zweig hüpfen und sich ihre Nahrung suchen. Alles ist Musik für sie: das Girren der Tauben, das Krähen der Hähne, das Gackern der Hühner, die die Körner aufspicken, die ihre Hand ihnen streut, das alles atmet stille Lebensfreude. „Wie liebe ich dies alles, so frisch aus des Schöpfers Hand hervorgegangen und Sein Lob verkündigend.“

Ein ander Mal ist es der Schnee in seiner fleckenlosen Reinheit, der sie entzückt:

„Die Zweige sind alle malerisch in ihren weißen, schweren Pelzmantel eingehüllt. Wunderbar schön kleidet Gott die Natur, in welches Gewand Er sie auch hüllt! Sollte uns Seine Liebe, Macht und Weisheit nicht mit Anbetung erfüllen! — Auch heute wieder zeigt sich die Natur in königlicher Schönheit, die Bäume haben sich mit tausend glitzernden Froststernen geschmückt, die in der Sonne funkeln. Ich sah noch nie etwas so überwältigend Schönes, so blendend wundervoll ist die Natur in allen ihren Phasen. Wenn schon so viel Schönheit aus der Hand des Schöpfers hervorgeht, um diese Vergänglichkeit zu schmücken, wie reich und unerschöpflich muß die Quelle sein, aus der alle diese Schönheit fließt. Heut nacht schien der Mond so wunderbar und warf seinen Silberschein auf den weißen Schnee, auf dem dunkelblaue Schatten hervortraten. Wie nah fühlt man sich Gott, wenn man so in die stille Nacht hinausieht und nichts hört, als die leisen Stimmen der schlafenden Natur.“

Am Ende des Jahres 1860 schreibt Marie in ihr Tagebuch:

„Welch wichtiges Jahr ist dies gewesen! Möchte das nächste nicht die Entzweiung unsrer geliebten Union sehen, was wir sehr zu befürchten haben. Mutter, Josephine und ich waren den Jahresabend still und glücklich zusammen. Nachdem wir einige Lieder gesungen, standen wir Hand in Hand am offenen Fenster und sahen zu dem bewölkten Himmel hinauf. Wir beteten still das alte Jahr aus und das neue Jahr ein, küßten uns herzlich und wünschten uns den Frieden Gottes zum neuen Jahr.“

Das Weihnachtsfest hatten sie in Stuttgart mit dem Schwager vereint gefeiert, den sein Amt dort festhielt. Nun waren sie wieder im stillen Lautenbach und erwarteten hier die Ereignisse, die sich vorbereiteten.

Als Marie die Befürchtung niederschrieb, daß die Vereinigten Staaten eine Entzweiung erleben könnten, war der unheilvolle Riß schon geschehen. Im November 1860 war

Abraham Lincoln zum Präsidenten gewählt worden. Im Dezember, am Schluß des Jahres, rebellierten die Südstaaten gegen seine entschiedene Stellung, die um jeden Preis die Emanzipation der Sklaven herbeiführen wollte. Das Buch von Frau Beecher-Stowe: „Onkel Toms Hütte“, das im Jahr 1853 erschienen war, hatte die Welt auf die furchtbaren Mißstände aufmerksam gemacht, die zum Himmel schrien. Aber es kostete die Besitzer ihr unerseßliches Vermögen, und darum gab es diesen furchtbaren Kampf. Der Großgrundbesitz in den Südstaaten glaubte, nicht ohne die Sklaven auskommen zu können, während die Nordstaaten, mehr auf den Handel angewiesen, ihrer besser entraten konnten.

Anfangs des Jahres 1861 konstituierten sich die Südstaaten zu einem besonderen Staatenbund und eröffneten die Feindseligkeiten. So wurde ein furchtbarer Bürgerkrieg entfesselt, ein Blutvergießen zwischen Bruder und Bruder, der vier Jahre dauern sollte und der jedes Amerikanerherz tief erschütterte. Die bösen und erschreckenden Nachrichten von drüben aus der geliebten Heimat fallen in das stille, friedliche Erleben dort in Württemberg jedes Mal wie Gerichtsmahnungen herein.

Die Geburt des kleinen Neffen, die glücklich am 9. März 1861 in Stuttgart erfolgte, und die Taufe am 28. April, in der er den Namen Louis erhielt, waren helle Lichtpunkte. Zu diesem Fest waren außer der Schwester Anna alle Geschwister mit der lieben Mutter anwesend. Auch David, der inzwischen im Orient gewesen, war dazu erschienen. Marie war Taufpatin, sie ist sich der großen Verantwortlichkeit voll bewußt und bittet Gott, sie dafür zuzubereiten.

Ende Mai kehrten sie noch einmal nach Lautenbach zurück. Der Abschied von Stuttgart wurde ihr diesmal gar nicht schwer, im Gegenteil, sie ist froh, dort nicht immer leben zu müssen. Ehe Marie am 26. Juni mit der Mutter und der Schwester Blanche von Lautenbach abreisten, wobei es ihr schwer wurde, sich von der Schwester Josephine zu trennen, mit der sie nun seit fast fünf Jahren ununterbrochen zusammen gewesen, bekamen sie noch die erschütternde Nachricht von einem tödlichen Unglücksfall, der einen ihnen nahe stehenden Herrn in Petersburg betroffen hatte. Dieser plötzliche Tod des erst 26 Jahre alten Freundes, mit dem sie im vergangenen Jahr in Paris

manches ernste Gespräch gehabt hatte, ging Marie sehr nahe und bewegte sie tief. Sie schreibt unter anderem in dieser Zeit:

„Ich möchte von jetzt ab täglich so leben, als wäre es mein letzter Lebenstag. Wenn wir versäumen, die Gnade zu suchen, werden wir droben keine Herrlichkeit haben“. Dies Wort hatte sie gerade an dem Sterbetag des Freundes gelesen, und es treibt sie zu sagen: „Ich möchte die Ewigkeit im Herzen behalten und der Zeitlichkeit den Rücken kehren!“

Ehe wir mit Marie von dieser stillen, zurückgezogenen Zeit Abschied nehmen, sollen noch einige Rückblicke uns zeigen, wie auch die kleinsten Ereignisse für sie wichtig waren, außer den inneren Segnungen, auf die wir später nochmal zurückgreifen werden. Sie schreibt über ihre geliebte kleine Nichte:

„Heut hat mich Baby Blanche wieder etwas gelehrt. Ich war ungeduldig mit ihr gewesen. Da warf sie ihre kleinen Arme um meinen Hals und küßte mich wiederholt, indem sie immer wieder bat: ‚Maimai, bitte, bitte, verzeihen‘. Es ist mir unmöglich, ihr zu widerstehen, und — sie hat mir wirklich ein Beispiel gegeben, indem sie sofort über ihren Fehler betrübt war und um Verzeihung bat und dabei vergaß und vergab, daß man ihr ein unfreundliches, scheltendes Wort gesagt hatte. So bitten wir unseren himmlischen Vater um Vergebung, indem wir zugleich denen vergeben, die unsre Schuldiger sind. Möchte es immer von Herzen geschehen!“

Bei einer andern Gelegenheit sagte sie:

„Ich war ungehorsam und unglücklich. Das letztere ist immer die Folge des ersteren. Sind wir nicht wie kleine Kinder, die ganz genau wissen, daß sie viel glücklicher sind, wenn sie artig, als wenn sie unnütz sind, weil sie dann mit Liebe gehätschelt werden. Und doch sind sie trotzdem viel häufiger unartig. Wenn wir zu Gott nahen und Ihm wohlgefällig leben, werden wir glücklich, zufrieden und froh, und doch — wunderbarer Widerspruch in uns, — wir suchen das Glück und kehren zugleich der Quelle des Glücks den Rücken.“

Auch von der lieben kleinen Blanche galt es nun vorläufig zu scheiden, der sie Sonntags die ersten biblischen Geschichten erzählt hatte, und deren langsames Erwachen zum Bewußtsein ihrer selbst zu beobachten, ihr stets solche reine und ungetrübte Freude gewesen war.

Am 4. Juli 1861 kehrte Marie mit der Mutter nach P a r i s zurück. Diesen Tag feierten sie sonst stets froh und stolz zur

Erinnerung an die Befreiung und Einigung ihrer nordamerikanischen Staaten, und nun, welch trauriger Tag für jedes Amerikaners Herz in diesem Jahr, in dem die Einigkeit in Stücke gebrochen war.

„Aber Gott, der uns in dunkle Wolken hüllt, wird in Seiner Gnade, Liebe und Weisheit eine barmherzige Absicht mit unsrem geliebten Vaterlande haben!“

Im September dieses Jahres machte sie mit der Mutter einen längeren Besuch bei einer Freundin der letzteren, Mrs. Palmer in Dublin. Dort erlebten sie einen allgemeinen Betttag, den der Präsident der Vereinigten Staaten auf den 27. September für alle Amerikaner angesetzt hatte, und Marie fleht, daß die unzähligen Gebete, die zu Gottes Gnadenthron emporsteigen, auf das unglückliche, zerrissene, im Kampf blutende Land Segen, Friede, Einheit, Gerechtigkeit und Recht herab bringen möchten. Und zum erstenmal erwähnt sie bei dieser Gelegenheit das Wort, das ihr später so wichtig geworden: „Betet ohne Unterlaß!“ So hatte der furchtbare Krieg Gebetskräfte in Bewegung gesetzt, die vielleicht sonst latent geblieben wären, und das ist wohl der Hauptsegens solcher ernsten Zeit, daß die Menschen beten lernen, wie nie zuvor.

Eine geplante Reise nach Italien, auf die sie sich sehr gefreut hatte, wurde in der ersten Kriegszeit nicht ausgeführt:

„Ich glaube, Gott hat mir geholfen, das Opfer willig zu bringen“, schreibt sie darüber. Die Reise wurde im Herbst 1862, ein Jahr später, dann doch unternommen, trotzdem der Krieg nicht vorüber war. Ach, er dauerte ja so viel länger, als man damals, im ersten Jahr desselben, für möglich halten konnte.

Anfang November 1861 kehrte Marie mit der Mutter und der Schwester Blanche nach Lautenbach zurück, auch der Bruder war noch acht Tage mit ihnen zusammen dort, ehe er mit dem Schwager nach Paris vorausging, wohin die weiblichen Glieder der Familie mit dem kleinen Louis ihnen Anfang Januar 1862 folgten.

Ehe sie dorthin gingen, spürt man in den Tagebuchnotizen, daß allerlei ernste Zukunftsorgen sich der Familie bemächtigt hatten. Am Schluß des Jahres 1861 hatte sich die Lage in Amerika zugespitzt. Ein englisches Schiff mit Namen „Trent“

hatte, obwohl England neutral war, die Blockade, in die die Südstaaten versetzt waren, brechend, südstaatliche Kommissare an Bord genommen, die beauftragt waren, die Sache der Südstaaten in London und Paris zu vertreten. Auf dem englischen Schiff fühlten sie sich völlig sicher. Aber die Union wagte es, den englischen Dampfer zu stoppen, und ihre Offiziere und Soldaten nahmen, trotz des Protestes des englischen Kapitäns, die unter dem Schutz der britischen Flagge stehenden feindlichen Gesandten gefangen. Diese lecke Tat forderte Genugthuung, und es lag die Gefahr nahe, daß nun auch England in den Krieg eingreifen und Partei nehmen würde, wie es schon gewissermaßen getan hatte, indem es für die Staaten, die die unmenschlichen Greuel der Sklaverei festzuhalten wünschten, eintrat. England stand also hier auf seiten des Unrechts, im Widerspruch gegen die Menschlichkeit und das Recht der Nordstaaten.

Marie schrieb diesbezüglich am 4. Dezember 1861 folgende Worte:

„Unser armes Land ist in Gefahr eines neuen Krieges, schlimmer in den Folgen, wie der erste, ein Krieg mit England, wenn Gott nicht eingreift. Außer dem großen Kummer um so viel Blutvergießen und Elend, sind wir noch in der ernststen Sorge, daß wir vielleicht Bettler werden könnten, da wir nicht wissen, woher wir Mittel nehmen sollen, wenn dort alles verwüstet wird und die Verbindung aufhört. So steht auch meine eigne Zukunft ganz in Frage, alles ist ungewiß. Ich habe in dieser Sache zu lernen, völlig auf Ihn zu vertrauen, der uns nichts geschehen läßt, was uns nicht heilsam ist nach Seinem Willen. Da gilt es glauben. O, meine Seele, laufe nicht den Erdendingen nach, sondern trachte nach dem, was da bleibt in Ewigkeit. Erhebe mich, Gott, über die Erde hinaus, hinauf in den Himmel, daß ich meinen Wandel dort haben lerne. Excelsior, höher hinauf, das soll meine Lösung sein! Näher, mein Gott, zu Dir! Ich will alle meine Sorge auf Ihn werfen. Er wird mich und meine Lieben tragen mit all unseren Ängsten und alle unsre Furcht für die Zukunft, die eigne persönliche und die unsres Landes stillen und mir die Hoffnung stärken, daß durch diese ernste Zeit alle, die ich lieb habe, sich bekehren möchten. Solcher Glaube gibt stillen Frieden ins Herz, mag es noch so dunkel sein um uns her!“

Bei ihrer Ankunft in Paris am 2. Januar 1862 empfingen sie sehr schlechte Nachrichten über Vermögensver-

hältnisse aus Chicago. Das liebe Vaterhaus in Newyork war vermietet und die Frage: „Werden wir es je wiedersehen?“ zog wehmütig durchs Herz. Der Neujahrstag hatte die Schweftern mit der Mutter und dem Bruder alle vereint, und es war von ihnen gemeinsam das Gebet empor gestiegen: Erbarme Dich unseres armen Landes und segne es mit Frieden! — Aber nun, wenn Er auch sie alle gesund erhalten hatte, trat die Sorge ernster als zuvor an sie heran. Vielleicht war dies noch notwendig, um Marie völliger zu lösen von ihrem Vertrauen auf den ungewissen Reichtum und die Dinge dieser Erde:

„Gott hat es zugelassen, daß die Ungerechtigkeit zu siegen scheint. Aber Er hat sicher eine gute Absicht dabei, wenn wir es auch nicht verstehen! Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln! In der Welt habt ihr Angst, aber Ich habe die Welt überwunden! Heiland, habe Dank für Deinen wunderbaren Trost!“

Am 30. Januar 1862:

„Vor 11 Jahren starb mein geliebter Vater! Wie viel hat sich seitdem geändert. Wir haben alle unser Heimatland verlassen. Unser Vaterhaus ist in fremden Händen und der Bürgerkrieg tobt. Der Bruder vergießt des Bruders Blut! Aber Gott hat bisher über uns gewacht, Er ist in Wahrheit der Vater der Vaterlosen und der Beschützer der Witwen. Ihm dürfen wir vertrauen, daß auch die Sache mit unsrem Vermögen zu einem guten Ende hinausgeführt werde! Erbarme Dich auch über unser armes, unglückliches Land. Schenke uns einen großen Sieg, der diesem bluttriefenden Krieg ein Ende mache!“

So betet sie zu wiederholtenmalen, wieder und wieder! — In den Reihen der Feinde, als Feldherr ihrer Heere, stand ein General Lee an der Spitze jener Truppen, die immer wieder und wieder dem Oberstkommandierenden der Nordstaaten, dem General Grant, sich erfolgreich entgegenstellten. Dieser Lee war auch ein Verwandter der Familie. Daß einer ihres Namens zu den gefährlichsten Segnern ihres Landes gehörte, muß den Schmerz jedenfalls noch verschärft haben.

Nachdem die Mutter mit Marie im Juli in London und auf einem Landsitz, Leybourne Grange, Maidstone, bei Lady Hawley zum Besuch gewesen waren, und sie dann, nach vorübergehendem Aufenthalt in Paris, einen Monat in Homburg zugebracht hatten, gingen sie mit Blanche und David nach England zurück. Hier erreichte sie im September 1862 eine

Nachricht, die den geliebten Bruder David schleunigst nach Amerika zurück berief. Marie ist darüber sehr betrübt, sie schreibt:

„Ich kann es nicht ertragen, daß er jetzt gehen soll, in einem Augenblick, wo er möglicherweise zur Teilnahme an dem furchtbaren Krieg gerufen werden wird. Dieser Krieg, der immer noch tobt und, wie ich fürchte, unser armes Land zugrunde richten wird. Warum können die Nationen der Erde nicht Frieden halten? Warum müssen sie sich gegenseitig zerfleischen und vernichten? O Heiland, komm, laß Dein Reich kommen! Gehe mit dem geliebten Bruder, behüte ihn, hilf ihm in seiner Unternehmung und gib ihm Weisheit, nach Deinem Willen zu handeln! Wir sind Gäste und Fremdlinge hier auf Erden, es gilt ein besseres Vaterland suchen; hilf, daß keine Not der Zeit uns dies selige Ziel verrücken möchte!“

Um uns den weiteren Verlauf dieses Krieges ins Gedächtnis zurückzurufen, soll hier daran erinnert werden, daß Ende des Jahres 1862 der Krieg noch immer unentschieden war, obwohl große blutige Schlachten siegreich für die Nordstaaten geschlagen worden waren.

Am 1. Januar 1863 erklärte der Präsident Abraham Lincoln, daß in den Vereinigten Staaten von diesem Tage an alle Sklaven frei seien, obwohl in den Südstaaten noch viele Millionen festgehalten wurden, und sie von ihrer Befreiung erst nach dem endgültigen Siege der Union erfuhren. Es ist dies ein wunderbares Gleichnis für die Tatsache, daß durch das Sühnopfer auf Golgatha rechtlich jeder Sünder frei gesprochen ist. Trotzdem befindet sich jeder einzelne noch unter der Macht seines grausamen Herrn, bis die Seele die frohe Botschaft von der Erlösung, die jedem gilt, erfährt und im Glauben ergreift, und sie sich dann in Wahrheit erlösen und befreien läßt. Der Sieg muß in jedem einzelnen Fall erst errungen werden, bis der Feind seine Beute fahren läßt.

Wunderbarerweise nahm England auch in diesem Jahr noch weiter Partei für die Konföderierten, wie sich die Südstaaten im Unterschied von der Union nannten, — das englische Volk, das immer für das Schwache und Verfolgte einzutreten behauptet, schützte also nicht die in grausamer Sklaverei gehaltenen Schwarzen, sondern es baute in seinen Häfen Schiffe und rüstete sie aus, damit sie als Raperschiffe den Südstaaten dienen und die Union schädigen sollten, die die Befreiung der

Sklaven anstrebte. Eines der Schiffe, die „Alabama“, wurde später, nachdem der Krieg entschieden war, von der Union als Beispiel genommen, und in der sogenannten Alabama-Frage forderte die Union, die schon während des Krieges eine drohende Haltung gegen England eingenommen hatte, Ersatz von England für allen Schaden, der durch diese „englischen“ Schiffe entstanden war.

Im Laufe des Jahres 1863 wurde der Mississippi in seinem ganzen Stromlauf bis zur Mündung den Südstaaten genommen, so daß die Union dort wieder freie Ausfahrt zum Meer gewann, und die Südstaaten in zwei Hälften geschieden wurden. Doch entschied auch das den Krieg noch nicht, der noch das ganze Jahr 1864 weiter wütete.

Die Präsidentschaft Lincolns ging zu Ende, und es kostete große Kämpfe, seine Wahl von neuem durchzusetzen. Diese Kämpfe drohten auch die Nordstaaten zu entzweien. Als er am 19. März 1865 wieder gewählt wurde, belebte sich die Hoffnung auf Frieden. Am 9. April 1865 endlich kapitulierte General Lee mit seiner ganzen Armee. Aber die Freude an dem schwer errungenen endlichen Siege der Union wurde durch die meuchlerische Ermordung des Präsidenten Lincoln am 14. April 1865 tief beeinträchtigt.

Trotzdem hatte er gesiegt und vielleicht durch seinen edlen Märtyrertod für die gute Sache, sein großes Werk der endgültigen Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten noch besonders geheiligt.

Daß alle diese wichtigen Ereignisse auch für Marie Lee von allergrößter Bedeutung waren, dafür geben die Zeugnisse in den bisher wiedergegebenen Aufzeichnungen uns eine Garantie. Leider fehlen über die folgenden Jahre alle Tagebücher, so daß wir nicht in der Lage sind, etwas weiteres darüber zu sagen, inwiefern diese weltgeschichtlichen Ereignisse ihr lebhaftes Mitempfinden beeinflusst haben.

Wie sie selbst aus der Gebundenheit an das Gesetz und aus dem eignen Ringen um ihre Heiligung erlöst wurde zur seligen Freiheit der Kinder Gottes, während ihre Landsleute den ernststen blutigen Kampf um die Befreiung von der Sklaverei ausfochten, das sollen uns die folgenden Seiten sagen.



Schloß Lautenbach



XII.

So kommt der Glaube aus der Predigt! Röm. 10, 17.
1859—1862. Paris.

„Herr, ich habe lieb die Stätte Deines
Hauses und den Ort, da Deine Ehre
wohnet.“ Ps. 26, 8.

Wir haben in den letzten Abschnitten, immer wieder von einem Zeitpunkt anfangend, die wichtige Entwicklung Mariens verfolgt, von dem: „Erkenne dich selbst“ anfangend, ihre langsame, allmähliche Lösung von der „Welt“ gesehen und die „Quellen der Kraft“ kennen gelernt, die im stillen Gebetskammerlein zu suchen waren und in dem, was sie im Hause an geistlicher und geistiger Nahrung zu sich nahm. Die äußeren Ereignisse im letzten Kapitel haben uns in den Stand gesetzt, zu verstehen, in welchem Rahmen sich diese Entwicklung vollzog.

Dieser Abschnitt soll uns nun zeigen, welchen Einfluß die Kirche in diesen Jahren auf Marie hatte. Wir erinnern uns, daß sie noch immer nicht Glied irgendwelcher sichtbaren Kirchengemeinschaft geworden war. Der Gedanke, sich nur der Kirche anschließen zu wollen, der ihr zukünftiger Gatte angehören würde, beeinflusste sie lange Zeit und hielt sie auf; aber der Wunsch, endlich darüber zur Klarheit zu kommen, und der Umstand, daß unter vielen Bewerbern doch noch nie der Rechte gekommen war und sich deshalb die Verheiratung länger hinauszögerte, als sie zuerst gemeint hatte, — auch allerlei andere Hindernisse hemmend dazwischen getreten waren, wenn einmal es geschienen hatte, als könnte sich hier ein Herzensbund anbahnen oder eine glänzende Partie zustande kommen, — alles dieses zusammengenommen führte doch schließlich dazu, daß sie sich nicht weiter von äußeren Beweggründen leiten lassen wollte, sondern sich entschloß, ihre innere Herzensstellung allein die maßgebende Entscheidung herbeiführen zu lassen.

Es ist immerhin interessant, auch hier wieder von jenem Zeitpunkt 1859 ausgehend, ihre verschiedenen Ausführungen über diese Frage kennen zu lernen.

Vielleicht hilft es uns, auch hier von dem Negativen zu dem Positiven fortzuschreiten, erst zu sehen, wogegen sie sich klar und deutlich entschieden hat, — das war die k a t h o l i s c h e K i r c h e.

In einem protestantischen Elternhause erzogen, unter dem Einfluß der alten, ehrwürdigen Reformationkirche der Presbyterianer, war es ja nur zu verwundern, daß sie sich überhaupt mit dieser Idee beschäftigte. Es ist auch wohl nie wirklich die Frage gewesen, ob sie sich etwa dieser Kirche anschließen möchte, — aber: „Prüfet alles, und das Beste behaltet!“

Es gab unter ihren nächsten Freunden und Bekannten so viele, die zur römischen Kirche gehörten, was ja im katholischen Frankreich nicht wunderbar war. Da waren die Tremoilles, die Schwägerin ihrer Schwester Blanche, die hochverehrte Prinzessin selbst und ihre Tochter Louise, die mit einem Italiener, Prinz von Torremuzza, verheiratet, mitten im Katholizismus wurzelte und doch Maries nächste Freundin war in dieser Zeit. Da verkehrten auch sonst im Hause viele katholische Freunde, und auch unter Maries Bewerbern gab es Katholiken, so daß die Frage: „Kann ich einen Katholiken heiraten?“ doch hin und wieder in ihrer Seele auftauchte. Solche Freunde mögen es auch gewesen sein, die sie zu wiederholten Malen aufforderten, auch diese Kirche zu besuchen und kennen zu lernen.

„Von den furchtbaren Irrtümern der Papstkirche“ hatte sie gelesen und dankte Gott dafür, daß sie, in einer freien protestantischen Kirche erzogen, das teure Gotteswort in Händen habe und abhängig sei allein von dem großen Erlöser und nicht von seinen Stellvertretern. Trotzdem sie so dachte, wollte sie doch sehr gern den Gottesdienst selbst kennen lernen.

„Josephine tat mir heut den Gefallen, mit mir zu einer großen Gesangsmesse nach Notre Dame zu gehen. Wir wollten nachher noch in unsre Kirche. Aber wie oft habe ich mir Vorwürfe gemacht während der zwei Stunden dort! Mir schien es wie ein Unrecht, Sonntags in eine Kirche zu gehen, nur um Musik zu hören. Man konnte unmöglich gesammelt bleiben, beten oder Gottes Gegenwart fühlen. Die Leute unterhielten

sich, einige lachten, besahen sich das Gebäude, schlugen den Takt mit den Füßen, und schließlich endigte die Musik mit einem bekannten Marsch, der in keiner Weise zur Andacht reizte oder auch nur an Religion erinnerte. Der Erzbischof von Paris hielt eine kurze Ansprache von 10 bis 15 Minuten, ohne irgend welchen Bibeltext. Die Bibel wurde nur zum Ruf herumgereicht und etwas daraus in lateinischer Sprache gesungen. Auch als sie das Sakrament nahmen, waren die Leute mir ärgerlich. Das Brot wurde in einem großen Korbe herumgetragen, ein Diakon kletterte damit über die Brüstung, die den Altar von der Kirche trennt, und dann nahmen die Leute das Brot und aßen es, als hätte es absolut keine Bedeutung. Manche steckten etwas davon in die Tasche oder sie gaben es ihren Nachbarn mit der größten Gleichgültigkeit. Wie dankbar bin ich, von protestantischen Eltern geboren, von evangelischen Lehrern erzogen zu sein, fern von der Verderbnis der römischen Kirche! Ob das ein zu hartes Urteil ist? Heiland, lehre mich Gerechtigkeit mit Liebe vereinen!“

Ein ander Mal schreibt sie:

„Wir hörten Pater Felix in Notre Dame predigen, der sehr berühmt ist. Aber ich war enttäuscht. Er hielt eine Moralpredigt. Nachher schämte ich mich meines Nichtgeistes; wer gibt mir das Recht, den Splitter in meines Bruders Auge zu sehen?“

„Wir gingen nachher noch in die englische Kirche, da es für die ‚Redemption‘ zu spät geworden. Welch ein Unterschied zwischen den beiden Gottesdiensten! Dort hieß es: Aufsehen auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens!“

Später verglich sie noch mal ein katholisches mit einem englischen Gebetbuch, d. h. dem der englischen Staatskirche, und war erstaunt, wie ähnlich sie sich seien.

Doch auch die englische Staatskirche, die ja verlockend für sie war wegen der Heimatsprache, befriedigte sie nicht. So kam es ganz selbstverständlich dazu, daß die Kirche, in die sie am öftesten ging, und wo sie den meisten Segen empfangen hatte, sie doch auch am meisten fesselte, und das war die auf dem Boden der Augsburgerischen Konfession stehende französisch-lutherische Kirche, zu deren Konfitorium der schon lange von ihr so hochverehrte Pastor Meyer gehörte, der der Präsident in der Eglise de la Redemption, der Erlösungskirche, war.

In Paris, wo doch für Marie der kirchliche Schwerpunkt in jener Zeit lag, da sie in den Badeorten meist englische Kirchen

besuchte, aber in Stuttgart und besonders auf dem Lande, der Sprachschwierigkeiten wegen, die deutschen Kirchen kaum jemals betrat, — in Paris hatte sich das Leben des Protestantismus schon seit langem sehr vertieft.

Interessant ist es, daß im Jahre 1855 der Begründer der Christlichen Vereine Junger Männer, George Williams, als einer von 15 englischen Deputierten auf einer Konferenz in Paris den Grund zu der Internationalen Verbindung dieser Vereine gelegt hatte. Schon im Jahre 1852 war dieser gesegnete Mann in Paris gewesen und hatte dort mit den einflußreichsten kirchlichen Führern unter Mithilfe der Pastoren Adolphe Monod und Pressensé den ersten Christlichen Verein Junger Männer in Frankreich ins Leben gerufen.

Um Adolphe Monod hatte sich ein Kreis geistgesalbter Männer zusammengeschlossen. In demselben Jahre, in dem der von ihm mit begründete Verein in Paris die Grundlage für die „Pariser Basis“ zu der Internationalen Verbindung der Vereine mitlegen half, erkrankte Monod, der schon seit einem Jahr kränkelte, schwerer. Die Ärzte sagten ihm, daß er nur noch kurze Zeit zu leben habe. Jeden Sonntag versammelte sich seitdem in seinem Krankenzimmer eine kleine Gemeinde zur Feier des hl. Abendmahls. Monod selbst hielt bei diesen Vereinigungen die kurzen Ansprachen, die, später gesammelt als „Adolphe Monods Abschiedsworte“, auf jeden, der sie liest, tiefen Eindruck machen. Dieses Buch war eins von denen, die auch auf Marie tief eingewirkt haben, wie sie später es oft ausgesprochen hat. Auch ein anderes Buch von ihm: „Lucile ou la lecture de la Bible“ war wohl geeignet gewesen, ihr Licht über den wahren Wert der Heiligen Schrift zu geben, gerade in der darin enthaltenen Beleuchtung der katholischen Kirche. Da Monod wohl viel mit Katholiken zu tun gehabt hatte, war dies Buch dazu angetan und so geschrieben, daß es, ohne die katholische Kirche herabzusetzen, doch die ungeheure Bedeutung des Bibelfstudiums ihr gegenüber in das rechte Licht stellte.

In diesem Buch, das die Schreiberin dieses Lebensbildes seit dem Jahr 1882 aus den Händen der ersten Besitzerin als teure Gabe empfangen hat, finden sich viele von Marie angestrichene

Stellen, die es zeigen, welche Bedeutung Monods Schriften für ihre innere Entwicklung gehabt haben.

Unter den Geistlichen, die abwechselnd bis zum Tode Adolphe Monods an seinem Kranken- und Sterbebett das Sakrament verwalteten, werden außer Monods eigenen Söhnen, die den Schwestern Josephine und Marie auch bekannt waren, drei Namen genannt, die oft in Marias Aufzeichnungen Erwähnung finden. An erster Stelle der schon genannte P. Meyer, dann P. Vallette und der schon oben erwähnte P. Pressensé. Wenn nun auch Adolphe Monod schon am 6. April 1856 heimgegangen war, Marie, die erst im Juli 1856 Frankreichs Boden zum erstenmal betrat, ihn also nicht mehr kennen lernte, so war es doch der Geist dieses gewaltigen Zeugen Jesu, der noch nachwirkend in seinen Freunden weiter arbeitete, der auch auf Marie den bestimmenden Einfluß ausübte.

Denn die lebendige Predigt, wie sie von solchen Männern den Seelen nahe gebracht wurde, wirkt doch noch mehr lebendend, als es Bücher vermögen. So hatte wohl das Buch von Doddridge Marie zur ersten Hingabe an den Herrn bewegt, die Predigt Seiner Zeugen aber brachte sie in Wirklichkeit erst zum lebendigen Ergreifen des Heils.

Neben den Namen Vallette und Pressensé, die einigemal genannt werden, kommt der des P. Meyer am häufigsten vor, und er wurde denn in Wahrheit der persönliche Seelsorger für die beiden Schwestern. Er besuchte sie öfter, und sowohl aus seinen Gottesdiensten als auch aus den Einzelgesprächen mit ihm nahm Marie stets einen großen Segen mit fort. Sein Hauptthema war immer wieder die Liebe zu Gott und zum Nächsten und das Gebet. Den Gott der Liebe als den Hörer des Gebets den Seelen nahe zu bringen, dem man unbedingt glauben dürfe, und die Wichtigkeit eines nahen Gebetsumgangs mit Ihm, das scheint wenigstens für Marie der hauptsächlichliche Inhalt seiner Predigten gewesen zu sein.

„Fürchte dich nicht, glaube nur!“ war einmal sein Text gewesen, und ungezählte Male nimmt Marie dies Wort als ihren Tagestext, wenn irgendwelche Verzagttheit sie beschleichen möchte und sie ernstlich besorgt ist, ob sie denn wirklich schon das Leben habe oder noch tot sei! Sie schreibt im Anschluß hieran:

„Gott segnet P. Meyers Dienst an meiner Seele. Ich empfinde, daß der Heiland mir näher ist, wenn Er auch noch nicht in meinem Herzen Wohnung gemacht hat. Gott sei Dank für diesen liebevollen Pastor. Niemand soll sagen, es sei gleichgültig, ob man in die Kirche geht oder vielleicht zu Haus in der Bibel liest. Ich ging heut voll Zweifel und Unglaube, nachdem ich meine natürliche Schüchternheit überwunden, allein zur Kirche, da Josephine mich nicht begleiten konnte. Unter der Predigt schwanden diese Nebel, und an ihrer Stelle kam wieder das wunderbare Wort in mein Herz: „Fürchte dich nicht, glaube nur!“ Widerstehet dem Teufel, so fliehet er von euch!“ — das hat einer gesagt, den der heilige Geist gelehrt hat, wie man den Bösen überwinden kann.“

Nicht nur Sonntags gingen sie in P. Meyers Kirche, sondern auch Mittwoch abends in ihre „liebe Gebetsversammlung!“ Er half ihr auch durch sein Beispiel, da er „in rührender Geduld es wahrhaft sanftmütig ertrug, wenn die Menschen ihn durch ihr Zuspätkommen immer wieder in seiner Predigt unterbrachen!“

Im Februar 1860 hörte sie auch den bekannten englischen Prediger Spurgeon einmal, der die Wahrheit in einer aufrichtigen und durchdringenden Weise verkündigte, ohne daß er ihr, wie es scheint, tieferen Eindruck gemacht hat.

Bei einer Ansprache des P. Vallette an die Katechumenen im selben Monat kam ihr plötzlich der von Gott eingegebene Gedanke:

„Warum schließe ich mich nicht an diese lutherische Kirche an? Ich sehne mich, an dem heiligen Abendmahl teilzunehmen, damit meine Seele gereinigt werde!“

Im März 1860 schrieb sie:

„Ich habe den ernststen Wunsch, daß eine Entscheidung herbeigeführt werde, die mir die Aufnahme in die Kirche klar machen möchte. Die Zeit drängt, da Ostern die Aufnahme stattfindet. Heiland, wenn es Dein Wille ist, erfülle mir diesen Wunsch! — Meyer betete heut für jemand, der Rat und Hilfe zu einer wichtigen Entscheidung brauchte. Das schien auf mich zu passen. Ich weiß immer noch nicht, ob ich mich der Lutherischen Kirche anschließen soll, und ob in diesem Jahr oder später. Meine Seele hungert nach geistlicher Nahrung, aber ich bin so unwürdig, zu Deinem heiligen Tisch zu kommen, mein Heiland! Aber ich habe nun schon so lange gezögert, daß ich es ebensogut noch

länger aufschieben kann, und doch fürchte ich, unrecht damit zu tun. Wenn ich stirbe, ohne die heilige Kommunion empfangen zu haben, würde Gott mir nicht vorwerfen, eine Pflicht versäumt zu haben, die ich Ihm schuldig bin, zu erfüllen? Bin ich Ihm nicht ungehorsam, so lange ich mich selbst von der Möglichkeit ausschließe, an dem heiligen Mahl teilzunehmen? Wie wenig gebe ich meiner armen hungernden Seele Nahrung! Wie sehnt sie sich nach der Gegenwart ihres Heilands!“

Dies war die Zeit, als sie durch ernsteres und anhaltenderes Bibelstudium eigentlich erst in die tiefen Schätze des lebendigen Wortes einzudringen begann. Dazu halfen ihr auch die Mittwochsbibelstunden, in denen P. Meyer sehr langsam und ausführlich das Matthäus-Evangelium besprach.

„Welch ein Segen liegt in diesen Betrachtungen! Der heilige Geist muß ihm Seine besondere Hilfe angedeihen lassen, denn obwohl er oft sehr müde ist, spricht er doch wunderschön.“

Um diese Zeit war es auch, daß sie das Gewicht darauf zu legen anfang, daß der Heiland, der ihr in ihren Versuchungen hilft, ihr Heiland sei:

„Mein Heiland! Wie süß ist diese Überzeugung meinem Herzen und wie tröstlich! Wie sollte ich viel lieben, da mir so viel vergeben ist! Niemand als Gott weiß, wie sündig ich gewesen bin, und doch, obgleich Er mein Herz kennt, vergibt Er mir, nein, wunderbar! viel mehr: Er liebt mich! Alles, was ich bin, sollte Dir geweiht sein, mein lieber Heiland!“

Die stille Woche und Ostern ist wieder herangekommen, und der Anschluß an die Kirche ist nicht vollzogen!

Am Gründonnerstag klagt sie sehnuchtsvoll:

„Ach, warum darf ich nicht dem heiligen Tisch nahen! Möchte es das letzte Jahr sein, daß ich mich Deinen Getreuen nicht anschließe und Deiner Einladung nicht folge! Du ruffst mit Deinem Wort: ‚Eut das zu Meinem Gedächtnis‘ alle, die da glauben. O, gieße Deinen Geist aus auf alle, die teilhaben an Deinem heiligen Leibe und Blute! — Es ist vollbracht! Welch gewaltiges Wort! — Dieser Karfreitag war ein gesegneter Tag für meine Seele. Wenn ich auch nicht mit Josephine zum heiligen Mahl gehen konnte, wie ich so sehnlich gewünscht hatte, fühlte ich doch die Liebe Gottes und pries Ihn dafür! — Unser Heiland ist auferstanden. Gelobt sei Er! — ‚Er ist darum für alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern

Dem, der für sie gestorben und auferstanden ist!' (2 Kor. 5, 15.)
 Ich wünsche sehnlichst, für diesen geliebten Heiland zu leben, und nicht für mich selbst! Was ist die Welt im Vergleich mit Ihm! — Ist nicht Sein Tag uns dazu gegeben, sich von der Welt in sich selbst zurückzuziehen; alles zu verlassen um Jesu willen, der allein wert ist solchen Opfers! Was kann die Welt bieten im Vergleich zu dem, was Gott gibt!"

So ging diese Osterzeit vorüber, reich gesegnet, aber doch war die Stunde noch nicht gekommen, in der Marie sich der sichtbaren Kirche anschloß. Mir scheint, der Herr wollte sie wohl von jedem irdischen Nebengedanken lösen, ehe Er ihr erlaubte, sich Ihm selbst zu nahen und Sein Fleisch und Blut zu empfangen.

Im Juni und Juli 1860 finden wir folgende Aufzeichnungen, die uns in die innerste Herzensstellung einen Einblick gewähren:

„O Jesu, wasche mich in Deinem Blute und ich werde rein sein! Mache mich gerecht in Dir! In mir selbst finde ich nichts Gutes! O Demut, Demut, liebe, schöne Tugend, komm in mir wohnen! Wie oft beurteile ich noch andre! Wie darf ich es wagen, wenn ich doch nur einen Blick in mein eignes Herz zu tun brauche, um aufs tiefste beschämt zu sein! ‚Durch Demut achtet einer den anderen höher, denn sich selbst‘ (Phil. 2, 3). Wie viel Gewicht legt die Bibel auf die Demut! — Ich habe mein ganzes Leben von meiner Tugend auf vor Gott geprüft und darüber bittere Reue empfunden, ja, ich habe gelernt, mich selbst zu verabscheuen. Ich habe bitterlich geweint über mich selbst, denn noch nie ist es mir so zum Bewußtsein gekommen, wie groß meine Sünde ist in den Augen des heiligen Gottes. Wieder und wieder habe ich mich Ihm zu Füßen geworfen und alle meine Schuldenlast auf Ihn gelegt und Ihn angefleht, meine sündhafte Befleckung in Seinem Blute zu tilgen, denn kein Flecken kann so tief eingefressen sein, daß die Wirksamkeit des Blutes Jesu nicht genügte zur Reinigung. Ich konnte nichts tun, als mich an Sein Kreuz klammern und Seine Vergebung erflehen.

Da ist ein Born, draus heiliges Blut
 Für arme Sünder quillt,
 Ein Born, der lauter Wunder tut
 Und jeden Kummer stillt.
 Der Schächer fand den Wunderquell,
 Der ihn gewaschen rein —

So kann auch ich, so schlecht wie er,
Nun rein gewaschen sein!*)

Dies Lied war mir ein tiefer Trost, als wir es heut sangen. Und dann gab mir Jesus noch einen Trost, indem Er mich das Gleichnis vom verlorenen Sohn aufschlagen ließ. Ich bin gewiß, daß Jesus meine Sünden, so schwarz sie sind, vergeben und an Sein Kreuz genagelt hat.“

Diese Aufzeichnung am 15. Juli 1860 scheint einen Schritt vorwärts zu bedeuten in dem inneren Erleben von der Gnade Jesu in Seinem Blute, wie die bisherige Entwicklung ihn ihr noch nicht gebracht hatte. Sündenkenntnis und der Wunsch, geheiligt zu werden, und auch ein ernstes Ringen danach, das war schon vorher da gewesen, aber die Gnade fing erst jetzt an, ihr wirklich groß und lebendig zu werden.

Um diese Zeit war es auch, wo sie einmal aus einer Predigt des berühmten Kanzelredners M. Pressensé über den 40. Psalm einen Gedanken festhielt:

„Er sagte: „Das Leben ist ein göttlich getröstetes großes Leid!“

Wenn auch die Gnade anfang, ihr wirklich groß zu werden, finden wir doch immer noch viel vom eigenen Ringen, wenn sie sich auch in Abhängigkeit von Ihm weiß, und ihr diese Abhängigkeit, ohne die es unmöglich ist, etwas Gutes zu tun, süß erscheint, meint sie doch, daß noch so viel auf ihr Bemühen ankommt.

„Ich glaube, daß Er mir nahe ist, wenn ich mich b e m ü h e, Seinen Willen zu tun.“

Freilich sagt ja der Herr selbst: Ringet danach, daß ihr durch die enge Pforte eingeht, und sie glaubt darin die Aufforderung zu einer A n s t r e n g u n g zu sehen; die Nachfolge Jesu, nach der sie sich ehrlich ausstreckt, hat immer noch ein wenig vom Geschmack des alten Gesetzes an sich, darum fragt sie sich immer wieder:

„Verliert Gott nicht die Geduld mit mir, da ich sie selbst fast verliere? Bin ich wirklich von der Gnade ergriffen oder täusche ich mich selbst? Wenn ich die Gegenwart meines Heilands, diesen Sonnenschein, der mein Herz beglückt, nur immer festhalten könnte, dann würde Er mich

*) Dies die wörtliche Übersetzung nach dem wirklichen Sinn des englischen Liedes.

bewahren vor dem Argen. Wir sollen ein lebendiges Opfer sein für Gott, das will doch sagen, daß wir Ihm unsere Gedanken, Worte, Gefühle, Taten, Wünsche — alles hingeben sollten! Ach, Heiland, ziehe mich zu Dir, lehre mich Dich lieben, damit ich in der Gnade und in der Erkenntnis wachse! — Ach, wenn ich doch erleben könnte, was Maria Magdalena erlebte! Wenn Er doch auch zu mir sagte: „Deine Sünden sind dir vergeben, gehe hin in Frieden!“

Dieses tiefe Sehnen nach einer bewußt empfangenen Sündenvergebung zieht sich durch alle folgenden Aufzeichnungen hindurch, die uns beweisen, daß noch das Eine nicht ergriffen war, das völlige Ruhen in der Vergebungsgnade, obgleich das Bewußtsein, daß sie den Heiland braucht, ihr immer fühlbarer wird. Am 30. August schreibt sie:

„Mein Tagespruch ist heut: Dem aber, der euch kann behüten ohne Fehler und stellen kann vor das Angesicht Seiner Herrlichkeit unsträflich (Juda 24). Also es gibt doch eine solche Bewahrung. Heiland, ich brauche Dich, komme Du nahe zu mir und bewahre Du mich! Schenke mir Deine süße Demut! Meine jämmerliche menschliche Natur macht immer meine besten Absichten zuschanden. — Ach, wenn ich doch eine beständige Gewißheit dafür bekommen könnte, daß ich gerechtfertigt bin durch Deine Gnade! Aber immer wieder sehe ich an mir, daß ich nicht bin, wie ich sein sollte. — Meine geliebte Schwester sagte mir etwas Freundliches über meinen Charakter. Ich muß so viel dran denken, daß ich mich dessen schäme. Habe ich ein Recht, mir etwas einzubilden auf mein sündiges, eitles, schwaches Selbst? Kann die Selbstliebe mich so betrügen? Sollte ich nicht lieber mit Paulus ausrufen: Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes!“

Am letzten Sonntag, ehe sie im September 1860 für lange Zeit Paris verließen, hatte der Herr seinem Kinde noch einen besonderen Segen zugebracht. Es ist, als hätte Er ihr wollen für die Zeit der Dürre einen Vorrat von Gnade aus Seinem Wort mitgeben. Die Ankunft der Mutter stand bevor, und gleich danach wollte man abreißen, um dann, wie im letzten Abschnitt gesagt wurde, im Sommer des nächsten Jahres vorübergehend und erst im Januar 1863 für längere Zeit wieder nach Paris zurückzukehren. Diese lange Abwesenheit von der ihr so lieb gewordenen Kirche und ihrem treuen Seelsorger verzögerte den so sehr von ihr ersehnten Anschluß an die

Kirche noch bis zum Osterfest des Jahres 1862. Am Morgen dieses letzten Sonntags vor der Abreise hatte sie den Herrn gebeten:

„Geliebter Jesus, meine Gerechtigkeit, meine Hoffnung, meine Heiligung, mein Freund, mein alles, gib mir an diesem Tage ein doppeltes Maß Deines heiligen Geistes!“

und der treue Herr hat offenbar dies Gebet Seines Kindes erhört. Die Art, wie sie die beiden Predigten wiedergibt, die sie an diesem 9. September 1860 hörte, läßt uns den Eindruck gewinnen, daß hier wirklich der heilige Geist in außergewöhnlicher Weise an ihrem Herzen gearbeitet hat. Da dieser Tag einer der großen Tage in ihrem Erleben zu nennen ist, an dem ihr im Gottesdienst ein besonderer Segen zu teil wurde, wollen wir sie selbst darüber berichten lassen:

„Wir haben heut zwei wundervolle Predigten gehört. Ich war so erfreut, morgens das wohlbekannte, geistvolle Gesicht meines lieben Pastor Meyer nach langer Abwesenheit wieder auf der Kanzel zu sehen. Er scheint neue Kräfte und erneuten Eifer mit heimgebracht zu haben. Er sprach über den 51. Psalm: so wunderschön legte er das Gleichnis von der Reinigung des Ausfälligen durch Hsp und Blut aus, wie es im 3. Buch Mose vorgeschrieben war. Der Mann hatte dem Priester zwei lebende Vögel zu bringen. Der eine wurde getötet und der lebendige, nachdem er in das Blut des Getöteten getaucht war, los gelassen. Seine Flügel breitend flog er fröhlich und frei in die reine Himmelsluft hinaus. Der Pastor verglich diese Vögel mit Christus und dem Sünder. Während der erstere leidet und stirbt, hebt sich der andre in herrlicher Freiheit von der Erde empor zum Himmel, nachdem er mit dem Blut des Opfers besprengt war, dessen Amt auch durch den Hsp, das Zedernholz und den Scharlach dargestellt ist, die gleicherweise in Blut getaucht werden. Sie bezeichnen die Demut, die Selbsthingabe und die Majestät, die in unserem Heiland zusammenwirken zu unsrer Erlösung. — Am Nachmittag sprach Mr. Longaire über Offenb. 21,6: „Ich will dem Durstigen geben von dem Brunnen des lebendigen Wassers umsonst!“ Er sprach erst über die Kümmernisse des Lebens, in dem jeder Versuch des Menschen, das Glück zu finden, völlig vergebens ist, wo Liebe — Tränen bedeutet, Hoffnung — Enttäuschung, Vertrauen — getäuscht werden, sich freuen — trauern ist, und wo dann, wenn der Mensch endlich all seine verschiedenen Pläne und Bemühungen aufgibt, er die Quelle der Glückseligkeit entdeckt und bei ihr aller

Erdennot entflieht, indem er Gottes Ratschluß zu seiner Seligkeit ergreift. Und was ist dazu notwendig? Nichts als dies: Bittet und ihr werdet nehmen. Statt des leiblichen und geistlichen Todes, mit dem die Sünde uns mit dem Fluch belastet hat, gibt Gott das Leben. Da ist Glückshoffnung in dem Wort: Leben! Aber wir müssen danach dürsten. Es ist nicht gesagt, wie dieser Durst sein soll, denn er ist bei allen Menschen verschieden. Einige haben ein qualvolles Verlangen, andre sind in ruheloser Angst, immer in Furcht, aber nie in Erwartung des Guten. Es ist nur erforderlich, daß wir dürsten nach dem Leben, dann gibt uns Gott das Lebenswasser zu trinken. Wie? Um den Preis irgend eines guten Werkes unsrerseits? Nein, umsonst! Was kann der Mensch zu diesem wunderherrlichen Wort Gottes dazu tun? Nichts, als es annehmen! Jesus steht werbend, anklopfend an Deines Herzens Thür. Möchten wir Ihm öffnen! Möchten wir den heiligen Geist einlassen und Ihn nie wieder von uns lassen. — Wir sangen das Lied:

Jesus, Heiland meiner Seele —

wo mir besonders die Zeilen wichtig wurden:

„Nur zu Dir steht mein Vertrauen,
Daß kein Übel mich erschreckt.
Mit dem Schatten Deiner Flügel
Sei mein wehrlos Haupt bedeckt.“

Als wir aus der ‚Redemption‘ heraustraten, ruhte mein letzter langer Blick auf dem Gedenkzeichen der Liebe unseres Heilands für uns Sünder, und in der amerikanischen Kirche galt mein letzter verlangender Blick dem Kreuz, dem Todeszeichen Jesu, dem Zeichen unsrer Lebenshingabe hier auf Erden. Mache mich Dir treu, mein Heiland, und gib, daß ich Dir von nahem folge und Dein Kreuz trage, bis wir heimkommen! — Ach, wenn ich doch gleich diesen Abend hätte heimgehen dürfen zu meinem Jesus. Aber vielleicht wartet meiner noch eine Reihe von Jahren müder Erdenpilgrimschaft, in denen ich mich weiter plagen muß, bis ich endlich heimkehren darf zu meinem Herrn, der mir alles geworden ist. Möchte ich nie vergessen, daß nicht hier unten meine Heimat ist!“

„Wie leicht geraten wir in die Gefahr, uns wieder auf uns selbst zu verlassen, statt im Geistlichen wie im Leiblichen ganz einfach zu beten: Unser täglich Brot gib uns heute!“

Diese Selbstmahnung schrieb sie gewissermaßen als Überschrift über die Zeit, in der ihr Herr sie nun in kirchlicher Beziehung darben ließ. — Als sie noch in der Stadt war, hatte sie

gemeint, es würde ihr auf dem Lande leichter werden, den guten Kampf zu kämpfen, weil es der Versuchungen weniger geben würde, aber wir deuteten schon an anderer Stelle an, daß auch in der Stille und Weltferne des Landlebens der Kampf derselbe bleibt, da ja das Herz selbst der eigentliche Kampfplatz ist, darum wiederholt sich die Bitte, wenn es langsam vorwärts geht:

„Fülle mein Herz mit Deinem heiligen Geist; zuvor aber schaffe in mir ein neues Herz!“

„Wie waren die Mittwochstunden in Paris durch den heiligen Geist gesegnete Stunden für meine Seele, in denen ich Gottes Liebe oft verspürte, aber nun habe ich diese kostbare Gelegenheit, Gottes Wort zu hören, nicht mehr! Ich empfinde den Mangel schmerzlich, hilf mir, Heiland, danach ringen, daß ich auch jetzt Deine Liebe schmecken möchte! Wasche mich, mache so rein mich wie Schnee — in Deinem kostbaren Blute!“

„Jedes neue Jahr zeigt mir mehr und mehr mein tiefes Bedürfnis eines lebendigen Heilands.“

So lesen wir in ihrem Büchlein am letzten Abend des Jahres 1860.

In den stillen Winterwochen des Januar 1861 war es, wo sie die Schrift von Doddridge, die ihr vor zwei Jahren von so großem Segen gewesen war, wieder las, und sie ist es, die wieder die ernste Frage in ihr anregt, welcher Kirche sie sich anschließen soll. Nicht darüber sei sie im Unklaren, schreibt sie, daß sie Ihm selbst, dem Herrn Jesu, nachfolgen und Ihm gehören möchte, auch nicht darüber, daß sie ein Glied an Seinem Leibe sein möchte, nur über die äußere Form der Kirche auf Erden, die sie wählen möchte, könne sie noch immer nicht schlüssig werden.

„Ich sehne mich so nach tieferer Gemeinschaft mit meinem Heiland und fühle mich Ihm oft so fern. Aber Du wirst mich nicht verlassen, Du erbarmst Dich meiner. Ach, daß ich mehr Glauben hätte, alle kostbaren Verheißungen meines Heilands als mir geltend anzunehmen. Ich habe mich so oft auf die eigne Kraft verlassen, um das zu vollbringen, was mir unmöglich war. Der Erfolg war oft nichts andres als ein trauriger Fall, ein Streit oder dergleichen. O, wenn ich doch die Gewißheit hätte, wirklich bekehrt zu sein! — Der Erfolg der Sünde ist stets das Gefühl tiefsten Unglücklichseins. Heiland, ändere Du mich, dann werde ich wahrhaft bekehrt sein! — Oder ist meine

Hoffnung auf die Vergebung der Sünden eine Selbsttäuschung? Wiege ich mich vielleicht in falscher Sicherheit? O Herr, wecke mich auf, wenn ich mich einer trügerischen Hoffnung hingebe, und gib mir, o gib mir die Eine gewisse Hoffnung, die mich trägt.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ Geduld, Langmut, Freundlichkeit und Gütigkeit, das sind die Merkmale christlichen Lebens. Jesus hilf mir, und lehre mich, diese Deine heiligen Tugenden! Laß mich nicht einen Augenblick allein, denn in dem Augenblick würde ich fallen. Hilf mir vorwärts und nicht rückwärts gehen!“

So tat ihr Doddridge wieder den Dienst, daß er in ihr den heiligen Vorsatz weckte, in einer „bestimmten Regel“ zu leben, und sie hoffte, damit etwas Gott Wohlgefälliges zu tun, aber sie fragt sich erstaunt, warum sie sich bei diesem ernstesten Willen so unbefriedigt fühlt. Sie meint, es käme wohl daher, weil sie Jesus nicht fest in ihren Gedanken halten könne, was ihr doch so schwer würde, daß sie fast daran verzweifeln möchte, und doch, wenn sie nahe bei Gott bliebe, dann könnte sie gewiß heilig leben. Es quält sie, daß sie neben dem Sehnen nach himmlischen Dingen doch auch noch nach weltlichen Dingen trachtet, immer noch versuchte, Gott und dem Mammon zu dienen, und sie erhofft eine Besserung, wenn sie mutig auf des Herrn Seite treten würde, stolz sein würde, Seinen Namen zu bekennen vor den Menschen, eifersüchtig Seine Ehre wahren lernen und alles zur Ehre Gottes tun würde.

Im Februar dieses Jahres 1861 machte ihr der ganz plötzliche Tod eines jungen 23jährigen Dieners nach nur sechstägiger Krankheit einen tiefen Eindruck, der ihr schrecklich erschien, weil er nur solche kurze Zeit zur Vorbereitung für die Ewigkeit gehabt hatte, und ihr wie eine ernste Warnung erschien, auch selbst allezeit bereit zu sein. Der heilige Geist machte ihr in dieser Zeit ernstlich den Unterschied zwischen dem Dienst der Lippen und dem des Herzens klar. Jeder Lippendienst, ohne daß das Herz dabei beteiligt, wird ihr als Heuchelei offenbar, als die schreckliche Sünde, um derentwillen Israel so furchtbares Gericht betroffen hat, und ihr ernstes Gebet ist:

„Berühre meine Lippen mit der Rohle vom Altar!“

Es wird ihr auch wichtig, daß ihre Entschlüsse und Vorsätze sich so oft nur auf das morgen beziehen, statt ihr dazu zu

verhelfen, heute würdiglich zu wandeln, ihr heute eine mächtige Hilfe zur Heiligung zu sein:

„Wandel n. heißt vorwärts gehen und nicht stille stehen, es heißt nicht stille sitzen, nachdenken und sich vornehmen so zu sein, wie man sein sollte, sondern es heißt, Gottes würdig sein und sich auf den Weg machen, Jesu nachzufolgen. Ich allein kann es nicht, aber ich bitte Gott, mir zu helfen, und ich glaube, daß Er es tun wird. Gl a u b e n heißt aber, G o t t b e i m W o r t n e h m e n. Wie gekränkt würde ein Mitmensch sein, wenn er etwas festgestellt hätte und man begegnete ihm mit Unglauben und Mißtrauen, hielte das nicht für wahr, was er gesagt. Wie viel mehr hat Gott ein Recht, zornig zu sein, wenn Sein Geschöpf dem mächtigen Wort des Schöpfers nicht vertraut!“

Die stille Woche kam in diesem Jahr für Marie heran und ging dahin, ohne daß sie auch nur einmal in eine Kirche gekommen wäre, aber doch konnte der Heiland selbst Seinem Kinde begegnen und ihr den entbehrten äußeren Gottesdienst durch Seine fühlbare Gegenwart in ihren stillen Gebetszeiten ersetzen und ihr die frohe Zuversicht geben, daß Er ihr alle ihre Sünden vergeben wolle. Einmal war es ihr, als sähe Jesus sich um nach ihr, wie Er es bei Petrus getan, und dieser stille Blick ihres Heilands läßt sie das Glaubenswort finden:

„O, wie liebe ich es, Ihn m e i n e n H e i l a n d zu nennen!“
Und doch kamen wieder Zeiten, wo sie klagt:

„Es ist so schwer für meine Einbildung, sie über sich selbst und die Erde hinaus zu erheben, obgleich ich weiß, daß ich in einem himmlischen Wandel ein vollkommenes Glück finden würde.“ —

„Religion ist mir so oft nur eine Formsache, nicht wirkliche Herzenssache!“ — „Warum fühle ich so wenig Liebe zu Gott? Warum sind die religiösen Übungen mir statt Freude nur eine schwere Pflicht? Und doch hat der HErr gesagt, daß Er auch Gnade habe für die Rückfälligen („backsliders“). Heiland, hilf mir meine große Not empfinden! Fülle mich mit Glauben und Liebe, laß mich Deine Gnade erfahren! Ach, HErr, verwandle mein Herz und gib mir den Geist des Gebets! G i b m e i n e r S e e l e L e b e n!“

„Ach, HErr, gilt das mir? Gehöre ich zu den Verlorenen? Bin ich durch die enge Pforte hindurchgegangen, oder ringe ich auch nur ernstlich danach? Bin ich, oder bin ich nicht eine Christin?“

So fragt sie besorgt nach einer im Mai in der englischen Kirche in Stuttgart gehörten Predigt über den Text:

„Ringet danach, daß ihr durch die enge Pforte eingehet. Viele, das sage Ich euch, werden trachten, wie sie hineinkommen, und werden es nicht tun können!“ Es war wie damals, als in stiller, feierlicher Abendstunde der Meister sagte: „Wahrlich, Ich sage euch, einer unter euch wird Mich verraten“, und unter der Schar Seiner Jünger, die ängstlich und zitternd sagten: „Herr, bin ich's?“ auch der Jünger, der an Seiner Brust lag und Ihn über alles liebte, sich selber mißtrauend, diese Frage stellte. — Es war wohl notwendig, nach allen erfahrenen Segnungen, sie noch einmal so ganz an sich selbst verzweifeln zu lassen, damit sie niemals denken könnte, daß ihr eigenes Streben nach Heiligung sie gerettet hätte.

Als sie im Juni mit der Mutter nach Paris zurückkehrte, wo sie aber nur kurze Zeit blieben, schreibt sie einmal:

„Es scheint so leicht, wenn wir uns einmal für das Christentum entschieden haben, unserem Vorbild zu folgen, aber wie wankelmütig ist das Herz, wie viel eigne Wege wählt es wieder und denkt in seiner Torheit, sein Glück wo anders finden zu können, als bei der einigen Quelle. Meine Seele hat es gelernt aus trauriger Erfahrung, daß alles, auch das geringste Abirren von Jesus, nie etwas andres als Sünde und Unglück im Gefolge haben kann, und daß nur die bedingungslose Rückkehr zu Ihm uns wieder zur Ruhe bringen kann.“

Als sie von Paris fort aufs Land gegangen war, glaubte sie, daß dort die Versuchungen geringer sein würden, jetzt nach ihrer Rückkehr sagt sie:

„Ich fühle hier die größere Versuchung der Welt, aber ich wache mehr gegen die Gefahr, die ich hier lebhafter empfinde, als in der Stille des Landlebens. Ich möchte nicht wieder damit anfangen, zu sagen: ich will das und das tun und jenes meiden, denn wenn ich dann meinem Vorsatz nicht treu bin, habe ich gelogen! Nein, Heiland, nur Du kannst mich davor bewahren, daß irgend etwas meine Sinne von Dir ablenke. Ich bin von der Erde und irdisch, aber ich möchte himmlisch werden!“

Mitte Juli 1861 schloß sie ein Tagebuch, das sie drei Jahre täglich begleitet hatte. Es gab Anlaß zu einem Rückblick:

„Viel Bewahrung und Gnadendurchhilfe meines Gottes, aber auch viel Leid, Angst und Pein, Verluste lieber Freunde, die der Tod hinweggenommen oder auch das Leben! Gott allein



Marie Gither Lee
mit Fry 1860



ihre Mutter Mrs. Anne Lee
1862 Homburg

und

bleibt derselbe, gnädig, barmherzig und langmütig, gelobt sei Sein heiliger Name! Vater, heilige mich durch Deinen Geist!“

Der so plötzliche, durch ein Unglück hervorgerufene Tod eines ihrer besten Freunde, von dem schon die Rede war, beeinflusste sie sehr tief. Es ging eine heiligende Wirkung von diesem Scheiden aus, und das Andenken an ihn war ihr geweiht. Es war ihr, als habe sie in ihm ein Glück verloren, das sie doch, da sie es hätte nehmen können, nicht so hoch geschätzt hatte, wie es ihr nun, da es unwiderbringlich dahin war, erscheinen wollte. Aber in diesem wehmütigen Schmerz wird es ihr zur immer seligeren Gewißheit:

„Jesus hält fest und steht fester bei denn ein Bruder, das ist wirklich wahr!“

Bei einem längeren Aufenthalt in England und Irland mit ihrer Mutter im Spätsommer und Herbst 1861 wohnte sie einmal einer Abendmahlsfeier bei, und während sie so zugegen war, ohne selbst daran teilnehmen zu können, gewann der Gedanke, daß es nicht recht sei, den Anschluß an die Kirche so lange hinauszu-schieben, wieder die Oberhand. Sie hatte eben ihr 24. Lebensjahr vollendet und fragte sich nun:

„Warum wollte ich mich nicht in diesem meinem neuen Lebens-jahr endlich zu dem Schritt entschließen? Und wahrhaftig, mit Gottes Hilfe werde ich es tun, wenn Er es will!“

So war der Entschluß gefaßt, der sie zu einem neuen wichtigen Wendepunkt in ihrem Leben führen sollte, und es war wie eine Antwort des Herrn, daß Er ihr, an demselben 6. Oktober, an dem sie sich endlich fest entschloß, ohne daran geknüpften Bedingungen die Entscheidung zu treffen, als Tagestext die wunderbare Verheißung gab: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft!“ Sie nimmt es als eine Gnadenantwort, da sie auch zu denen gehört, die müde und schwach geworden auf dem Weg der Nachfolge, und oft so wenig Bekennermut hatte, wo es galt, sich als Seine Jüngerin zu zeigen:

„Ich entschuldige mich gern, wenn ich nicht über religiöse Sachen sprechen mag, damit, daß ich es nicht täte, weil die Menschen nicht gern davon hören mögen, aber wenn es, wie gestern, der Gesprächsstoff ist, und ich bin es, die es nicht gerne hört, ist das nicht entsetzlich? Ich hasse mich selbst wegen dieser gleich-

gültigen Kälte. O Heiland, reinige mein Leben und erneure in mir die mangelnde Kraft, daß ich wieder wie früher auf Dich harren möge! Ich schäme mich, daß, wenn die Religion angegriffen wurde, ich mich nicht offen dazu bekannt habe. Möchte mir doch der Herr selbst den Bekennermut schenken, den Er bei den Seinen erwartet!“

Nach ihrer Rückkehr nach Lautenbach wird sie einmal durch die Versuchung des Feindes gequält, der sie zur Verzagttheit treiben möchte, so daß sie sogar denkt, es sei leichter, die Nachfolge Jesu ganz aufzugeben, und doch sehnt sie sich danach, daß Seine Liebe sie ganz erfüllen möchte, da sie allein ihr Mut machen kann, vorwärts zu streben, und ihre Zukunft getrost dem zu überlassen, der alle Dinge zum Besten kehren wird denen, die Ihn lieben:

„Liebe, Liebe, das ist immer der Psalm des Johannes, und das ist der Inhalt der ganzen Religion: Liebe zu Gott und untereinander. Das hätte das natürliche Leben unseres Wesens sein sollen, aber wie tief sind wir gefallen, daß es uns schwer erscheint, zu lieben!“

Eine für ihre innere Entfaltung ungeheuer wichtige Unterredung hatte Marie Anfang Dezember 1861 mit ihrer so über alles geliebten Schwester Josephine, die ihr nicht nur im Alter, sondern auch in der Erfahrung der Gnade voraus war und darum ihrer Schwester helfen konnte, eine ihr bis dahin neue Anschauung zu gewinnen über die Frage der Heilsgewißheit.

„Wir beide sprachen gestern über das Wort Jesu: ‚Sei getrost, meine Tochter, deine Sünden sind dir vergeben‘, und Josephine sagte, sie glaube, daß niemand selig sterben könnte, ohne die feste Gewißheit zu haben: ‚Mir sind meine Sünden vergeben‘. Habe man diese Gewißheit nicht, sei man noch kein wahrer Christ. — Ich hatte bisher nie darüber nachgedacht, meinte eigentlich, daß die Menschen verschiedene Erfahrungen dabei machten, manche würden vor ihrem Tode nie diese Gewißheit und den daraus fließenden süßen Frieden erlangen. Ich habe mir noch nie klar gemacht, daß es absolut notwendig sei, sie schon in diesem Leben zu besitzen. Aber es ist wahr, alle wahren Christen, von denen wir gelesen haben, hatten diese friedevolle Heilsgewißheit einmal in ihrem Leben bekommen, manchmal schon früher, manchmal erst auf dem Sterbebett, aber doch immer vor ihrem Tode. — Es hat mich ganz

elend gemacht, mir zu vergegenwärtigen, daß ich bisher es mir wohl eingebildet habe, daß ich gehofft habe, meine Sünden seien mir vergeben, obwohl ich die feste Gewißheit davon nicht habe! Stehe ich denn erst am Anfang des christlichen Lebens, und habe ich vielleicht noch einen lebenslangen Kampf vor mir, ehe ich mit Gewißheit sagen kann: „ich bin gerettet!“

„Wie schwer ist es, ein Christ zu sein, antwortete ich Josephine, und sie sagte darauf: „Für uns selbst unmöglich, aber bei Gott ist kein Ding unmöglich!“ Ich will jetzt diese Gewißheit meiner Sündenvergebung zu meinem Hauptgebetsanliegen machen, bis ich die selige Antwort erhalten habe. Aber bin ich, ehe ich diesen Frieden der Vergebung habe, bin ich eine Christin? Das ist es, was ich gern sicher wissen möchte! Heiland, laß mich Deine Gnade schmecken! Ich brauche sie so nötig, wie nichts sonst!“

Da in Lautenbach kein Gottesdienst war, den sie besuchen mochten, der Sprachschwierigkeit wegen, wurden am Sonntag Predigten gelesen, — die von Dr. Chalmers über das Evangelium Johannes werden öfters erwähnt. In dieser Zeit ernstester innerer Kämpfe um die wahre Heilsgewißheit, die bei allem ernstem Streben nach Heiligung unserer Marie bisher gefehlt hatte, war es eine Predigt von Dr. Alexander über das Blut der Besprengung, die ihr einen besonders tiefen Eindruck machte:

„Ich habe inbrünstig gebetet, daß meine Seele besprengt werden möchte mit dem kostbaren Blut Jesu und ich dadurch rein werde!“

Hier knüpfte der heilige Geist den Faden wieder an, der vor länger als einem Jahr in der Predigt über den im Blut der Besprengung gelösten Vogel, der die Menschenseele darstellt, angespannen worden war. Damals war es ein schöner, köstlicher Gedanke, heute ein auf das eigne tiefste Bedürfnis der Seele angewandter Schrei um die tatsächliche Reinigung im Blut des Lammes. Dort war das Gefühl, die Seele tief ergriffen von einem andächtigen Schauer, dem Ahnen einer großen, herrlichen Erlösung; das war ein großer Schritt vorwärts auf dem Weg zum Leben. Aber noch etwas ganz anderes ist es um den Schrei eines an sich selbst irre gewordenen geängstigten Geistes, eines zerschlagenen Gewissens, das nicht mehr Ruhe findet, bis es in der Gnade ruhen kann.

Wir verstehen hier ein wenig von den kostbaren Führungen des treuen Gottes mit einer aufrichtig nach Ihm verlangenden Seele, die es verstanden hat, daß einst am Ende ihres Lebens es nicht darauf ankommen wird, ob sie in den Dingen dieses Lebens glücklich gewesen ist, sondern allein darauf, daß sie eine demütige, liebende Magd Jesu war. Um das ganz zu werden, mußte Er sie durch tiefe Nöte hindurchführen, es zulassen, daß sie lernte, daß a l l e s e i g e n e R i n g e n v e r g e b l i c h sei, und daß es einmal darauf ankommt, sich selbst völlig loszulassen, um ganz auf die Gnade zu vertrauen. Immer wieder muß sie es schmerzlich erkennen, daß es unmöglich sei, sich selbst von den Fesseln dieser Erde und der uns anhaftenden Sünde zu lösen. Der Tod Jesu, dieser „entsetzliche Martertod“, zu dem Ihn die unausdenkbare Liebe des Vaters trieb, ist ihr bisher nur das Opfer, wodurch Er sie von der verdienten Strafe errettete, und sie möchte Ihn dafür wieder lieben können, wie Er es verdient, und Ihm danken mit einem Leben des Gehorsams.

Sie weiß, daß sie es nicht in eigener Kraft kann, und kommt als „unwürdiger Bettler“ tief gedemütigt und reuervoll zu Dem, der verheißen hat: „Ich will dich stärken“, in dem Bewußtsein, daß sie Seine göttliche Kraft mehr als je braucht, — aber noch immer verspricht sie Ihm, danach streben zu wollen, doch wieder selbst es in Zukunft besser zu machen! Noch ist ihr das Geheimnis des Kreuzes nicht offenbart, das Geheimnis der Sieg und Überwindung wirkenden Kraft, die allein auf Grund dessen zu finden ist, daß wir mit Ihm gekreuzigt sind, nachdem Er uns die Gewißheit unseres Heils versiegelt hat durch den heiligen Geist.

Zuerst mußte sie nun aber durchdringen zu dieser Gewißheit. Gleich nach Neujahr 1862 waren Marie und ihre lieben Verwandten nach Paris zurückgekehrt. Hier schenkte es ihnen der Herr, daß sie wieder aus dem lebendigen Quell Seines Wortes trinken und durch treue Zeugen der Wahrheit gesegnet werden konnten. Im Februar kam ein englischer Erweckungsprediger, Lord Radcliffe, nach Paris. Durch ihn wurde die den beiden Schwestern so wichtig gewordene Frage wieder lebendig vor die Seele gestellt, und Marie betont es, daß sie beide durch ihn neues Licht empfingen.

„Ehe ich zu Bett ging, konnte ich mir besser als sonst es vergegenwärtigen, daß Jesus alle meine Sünden abgewaschen habe, und ich empfand dankbare Liebe zu meinem himmlischen Vater für diese unendliche Gnade. Lord Radcliffe hatte über S ü n d e n v e r g e b u n g gesprochen, von der er sagte, daß sie jetzt ebenso augenblicklich gegeben würde, wenn wir darum flehten, wie sie zu Pfingsten den 3000 zuteil wurde, die augenblickliche Reinigung empfangen!“

Sich vergegenwärtigen, daß die Sünde vergeben sei, und die Vergebung im Glauben annehmen, ist aber zweierlei, — so mußte Marie am nächsten Morgen wieder erkennen, daß sie nicht mehr dasselbe Gefühl des Friedens habe, wie den Abend vorher, daß irdische Gefinnung wieder die Oberhand zu gewinnen drohte, und daß sie noch immer der Erneuerung bedürfe, um in Gottes Wegen wandeln zu können. — Denselben Abend hörten sie den treuen Zeugen Radcliffe zum zweitenmal, „den ernststen Diener Seines großen Meisters“, wie sie ihn nennt, und wieder betonte er die Möglichkeit einer a u g e n b l i c k l i c h e n S ü n d e n v e r g e b u n g, wenn sie im Glauben erbeten würde, von einem so ernstlich suchenden Herzen, wie es das kranke Weib hatte, die, auf Jesum vertrauend, nur den Saum Seines Gewandes anrührte und im selben Augenblick geheilt wurde:

„O Heiland, gib mir den Glauben jener Frau und segne uns allen diesen heiligen Tag!“

So betet sie am Sonntag früh, an einem Tage, an dem sie denselben Lord Radcliffe noch zweimal predigen hörten. Das Resultat war, daß Gott es ihr in Gnaden schenkte, daß sie „e i n w e n i g von der Gewißheit der Vergebung f ü h l e n konnte“, wofür sie Seinen heiligen Namen anbetend pries. Dies waren die Tage vom 7.—9. Februar 1862. Am 15. Februar schrieb sie:

„Vater, unterbrich Du den Fortgang des Verderbens in mir und gieße Deinen heiligen Geist aus in mein Herz und reinige es in dem kostbaren Blut des für mich geopferten Lammes!“

Einige Tage später lesen wir die Klage (am 19. Februar):

„I c h h a b e d e n F r i e d e n n i c h t, d e r a u s d e r V e r g e b u n g f o l g t, a b e r a c h, w i e g e r n m ö c h t e i c h i h n h a b e n, w i e w ü r d e e r m i c h b e g l ü c k e n! W i e l l e i c h t i s t m e i n L e b e n i n d e r W e l t m i r j e t z n o c h e i n H i n d e r n i s,

daß ich ihn noch nicht erreichen kann, aber ich will vertrauen, wachen und beten.“

Ein Rückblick auf den Abschnitt, in dem wir diese Kampfesjahre im Hinblick auf die Lösung von der Welt mit ihr durchlebten, wird uns daran erinnern, daß es erst im März dieses Jahres zu einem Durchbruch in dieser Beziehung kam. So lange eine klare Scheidung von dem Wesen dieser Welt nicht in Wahrheit vollzogen war, konnte also auch die Aneignung der Heilsgewißheit im Glauben trotz allem ernststen Ringen danach nicht zur Tatsache werden, und das arme Herz fand den ersehnten Frieden noch nicht.

Am Ende des Monats erreichte ein Schreiben des Lord Radcliffe die kleine Gemeinde, die durch ihn gesegnet worden war. Seine Wortverkündigung hatte noch nicht ganz bei Marie erreicht, was sie erreicht haben würde, wenn der heilige Geist ihr den Unterschied hätte klar machen können zwischen „bitten“ und „nehmen“. Ob der Prediger seine Zuhörer nicht auf dieses Nehmen im Augenblick hingewiesen hatte, oder ob Marie es noch nicht verstanden hatte, wissen wir nicht. Jedenfalls hatte sie nur gehört: man müsse im Glauben um die Vergabung beten, und dann wollte sie etwas fühlen! Es heißt aber wiederholt in der heiligen Schrift: nehmen, — und fast niemals, nur ein einziges Mal, ist vom Fühlen die Rede. „Die Ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, — wir haben alle genommen aus Seiner Fülle Gnade um Gnade!“ (Joh. 1, 12. 16.) Vom Fühlen redet Paulus nur zu den Heiden, die noch ferne sind und gewissermaßen noch im Dunkeln nach Gott tasten. (Apostelgeschichte 17, 27.) Die aber das helle Licht des Evangeliums haben, sollen ohne fühlen und ohne sehen glauben, und das ist nehmen!

Wir finden in den Tagebuchnotizen nichts von einem etwaigen Konfirmandenunterricht, zu dem es wohl schon deshalb nicht kam, weil sie erst am 23. März 1862 ernstlich daran dachte, sich der Lutherischen Kirche anzuschließen. Aber noch schien es ihr, es gebe Satan sich alle Mühe, sie von diesem feierlichen Schritt fern zu halten, denn sie muß zu ihrer

Beschämung eingestehen, daß sie sich weniger dazu getrieben fühlt, als sonst schon, und sie bittet, daß der Herr ihr durch Seinen heiligen Geist helfen möge, sich zu prüfen, ob sie denn wirklich im Glauben an den Herrn Jesum Christum stehe.

Die Feste, die sie wieder an die Welt fesseln wollten, folgten in dieser Zeit schnell auf einander. Ihre Schwester hatte beschlossen, nicht mehr zu tanzen; ihr war das noch nicht klar geworden, obwohl ihr Gewissen sie oft deswegen straft. So kam es, daß der Feind ernstlich versuchte, sie von dem bedeutsamen Schritt zurückzuhalten, den sie zu unternehmen beschlossen hatte. Noch am 30. März lesen wir:

„Die menschlichen Interessen, ob der oder jener freundlich zu mir war, beschäftigen mich so, obgleich meine Gedanken sich doch jetzt ganz auf die heilige Handlung richten sollten, zu der ich mich anschicke. Ich möchte um mehr Glauben bitten; ich glaube an den eingeborenen Sohn Gottes, aber ich möchte einen stärkeren Glauben haben!“

Hier folgt nun chronologisch die Aussprache mit ihrem Seelsorger, dem Pastor Meyer, über die Notwendigkeit, der Welt zu entsagen, die wir schon früher erwähnt haben. Die Vorbereitungen, die Marie nun selbst für den Tag ihrer Einsegnung traf, waren erneute Bemühungen. Sie bat wohl den Vater, sie durch Seinen heiligen Geist zu bereiten, daß sie würdig zu Seinem heiligen Tisch nahen könne, und Er hat sicher dieses aufrichtige Gebet Seines Kindes erhört. Aber ein freier, seliger Zutritt zum Gnadenthron war es immer noch nicht. Am 5. April lesen wir:

„Ich habe so mühevoll versucht,*) an Christus zu denken und mehr Liebe für Ihn zu fühlen. Aber Gott hat meine Bemühungen aus einem mir unverständlichen Grunde nicht gesegnet. Vielleicht habe ich doch nicht ernst und aufrichtig genug um Seine Hilfe gebetet, und doch, wie bedarf ich es, Ihm wirklich den ersten Platz in meinem Herzen einzuräumen!“ — „Jesus wurde einmal gefragt: ‚Was sollen wir tun, daß wir Gottes Werke wirken?‘ Ich möchte meinem Heiland dieselbe Frage vorlegen, und wie lautet Seine Antwort? ‚Das ist Gottes Werk, daß ihr glaubet an den, den Er gesandt hat!‘ Siehe, wie leicht! Dann habe ich also gar nichts zu wirken, sondern erst nur zu glauben? Ich denke,

*) „tried so hard“.

ich glaube! Aber wohl nicht genug? Ich sollte wohl meinen Glauben in meinen Werken zeigen. Mir mangelt es durch und durch an jedem guten Werk und Wort. Gott, sei mir Sünder gnädig, denn ich bin völlig unfähig, auch nur einen guten Gedanken zu haben!“

In der Lebensgeschichte der Mme. Guyon findet sich der Satz: „Oft genug saß sie entmutigt vor ihrem Register, nachdem sie Woche um Woche sich geprüft hatte, ob ihre Bemühungen, sich zu bessern, Erfolg gehabt hätten, und ihre Wahrheitsliebe sagte ihr, daß ihre mühsame Arbeit vergeblich gewesen war!“ Ist es nicht, als sei es ein Ausschnitt, der in dieses Lebensbild der teuren Marie hinein gepaßt hätte? So finden wir auch sie wenige Tage vor ihrer Konfirmation noch einmal wie schon so oft vor ihrer Fragenliste, die sie einzeln beantwortet. Sie macht sich Vorwürfe, daß sie diese heilsame Übung fortwährend mit irgendeinem anderen Gedankengang unterbricht, so daß sie besorgt ist, Gott möchte Seine Gnade zurückziehen, wie sie auch gewiß ist, daß der Teufel hofft, sie noch im letzten Augenblick zu hindern, ihren Entschluß am nächsten Sonntag auszuführen.

Mit eiserner Energie hält sie aber trotz der Entmutigung fest an dem Vorhaben, das G e l ü b d e, das ihre Eltern bei ihrer T a u f e statt ihrer abgelegt haben, zu e r n e u e r n, und darin konfirmiert, d. h. befestigt zu werden. Dadurch, daß sie ganz ohne äußere Beeinflussung ihr T a u f g e l ü b d e auf sich zu nehmen willens war, gewann wohl diese Handlung eine ganz andere Bedeutung, wie sie gewöhnlich ist bei jüngeren Christen, die noch nicht die innere Reife haben können, die Marie schon nach so viel ernstem Heiligungstreben hatte. — Sie ist sich voll bewußt, daß es für sie wirklich eine k l a r e E n t s c h e i d u n g gilt bei diesem Schritt, und daß sie von nun an erst in Wahrheit Jesu angehört, der ihr durch Seine Gnadengegenwart das geben wird, was sie von Ihm erfleht:

„Vater, mache mich arm im Geist und hilf mir, Dir von nun an täglich ähnlicher zu werden, Du göttlicher Heiland, und gib, daß ich durch die Auflegung der Hände in Wahrheit den heiligen Geist empfangen möchte! O bereite mich dazu vor, mein HErr! Laß mich nicht eine Minute allein bei dieser heiligen Hingabe an Dich! Ach, möchte ich mich selbst ganz aufgeben und völlig und ungeteilt

mich Dir und Deinem Dienste weihen, göttlicher und geliebter Vater und Heiland. Dein heiliger Geist möge mich erleuchten, heiligen und vollbereiten. Ich danke Dir, daß Du mich diesen Tag erleben lässest!“





XIII.

Der erneuerte Bund!

1862. Paris.

„Ich bin Dein! sprich Du darauf Dein
Ereusier Jesu, Du bist mein! [Amen!
Drücke Deinen süßen Jesus-Namen
Brennend in mein Herz hinein!
Mit Dir alles tun und alles lassen,
In Dir leben und in Dir erblassen,
Das sei bis zur letzten Stund
Unser Wandel, unser Bund!“ Wb. Knapp.

Wenn im Propheten Jeremias von dem neuen Bund geredet wird, so heißt es da: „Das soll der Bund sein: Ich will Mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben, — und will ihnen ihre Missetat vergeben, und ihrer Sünde nicht mehr gedenken.“ Jer. 31, 31—34. (Ebr. 10, 16—17.) Und im Propheten Ezechiel lesen wir: „Ich will euch ein neu Herz und einen neuen Geist in euch geben, und will das steinerne Herz aus eurem Fleisch wegnehmen und euch ein fleischern Herz geben. Ich will Meinen Geist in euch geben und will solche Leute aus euch machen, die in Meinen Geboten wandeln und meine Rechte halten und danach tun!“ (Hes. 36, 26. 27.)

Diese wunderbaren Gottesverheißungen machen uns den tiefgehenden Unterschied klar zwischen dem alten Bund des Gesetzes und dem neuen Bund der Gnade. In Jesu Christo ist dieser neue, bessere Bund, dessen Mittler Er war (wie Moses der Mittler des alten Bundes), in die Erscheinung getreten, das lehrt uns der Ebräerbrief deutlich. (Ebr. 8, 6—12.)

Wenn nun unsere Taufe (1. Petr. 3, 21) „der Bund eines guten Gewissens mit Gott“, eines im Blut Jesu gereinigten Gewissens (Ebr. 10, 22) genannt wird und festgestellt wird, daß wir „durch die Taufe mit Christo begraben sind in den Tod, auf daß wir auch mit Ihm in einem neuen Leben wandeln“ (Röm. 6, 4), so sollte doch die Erneuerung unseres

Taufbundes, wie man die Konfirmation von jeher genannt hat, ein bewußtes Eingehen in diesen Bund mit Gott sein, auf Grund des für uns dahin gegebenen Blutes Jesu Christi.

Was unsere Eltern für uns taten, als sie ihr neugeborenes Kind in der Taufe dem Herrn weiheten, wie die Israeliten in der Beschneidung ihre Söhne dem Herrn darbrachten (Kol. 2, 11. 12.), das soll nun der zum lebendigen Glauben herangereifte Christ in bewußter, eigener Willensentscheidung tun, sich selbst darbringen zu einem lebendigen Opfer. Und wo das im wirklichen Glauben geschieht, dürfen wir erwarten, daß auch Gott der Herr Seine Verheißung erfüllt, Seinen Geist sendet, der das Ihm geweihte Herz heiligt, so daß es nun wirklich in einem neuen Leben wandeln kann, in einem Leben des Gehorsams und der Heiligung. Was dem Gesetz unmöglich war (sintemal es durch das Fleisch geschwächt ward), das tat Gott und sandte Seinen Sohn, auf daß die Gerechtigkeit vom Gesetz erfordert in uns erfüllet würde, die wir nun nicht nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist! (Röm. 8, 3. 4.) Vorher hieß es in Röm. 7, 19. 22: Das Gute, das ich will, das tue ich nicht, obgleich ich nach dem inwendigen Menschen Lust habe an Gottes Gesetz, aber nun ist alles neu geworden: das Gesetz des Geistes des Lebens in Christo Jesu hat mich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes! (Röm. 8, 2.)

Wenn wir uns die Entstehung der Konfirmation, ihre eigentliche, ursprüngliche Bedeutung erklären möchten, so scheint es, daß hier in wenig Worten gesagt wird, was sie darstellen sollte. Wie die Christen, die in Samaria das Wort Gottes angenommen hatten, nun unter dem Gebet und dem Händeauflegen der Apostel den heiligen Geist empfangen, was vorher bei ihrer Taufe offenbar noch nicht geschehen war (Apg. 8, 14—17), und nun in der Kraft des heiligen Geistes ein neues, geheiligt Leben führen konnten, so hat man, als man die Konfirmation in der Kirche einführte, jedenfalls geglaubt, eine neue Mittheilung des heiligen Geistes, eine Erneuerung des Gnadenbundes für alle die bewirken zu können, die im bewußten Glauben an das für sie dargebrachte Opfer auf Golgatha und an den auferstandenen Christus sich selbst Gott hinzugeben bereit waren.

War das der ursprüngliche Sinn der Konfirmation, so war sie wirklich eine von Gott geheiligte Feier, durch die Er Seine Verheißung an jeder Seele wahr machen konnte, die die Bedingungen dieses Segens an sich erlebt hatte, nämlich von Herzen Buße getan und an das Evangelium geglaubt hatte. (Apg. 2, 38 und 3, 19. Mark. 1, 15.)

Daß in der Kirche schon seit Jahrhunderten die Konfirmation an so jugendlichen Seelen vollzogen wurde, die noch kaum wissen können, um was es sich handelt, und daß sie, ohne die freie Entschließung der Konfirmanden, als äußere Sitte gehandhabt wird, hat sie, dem Herrn sei es geklagt, mehr oder weniger zu einer toten, inhaltlosen Form gemacht, die wohl das Gefühl der Andacht anzuregen vermag, aber nur in den seltensten Fällen wirklich das geben wird, was sie eigentlich geben sollte.

Sehr wunderbar ist es nun, daß wir in unserer Darstellung hier, in dem Leben der gesegneten Magd Jesu Christi erleben, daß sie durch jahrelange Zubereitung freiwillig zu diesem feierlichen Schritt heranreifend, durch die Konfirmation tatsächlich das empfangen sollte, was nach den Vorgängen in der Apostelgeschichte und den Verheißungen des Propheten entsprechend an die Erneuerung des Bundes geknüpft war, eine neue Mitteilungs des heiligen Geistes.

Bei ihr war die Erneuerung ihres Taufgelübdes eine wirkliche, bewußte Entsagung des Teufels und aller seiner Werke und eine klare Entscheidung für den Erlöser, der für sie am Kreuz geblutet und alle ihre Sünden an Seinem Leibe auf das Holz getragen hatte. Es war für sie keine leere Form oder eine Sache des andächtigen Gefühls, sondern eine Tat des Willens. Nach tiefer und aufrichtiger Buße war ihr das Wort lebendig geworden: „Wo aber die Sünde mächtig geworden, da ist doch die Gnade noch viel mächtiger geworden.“ (Röm. 5, 20.)

Und was bis zu dem heiligen Tage ihrer Übergabe an den Herrn noch immer ein Ringen in eigener Kraft gewesen war, ein Heiligungstreben im heißen Bemühen des schwachen, sündigen, natürlichen Fleischeslebens, das wurde von diesem Tage an in Wahrheit ein Leben im Geist.

Wir brauchen nur ihre Tagebuchaufzeichnungen vor und

nach diesen Tagen zu vergleichen, und wir werden es sehen, daß hier das Wunder wahrhaftig geschehen ist, das sie im Glauben erbeten und erwartet hat. Unter der Handauflegung ihres Geistlichen hat sie den Geist aus Gott empfangen, der ihr plötzlich das Licht gab, das ihr bisher gefehlt hatte; Heilsgewißheit, Friede, Kraft, alles konnte sie nun durch den ihr geschenkten neuen Geist nehmen, und wir sehen, daß sie tatsächlich die Lebenskraft des Kreuzes Christi an sich erfahren durfte in dem Augenblick, als sie ihr bewußtes „Ja“ gesagt hatte zu dem neuen Bund, zu dem der Geist Gottes sie längst zubereitet hatte, durch viel Demütigung und Enttäuschung hindurch, damit sie es ganz begreifen sollte: ich nichts, Er mein Alles.

Es scheint beachtenswert, sich diese biblische Grundlage des „neuen Bundes“ klar vor Augen zu stellen, ehe wir zurück greifen auf die eignen Worte der lieben Konfirmandin, oder wie sie nach französisch-englischem Brauch sich selbst nennt: Katechumenin. So wurden in der alten Kirche die genannt, die zur Taufe vorbereitet wurden.

Der seit Jahren herbeigesehnte und doch immer wieder hinausgeschobene Tag war gekommen. Es war der Palmsonntag des Jahres 1862, der 13. April. Wir lesen am frühen Morgen dieses Tages aufgezeichnet:

„Heut ist der gesegnete Tag, an dem ich so glücklich sein werde, meiner Sehnsucht zu folgen, mich Dir völlig zu weihen, mein Gott und Vater, mein Heiland, in der Gegenwart der versammelten Heerscharen des Himmels und der vollendeten Geister, unter denen mein geliebter Vater und Bruder Zeugen sein werden dessen, was ich vor der Kirche Gottes auf Erden und meiner Familie geloben werde. Sende Deinen heiligen Geist und gieße Ihn aus in unsre Herzen, in meines und in die meiner jungen Gefährtinnen, und salbe auch unseren lieben Pastor mit Deinem Geist! Laß es geschehen, daß wir vom heutigen Tage an in Wahrheit ein neues, Deinem Dienst geweihtes Leben führen! Segne auch meine kleine Nichte, die heute zum erstenmal die Kirche betritt, und schenke es ihr, daß sie ihr junges Herz Dir früh in Liebe erschließen möchte! Laß uns alle beim Verlassen des Gotteshauses heiliger und demütiger sein, als beim Betreten desselben!“

Am Abend:

„Dies war solch ein gesegneter Tag für mich, daß ich noch ein Wort des Dankes und der Liebe zu Gott niederschreiben möchte.

Ich habe mich heut bewußt dem Dienste meines Schöpfers — des Vaters, des Heilands und des Trösters — geweiht. Gott helfe mir in Gnaden, dem Gelübde der Hingabe an Ihn treu zu sein bis in den Tod! Möchte mich nichts wieder hindern, ganz für Ihn und Seinen Dienst zu leben, der Welt, dem Fleisch und dem Teufel für immer zu entsagen! Bewahre uns, Heiland, durch Deine Macht als Dein Eigentum!“

Am nächsten Tage bei einem Rückblick auf ihr bisheriges Leben muß sie gestehen, daß sie ihrem Versöhner durch ihr langes Bögern und ihre Unentschiedenheit Unehre gemacht und dem heiligen Geist widerstanden und Ihn betrübt habe durch willfährige Nachgiebigkeit in den Versuchungen zur Sünde.

„Vergib mir und erhalte mich fest in dem Bund der Treue, den ich gestern kniend am Altar mit meinem Eawort besiegelt habe. Laß Deine Gnade die Kraft sein, die mich künftig vor jeder Unentschiedenheit bewahrt. Du hast verheißen: Ich gebe Meinen Schafen das ewige Leben, und sie sollen nimmermehr umkommen und niemand soll sie Mir aus Meiner Hand reißen“. An diese wunderbare Gnadenverheißung will ich mich klammern für dieses und für das zukünftige Leben!“

Wunderbarerweise traf mit diesem inneren wichtigen Abschnitt in ihrem Leben auch eine äußere Veränderung zusammen, die gewissermaßen symbolisch auch sichtbarlich etwas Neues in ihr Leben hereintreten ließ. Das war ein Wohnungswechsel von der alten Rue de l'Arcade Nr. 16, wo sie so viel an weltlichen Freuden erlebt hatte, nach der Rue de Preßbourg Nr. 3. Wenn nun auch ein Umzug immer mit viel Unruhe und mit viel Ablenkung verknüpft ist, hat Marie doch bei aller Arbeit und dem Überlegen bei der neuen Einrichtung sich nicht einen Augenblick aus der inneren Sammlung bringen lassen, was allein schon ein Wunder der Gnade zu nennen ist, da sie durchaus nicht gleichgültig für ihre äußere Umgebung war, und von jeher ein Sinn für Schönheit und Behaglichkeit sich auch in den Räumen ausprägte, in denen sie wohnte. Es war ja hier allerdings nicht ihr eigener Haushalt, sondern der ihrer Schwester, so mag sie doch wohl nur mit dem Einpacken und Einräumen ihrer eigenen Habseligkeiten zu tun gehabt haben, so daß ihre Zeit doch so weit ihr gehörte, daß sie sich

für das heilige Mahl vorbereiten konnte, das ihr bevorstand. Sie flehte zum Heiland um die wahre Bereitung des Herzens, damit sie sich ganz auf Seine Gnade werfen und von Ihm selbst die Vergebung empfangen könne, Reinigung im kostbaren Blut der Versöhnung und Frieden in Seiner heiligen Gegenwart. So nahte sie sich am Gründonnerstag, den 17. April, dem Tisch des Herrn zum erstenmal, als eine, die zerbrochenen Gemütes und zerschlagenen Herzens kam, um die heiligen Wahrzeichen Seines Todes für sich selbst zu empfangen, damit sie ein ganzes Leben Ihm geben könne, der für sie in den bittersten Tod gegangen, um sie von dem ewigen Verderben zu erretten. Am Karfreitag schreibt sie voll innerer Anbetung:

„Wunderbare Gewißheit! Alle meine Sünden sind mir vergeben, abgewaschen in Seinem Blut!“

Am stillen Sonnabend:

„Von Tag zu Tag wird es mir klarer, wie unbedingt ich Jesus brauche! Ich bin manchmal in Sorge, daß ich mich zu fest an den Menschen, meinen lieben Pastor, klammere und nicht genug allein an meinen Heiland. Er selbst soll alles in allem für mich und in mir sein, denn nur wenn ich in Ihm bleibe, kann ich Frucht bringen zum ewigen Leben!“

„Ostern! Jesus lebt! Preis und Ehre sei Dir für die vollbrachte Erlösung! Wie Du Deine weinende Magd mit ihrem Namen gerufen hast: Maria, — so rufst Du auch mich, und ich darf von allem, was mir selbst gefiel und mir Versuchung war, mich wegwenden zu Dir hin und mit einem Herzen voll Liebe, Dank und Anbetung Dir zu Füßen fallen mit der Antwort des Glaubens: ‚Rabbuni, mein Meister, der einzige, dem ich von nun an, solange ich auf Erden bin, gehorchen und folgen will!‘ — Pastor Meyer sprach heut über das Wort: ‚Tod wo ist dein Stachel, Hölle wo ist dein Sieg?‘ Der Stachel des Todes ist die Sünde, aber Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unseren Herrn Jesum Christum!“

Ist es nicht, als ginge ein Tubelton durch diese Aufzeichnungen, wie wir ihn finden im 126. Psalm: „Unsere Seele ist entronnen wie ein Vogel dem Strick des Voglers, der Strick ist zerrissen, und wir sind los!“ Wie hatte sie oft darum gerungen, Ihn lieben zu können, wie hatte sie sich bemüht, Ihn im Herzen fest zu halten, — und jetzt?

„Ich mache eine wunderbare Entdeckung: ich liebe meinen Heiland!“

Das ist die größte Entdeckung, die ein Menschenherz machen kann, und das ist kein erzwungenes: „Du sollst“ mehr, — das ist ein seliges und herrliches Geschenk, — und diese Liebe wird ausgegossen in unser Herz durch den heiligen Geist. Aber bei dieser neuen, wunderbaren Entdeckung quält es sie etwas, daß die Liebe zum Vater noch nicht Schritt hält mit der Liebe zum Heiland.

„Ich denke an Jesus, ich bete zu Ihm, Ihm möchte ich mich ganz hingeben, aber nicht so sehr dem Dienst Gottes, meines Schöpfers. Das ist gewiß falsch und ich muß es lernen, den Vater zu lieben wie den Sohn. Vater, vergib mir und hilf mir Dich lieben, wie ich meinen Heiland liebe!“

Sie mußte es noch verstehen lernen, was Jesus dem Philippus antwortete: „Wer Mich siehet, der siehet den Vater“ und: „Wer Mich liebet, der wird von Meinem Vater geliebt werden, und Ich werde ihn lieben und Mich ihm offenbaren, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen.“ (Joh. 14, 9. 21. 23.)

Die erste Woche in dem neuen Heim nennt sie die gesegnetste und wichtigste in ihrem ganzen Leben, aber nun tritt sie wieder in das Alltagsleben hinaus, wird es wieder Macht gewinnen, wird es den Segen, der so überreichlich geflossen, wieder beeinträchtigen können? Wird der wachsame Feind ihr schwaches und betrügerisches Herz überraschen können und sie nicht auf dem Posten finden, — so fragt sie besorgt:

„Ich habe so gar kein Vertrauen mehr zu mir selbst, aber mein geliebter Heiland wird für mich eintreten, und Er wird mich bewahren vor dem Argen, vor allem Bösen in meinem eignen Herzen und in der Welt, die Er überwunden hat. „Fürchte dich nicht, glaube nur!“ Das sagt Er mir auch jetzt wieder!“

Wie ein kalter Nachtfrost wollte sich bald nach diesen gesegneten Tagen die Unterhaltung mit einem Ungläubigen, der öfter im Hause verkehrte, auf ihr Herz legen. Es war, als kröchen seine zweifelnden, spottenden Worte wie giftige Schlangen ihr durchs Gehör ins Herz hinein. Sie fühlte die Torheit solcher Gottlosigkeit, und doch mußte sie zuhören, und es schien ihr wie eine neue Versuchung des bösen Feindes. Aber im Triumph besiegt sie diese Anfechtung mit einem heiligen:

„Ich will dem Feinde mein Ohr nicht leihen. Der Satan soll mit Gottes allbarmherziger Hilfe nie mehr einen Anspruch an meine Seele haben, jede Verbindung mit der Finsternismacht ist gelöst! Ich will glauben und bin nur noch für Gott da! Gelobt sei Sein Name, daß Er mir in unendlichem Erbarmen die Augen geöffnet hat für meine Sündhaftigkeit und Ohnmacht und für das große, nie aufhörende Bedürfnis meiner Seele nach einem Heiland und Erlöser! Ich habe der Welt entsagt um Deinetwillen, nun wirke Du in mir, daß ich wandeln möge, wie Du gewandelt bist auf dieser Erde: sanftmütig, demütig, geduldig, barmherzig, im festen Vertrauen auf Deine Liebe. Mache mich als Deine Jüngerin Dir ähnlich und laß mich in Deinen Fußstapfen wandeln. Du wirst mich nicht verlassen, Du bist treu! Laß Dir an Meiner Gnade genügen, Meine Kraft ist in deiner Schwachheit mächtig, d. h. sie wirkt sich aus und vollendet sich in meiner Schwachheit. Diese Verheißung war der kostbare Trost, den Bunyan in Seelenqualen und Anfechtungen aller Art immer wieder in Anspruch nahm; möchte dies Wort auch meiner armen Seele zum festen kostbaren Halt werden, damit ich ein festes Herz bekomme, welches geschieht durch Gnade!“

So beschloß sie diesen ereignisreichen Monat, der ihrem Leben eine neue Kraftquelle eröffnet hatte. Nachdem sie zuvor in schmerzlicher Enttäuschung alle eigene Kraft als Ohnmacht hatte erkennen müssen, offenbarte sich ihr die überschwengliche Größe Seiner Kraft an uns, die wir glauben, nach der Wirkung Seiner mächtigen Stärke. (Ephes. 1, 19.)

Der Pfingstsonntag brachte ihr die zweite gesegnete Abendmahlsfeier. Vor derselben hatte sie eine ihr wichtige Unterredung mit ihrem lieben Pastor Meyer. Sie möchte aus seinen Ermahnungen, Ratschlägen und Gebeten den ganzen Segen voll ausschöpfen können, der ihr darin angeboten wird. Es handelte sich bei dieser Unterhaltung um die Eine Kernwahrheit des Evangeliums:

„Ich muß mit Christo gestorben sein, d. h. die Sünde in mir muß am Kreuz sterben, damit das Leben Jesu sich in mir offenbaren kann! — Der Herr warf unser aller Sünde auf Ihn! so sind auch alle meine Sünden auf Ihn, das Osterlamm, gelegt! — Hilf mir, daß ich Dein kostbares Opfer voll und ganz erkenne und mir das daraus fließende Leben in Wahrheit aneigne! Gib, daß Dein heiliger Geist mich zubereite, teilzuhaben

an Dir, mit Dir völlig eins zu werden im Geist, wenn ich zu Deinem Tisch komme! Ich verlange nach Dir!“

Am Tage vor Pfingsten wollte sie gern in voller Stille und Abgeschlossenheit sich vorbereiten, Seinen heiligen Leib und Sein heiliges Blut zu empfangen. Die Ihrigen, denen ja der Gang zum Tisch des Herrn nichts so Neues und darum vielleicht nicht mehr so überwältigend Feierliches war, hatten gemeint, es könne nichts schaden, wenn man eine gemeinsame Spazierfahrt mache. Die treue Schwester trat zwar sofort von ihrem Vorhaben zurück, als sie merkte, daß es Marie lieber war, in der Stille zu bleiben, hatte aber wohl gemeint, das sei ein wenig übertrieben, sich schon den Tag vorher so abzuschließen. Es ist nun ein Zeichen der tiefen, demütigen Lauterkeit der teuren Marie, wie ernst sie infolge dieses Vorkommens sich selbst prüft, ob es wirklich unrecht, unnüchtern und übertrieben gewesen sei. Sie kommt dann zu dem Schluß, daß sie es so nicht nennen möchte, aber vielleicht habe sie darin gesündigt, daß sie eine gewisse Überhebung und Selbstgerechtigkeit in sich verspürt habe, als sie erklärte, lieber in der Stille bleiben zu wollen, ein Gefühl, das ihr verabscheuungswürdig war, das sich aber, wie sie bekennt, hin und wieder in ihre Gedanken einmischte. Sie sagt darauf in ernster Demütigung:

„Wie offenbart dies Gefühl allein meine größere Sündhaftigkeit, und das Schlimmste ist, daß ich dem Kreuz Christi einen Vorwurf zugezogen habe durch diese ‚Übertreibung‘! Wie muß ich mich deswegen beugen, während meine geliebte Schwester mir zuliebe sofort bereit war, die geplante Fahrt aufzugeben und sich nun auch in der Stille vorzubereiten. Was habe ich für eine liebe, edle Schwester! Möchte der heilige Geist uns beide tief segnen!“

Am Abend dieses Pfingstsonntags schreibt sie:

„Er ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist! Damit bin ich eingeschlossen in Seine wunderbare Errettung. Jesus kam, mich zu suchen, denn ich war verloren, ewiglich verloren ohne Ihn. Ich liebe Dich, ich bete Dich an, der Du mich gesucht hast, als ich ferne von Dir in der Irre ging, in der Unwissenheit und Herzenshärte meiner Weltliebe! Du hast Dein verirrtes Schaf zurückgebracht zu Deiner Herde und hast mit Deiner Liebe mein Herz erwärmt, durchbringe mich ganz und mache mich Dir dankbar, daß ich Dir zur Ehre leben kann, mein geliebter Heiland. Der Text der Predigt war heut: ‚Bekehret

euch, und ihr werdet empfangen die Gabe des heiligen Geistes'. Ich glaube, der heilige Geist hat Besitz ergriffen von unseren Herzen. Dem Herrn sei ewiglich Dank! Er hat gesagt: 'Wer Mein Fleisch isset und trinket Mein Blut, der bleibet in Mir und Ich in Ihm'. Durch dies Bleiben in Jesu können wir allein Kräfte gewinnen, der Versuchung zu widerstehen, Sünde und Welt zu überwinden, und unser Herz ganz und ungeteilt auf Ihn gerichtet zu halten, der die Quelle der Liebe und des Lebens ist. Ich habe in Demut das Vertrauen, daß mein Heiland mich gewaschen und gereinigt hat in Seinem teuren Blut. Wie viel, wie viel habe ich Ihm zu danken! Ich habe es nicht verdient! Es ist Seine freie Gnade! Wie anders würde ich leben, wenn ich mein Leben noch einmal anfangen könnte! Aber die Vergangenheit kann nicht ungeschehen gemacht werden, obgleich sie getilgt ist durch Seine Gnade. Ich will mich ihrer oft erinnern, damit sie mich in tiefer Demut erhält! — Ich bin auch so dankbar, daß Er es veranlaßt hat, daß ich mich der lutherischen und nicht einer englischen oder amerikanischen Kirche angeschlossen habe. Ich lerne den tiefen Unterschied immer besser verstehen, je länger ich die herzenswarmen Predigten von Pastor Meyer höre. Es war die göttliche Weisheit und Liebe, die mich mit diesem Gottesknecht zusammenführte! 'Der Gott des Friedens heilige euch durch und durch, daß euer Geist ganz, samt Seele und Leib unsträflich erfunden werde am Tage Jesu Christi' (1. Thess. 5, 23). Das war der gesegnete Text, den Pastor Meyer mir am Tage meiner Konfirmation mit auf den Lebensweg gab. Ich möchte ihn als meine Lebenslösung nehmen und ihn tagtäglich im Herzen bewegen, bis der Herr, der Gott des Friedens, Seine wundervolle Verheißung in Wahrheit an mir vollendet haben wird!"

War ihr die Konfirmation die Erneuerung des Bundes, den ihre Eltern für sie in der Taufe hatten vollziehen wollen, so ist das heilige Abendmahl in Wahrheit das Bundesmahl. „Dieser Kelch ist das neue Testament (der neue Bund) in Meinem Blute“, sagt der Heiland. Wie das Volk Israel, nachdem ihnen das Gesetz vom Sinai gegeben war, zum erstenmal das Bundesblut kennen lernten als göttliche Kraft zum Gehorsam (2. Mose 24, 6—8), und wie danach die Herrlichkeit des Herrn erschien, so scheint auch in Marie's Leben ein ähnlicher Entwicklungsgang vorzuliegen.

Erst das Gesetz und der ehrliche Wille: „Alle diese Worte

wollen wir halten“, wie das Volk Israel sagte, dann die tiefe Sündenerkenntnis, die das Gesetz hervorzubringen berufen ist, als der Zuchtmeister auf Christum, dann nach jahrelangem Ringen die frohe Stunde, in der sie sich bewußt dem neuen Gnadenbunde auslieferte und die Heilsgewißheit erhielt, und endlich im heiligen Mahl eine zunehmende Erkenntnis der Heiligungskraft, die im Blute Jesu ruht.

Nicht gleich bei der Einsegnung oder bei der Feier der ersten Kommunion ist ihr der Heiligungstext so wichtig gewesen, daß sie ihn im Tagebuch aufgezeichnet hätte. Er wird ihr erst im Zusammenhang mit der Abendmahlsfeier am Pfingsttag lebendig und ist, wie man am Ende ihres Lebens bezeugen kann, in Wahrheit ihre Lebenslösung geworden.

Jetzt ist es nicht mehr das Gehorchenwollen im eigenen Ringen und Bemühen, um durch den Gehorsam Gottes Zorn abzuwenden, jetzt wird es mehr und mehr der Gehorsam Jesu Christi, der sich in ihr auswirkt und zum Durchbruch kommt, der Heiligungsgehorsam, den der Gott des Friedens selbst in uns zustande bringt, weil Er alle unsere Sünden abgewaschen hat.

Es ist auch später in ihrem Leben noch von Sünde und Untreue die Rede gewesen. Sie hat nicht gemeint und auch nicht erwartet, daß sie schon gleich beim Beginn dieses neuen Lebens in der Gnade vollendet sein würde. Aber der neue Bund gibt, durch den in uns wohnenden Geist uns die Kraft, die wir früher nicht hatten, freiwillig und aus Liebe mit unserem Heiland zu sprechen: „Deinen Willen, mein Gott, tue ich gern,“ weil durch Ihn das göttliche Gesetz uns in das Herz und in den Sinn geschrieben wird, so daß wir in die Willenseinheit mit unserem Vater hineinwachsen.

Vielleicht war Marie damals dieser göttliche Plan noch nicht so klar geworden. Sie grübelte auch nicht viel über göttlichen Geheimnissen, sie nahm einfach an, was Seine Hand ihr beschied hatte. Sie war in Wahrheit wie ein kleines Kind, mit einem einfachen, kindlichen Glauben, um den sie wiederholt Gott gebeten hat.

Eine Predigt von P. Vallette über den Text: Ich preise Dich Vater, daß Du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen offenbart (Matth. 11, 25. 26), machte ihr wohl darum besonderen Ein-

druck, so daß sie sie fast ganz nachschreibt; in kurzem Auszug etwa dies:

„Alles, was zu unsrer Seligkeit notwendig ist, können wir verstehen, wenn wir wie kleine Kinder sind. Es ist sehr töricht, sich mit Problemen abzumühen, während uns der Feind auf den Fersen ist, statt den Weg der Rettung, der uns gezeigt wird, einfältig zu benützen, um so dem Verderber zu entkommen. Die undurchdringlichen Geheimnisse Gottes verstehen wollen, ehe Gott sie uns offenbart, bringt uns in die Gefahr, daß der brüllende Löwe, der umherschleicht und unsre Seelen zu verschlingen sucht, uns verderben könnte, wenn wir nicht das Heil ergreifen wie die kleinen Kinder, ohne das Unergründliche ergründen, das Unendliche begreifen zu wollen!“

Schon im Juli naht sie dem Tische des Herrn zum drittenmal, diesmal mit der geliebten Mutter. Es ist, wie wenn ein dürres Land sich nach Regen sehnt, oder ein in der Wüste Wandernder nicht Wassers genug bekommen kann, so kommt sie nun nach langer Wüstenwanderung, denn so schien ihr jetzt das Leben, das sie vordem geführt hatte, ein Leben ohne diese wunderbare Gemeinschaft mit Ihm, immer wieder zu dem Brunn der Gnade, um das Lebenswasser zu trinken, immer wieder als Mühselige und Beladene, die Ruhe sucht, als ein Menschenkind, dem immer neue Sünde aufgedeckt wird, und die deshalb immer wieder die Reinigung im Blut des Lammes sucht. Da lesen wir die Selbstanklagen:

„Ich habe so oft Deinem Willen widerstanden, ich habe meine eignen Gedanken gedacht und meine eignen Worte geredet. Ich habe nicht immer Dein heiliges Gebot in die Tat umgesetzt. Ich habe meinen Heiland nicht immer vor den Menschen bekannt. Ich habe mein Herz überlastet mit Sorgen dieses Lebens. Ich habe nicht immer freundlich von den Menschen geredet usw. usw. Diese Sünden sind mir von Herzen leid und reuen mich sehr, und ich bitte Dich um Vergebung, Vater, um Jesu willen. Er, der von keiner Sünde wußte, ist für uns zur Sünde gemacht, daß wir würden die Gerechtigkeit, die vor Ihm gilt. Seine eigne Gerechtigkeit hat Er uns geschenkt, auch mir! Weil wir Ihn liebten? Nein, nein! Die Er zu retten kam, haben Ihn verworfen und gekreuzigt, auch ich! O welche Liebe! Mein teurer Heiland, meine Hoffnung, mein Glück, mein Leben, mein Heil, meine Gerechtigkeit, mein Ein und mein Alles. O, daß ich immer nahe bei Dir bleiben möchte, denn ohne Dich ist das Leben eine Wüste.

Wenn Er Sein Angesicht verbirgt, das ist zu hart zu tragen, wenn wir's auch mit unserem Unglauben wohl verdient hätten. Von Ihm, der Quelle des Lebens, getrennt sein, ist unerträglich. Ohne Ihn bin ich elend. Aber in Seiner Gnade naht Er sich mir wieder und wieder und will mich nun wieder teilnehmen lassen an Seinem heiligen Mahl!

„Friede sei mit dir!“ Während ich das heilige Mahl empfang, war es, als hörte ich die Stimme meines Herrn in meinem Herzen dieses Wort sagen: „Du bist mein und Ich bin dein!“ Es war wie eine persönliche Offenbarung meines Heilands selbst, als redete Er selbst zu mir, und mit tiefem Frieden im Herzen kehrte ich heim. Ich durfte dann mehr als eine Stunde ununterbrochen im Gebet auf meinen Knien in Seiner Nähe bleiben, und ich glaube, Er hat mich nie so die Gewißheit der Vergebung aller meiner Sünden erfahren lassen als jetzt, da ich aufrichtig und demütig vertrauend sie Ihm alle noch einmal bekannt und gebracht hatte, soweit sie mir aufgedeckt sind in meinem Gewissen.

„Die Absolution, die Pastor Meyer im Namen Gottes über uns aussprach, war mir ein Geschenk, das ich im Glauben nehmen durfte. Auch Mutter war tief beeindruckt davon.“

Ich darf vielleicht hier gleich einen Ausspruch Marie's einfügen, der viele Jahre später in ihren Aufzeichnungen zu finden ist, und der über die durch Menschen gesprochene Absolution eine etwas abweichende Auffassung ausspricht, als diese in den ersten Monaten nach ihrer Aufnahme in die Kirche ausgesprochene Ansicht. Es war in der deutschen Kirche in Stuttgart, zehn Jahre später. Da schreibt sie:

„Wir gingen zur ‚Beichte‘ (dies Wort im englischen Text in deutscher Sprache in Anführungsstrichen), die hier in deutschen Kirchen dem heiligen Abendmahl vorausgeht. Diese Beichte ist ein öffentliches Sündenbekenntnis, dem dann eine förmliche Vergebung der Sünden, in Gottes Namen durch den Pastor ausgesprochen, folgt. Ich habe ein unbefiegbares Widerstreben dagegen, daß ein Mensch zwischen Gott und meine Seele treten soll, und das ist wohl der Grund, daß ich gar keinen Trost aus diesem Gottesdienst mit heimbrachte. Ist das Mangel an Glaube? Ist das falsch? Oder hat Gott in Wahrheit Seine Macht, Sünden zu vergeben, für Sich selbst vorbehalten? Christus sagt allerdings Seinen Aposteln: ‚Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen‘. Aber gilt das auch

ihren Nachfolgern im Amt? Vater, ich flehe zu Dir, mache mir diese Frage klar, damit nicht durch Mangel an Glaube meine Seele einen ihr zugedachten Segen versäumen möge!“

Und am Tage darauf schrieb sie:

„Ich kann mit David sagen: ‚Lobe den Herrn, meine Seele, der - dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen!‘ Gestern war es die Stimme eines Menschen, die mir nichts sagte, heut ist Er selbst zu mir gekommen, ehe ich zu Seinem Tisch nahte, und hat mir unwürdigem Sünder den Frieden der Vergebung in dem für mich vollbrachten Opfer Jesu Christi neu geschenkt. Es war mir eine wundervolle Bestätigung dieser großen Wahrheit, daß, obwohl es dem Sünder unmöglich, Gottes Gebote vollkommen zu halten, und durch diesen fluchwürdigen Ungehorsam Gottes Zorn und Gericht auf d i e S ü n d e herabgezogen worden ist, dennoch d e r S ü n d e r selbst Frieden mit Gott haben kann, alle Verdammnis ausgelöscht, und er statt dessen mit Liebe und Gnade überhäuft worden ist. Und wie ist dieser wundervolle Wechsel möglich geworden? Wie kann der gerechte Gott den Ungerechten rechtfertigen? Durch den vollkommenen Gehorsam und das stellvertretende Opfer Seines geliebten Sohnes können wir, gewaschen in Seinem theuren Blut, angezogen werden mit Seiner vollkommenen Gerechtigkeit und von der Folge unsrer Sünden völlig errettet werden! O Vater, präge diese köstliche Wahrheit jedem Herzen ein, damit wir Dich alle mit allen Kräften unsres Wesens verherrlichen! D e n e n, d i e g l a u b e n, i s t J e s u s k ö s t l i c h! Ja, wahrhaft köstlich bist Du meiner Seele!“

Diese Wahrheit, die ihr zehn Jahre später wie etwas Neues und Großes erschien, war ihr jedoch schon in jenem gesegneten Sommer zum Bewußtsein durchgedrungen. An dem bereits erwähnten 6. Juli 1862, nachdem sie mit der Mutter zum Tisch des Herrn gegangen war, hörte sie denselben Abend wieder den für sie so gesegneten Zeugen Lord Radcliffe sprechen, und er sagte, was ihr damals als neue wunderbare Offenbarung erschien, daß Gott in uns nichts haßte als d i e S ü n d e, die Er aber alle auf Jesus gelegt habe, der sie hinweggetragen habe an Seinem Leibe auf das Holz, wo sie gerichtet sei, so daß sie nicht mehr zu sehen sei an uns, die wir glauben.

„Deshalb liebt der Vater uns nun im Sohn und der Heiland liebt uns, und vielleicht ist es mir nie so klar zum Bewußtsein

gekommen, als heute abend, daß die Liebe meines Gottes mich umfängt, und sie erweckt in mir eine tiefe Gegenliebe zu Ihm. O daß wir doch die Gnade Gottes nicht vergeblich empfangen möchten! Laß, o Herr, mich wachsen in Deiner Gnade, auf Gnade trauend, und mich allein auf Gnade verlassend, die allein mir Kraft geben kann, aus der Gnade zu leben. „Auf daß ihr durch Seine Armut reich würdet!“ (2. Kor. 8, 9). Welch ein wunderbarer Reichtum war das, den Er, der Herr, der Geber aller Gaben, besaß und um unsertwillen daran gab, nicht vergängliches Gold, das im Feuer schmilzt, das gewonnen und verloren werden kann, nein, die Herrlichkeit auf dem Thron des Himmels, die Anbetung der Engel und der unauslöschliche Lichtglanz, den Er bei dem Vater hatte, die unbeschränkte Macht über alles Geschaffene. Alles das und unendlich viel mehr gab Er dahin und kam herab zu uns in unsre Armut. Dies unendliche Opfer, das alles Verstehen übersteigt, brachte Er uns zuliebe, und die Tiefe dieser Liebe sichert nun uns denselben Reichtum, den Er hatte und den wir nie ermessen können: „Berufen zu Seiner Herrlichkeit!“ O, daß ich nahe, ganz nahe bei meinem Heiland bleiben könnte, um diese Liebe recht auskosten zu können. Das geschieht aber durch Wachen und Beten. Der Feind versucht immer wieder, mich aus dieser nahen Verbindung mit Jesu zu lösen, aber ich will Ihm, meinem Heiland, allein und völlig vertrauen. Möge Seine Gnade mir Kraft dazu verleihen!“ —

Ehe wir von diesem Abschnitt, vielleicht dem allerwichtigsten in Marie's ganzem Erleben uns zu weiteren Erfahrungen führen lassen, scheint es in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß wir auch über ihre Stellung zur Tauffrage, wie sie sich im späteren Leben in ihr ausgestaltet hat, etwas erfahren.

Sie hat es oft ausgesprochen, daß die Lehre von der Taufwiedergeburt ihr wie ein Widerspruch erschiene. Denn wenn wirklich die Kindertaufe schon die Wiedergeburt sei, so wäre doch eine spätere Bekehrung, ein späteres Erwachen zum Leben aus Gott, nicht mehr angängig, und doch, so sagte sie oft, lehren die Lutheraner die Notwendigkeit einer Bekehrung. Sie hielt fest daran, daß die Taufe, wie die Beschneidung, wohl an Kindern vollzogen werden könne, es sei darin aber die Aufnahme in den Bund zu verstehen, und Gottes Verheißung und Seine Gnade würde in der Taufe dem Kinde angeboten. Aber erst,

wenn der Mensch bekehrt sei, würde in ihm das neue Leben der Wiedergeburt vorbereitet, das in dem gläubigen Ergreifen der Heilsgewißheit dann zum Durchbruch käme. Die Heilsgewißheit war ihr das Siegel des heiligen Geistes, daß man in Wahrheit Gottes Kind geworden sei in der Wiedergeburt, und daß man nun erst wirklich die in der Taufe angebotene Bundesgnade angenommen habe, die im Sakrament des Altars uns immer von neuem zugeeignet würde. Sie legte darum in ihrer späteren Arbeit an den Seelen immer das Hauptgewicht auf die Frage, ob man Heilsgewißheit habe, denn erst dann, glaubte sie, könne man annehmen, daß der Mensch das Heil wirklich ergriffen habe, erst dann sei man ein wiedergeborener Mensch, der seiner Seligkeit im Glauben gewiß sein könne. Wo die Heilsgewißheit noch nicht bewußt im Glauben ergriffen sei, so urteilte sie nach ihrer eigenen Lebenserfahrung, da könne wohl eine Bekehrung, eine Wendung stattgefunden haben, eine Hinkehr zum Licht und ein Abwenden von der Finsternis, aber man sei doch erst auf dem Wege, die Gnade zu ergreifen, noch nicht geborgen am Herzen des Heilands.

Diese selige Heilsgewißheit hatte sie als wunderbares Gnaden-geschenk in der Zeit ihrer Konfirmation vom Herrn empfangen durch das Zeugnis des heiligen Geistes, daß sie nun in Wahrheit ein Kind Gottes sei, und diese Heilsgewißheit hat sie in allen späteren Durchgangsstufen ihres ferneren Lebens, in denen es auch noch durch mancherlei Kämpfe im Heiligungs-leben ging, nie mehr verloren, bis sie selbst am Ziel war.

Näher, noch näher, fest an Dein Herz
Ziehe mich, Jesu, durch Freude und Schmerz;
Virg mich aus Gnaden in Deinem Zelt,
Schirme und schütze mich, Heiland der Welt!

Näher, noch näher, nichts hab ich hier,
Nichts, was als Opfer, Herr, tauget vor Dir;
Ach, nur ein sündiges Herz ist mein,
Jesus, mein König, o wasche mich rein!

Näher, noch näher, ganz in den Tod
Gebe ich willig, mein Heiland und Gott,
Was Deinen Segen hemmte in mir:
Weltliche Freuden und irdische Bier.

Näher, noch näher, völl'ger und frei,
Bis alles eigne Ringen vorbei,
Bis all mein Leben Dein Abglanz ist,
Und Du, Herr Jesu, mein alles mir bist!
(Rettungsjubel.)





XIV.

Seliger Dienst!

1860—1862 Paris.

Lehre mich glauben, Herr, lehre mich flehn,
Kindlich vertrauensvoll, lehre mich flehn!
Segne, o Herr, Dein Kind,
Daß es, von Lieb' entzünd't,
Seelen für Dich gewinnt.
Lehre mich flehn!

Schon ehe Marie durchgebrochen war zu dieser Heilsgewißheit, zu dem seligen Ruhen in der erfahrenen Gnade ihres Heilands, hatte sie den ernstesten Wunsch, Gott zu dienen, nicht nur indem sie ihr eigenes Leben von Ihm durchheiligen lassen wollte und ihre Zeit Ihm widmete; auch an anderen hatte sie Ihm schon zu dienen angefangen, seit sie die ersten Schritte auf dem neuen Weg in Schwachheit ging. Fast jeden Sonntag nachmittag machten die Schwestern in Paris ihre *Armenbesuche*, und nicht nur um die Armen zu unterstützen und ihnen Geschenke zu bringen, sondern um sich wirklich persönlich ihrer äußeren und inneren Nöte anzunehmen, und schon früh gab es Marie eine tiefere innere Befriedigung, wenn sie Not lindern durfte. Sie schreibt dann wohl in ihren Aufzeichnungen:

„Ich ging leichten Herzens fort und dankbar, daß ich hatte ein wenig Gutes tun dürfen mit all dem, was Gott so in Fülle über mich ausgeschüttet hat.“

Aber sehr bald genügte es ihr nicht mehr, nur durch äußerliche Gaben oder mit dem Interesse an dem Erleben derer, für die sie sorgte, zu helfen. Das bekannte Wort: „Die Barmherzigkeit an der Seele ist die Seele der Barmherzigkeit!“ wurde zur Richtschnur ihres Handelns. Es war schon im Januar 1860, als eine Predigt des schon oft genannten P. Meyer in ihr den Entschluß zur Reise brachte, das auszuführen, was ihr Heiland ihr ins Herz gegeben hatte, nämlich auf ihre Kosten

einen Evangelisten anzustellen, der für sie eine Anzahl armer Familien besuchen könnte. Sie wollte dann selbst manchmal mit ihm hingehen, um die Not erleichtern zu können. Als der Pastor sie bald einmal besuchte, besprach sie den Plan mit ihm, und er ermutigte sie und versprach ihr, jemand ausfindig machen zu wollen, der auch den Seelen der Leute dienen könne, und mit dem sie dann nicht nur die äußere Not, sondern auch die innere der Familien tragen könne. Ihre liebe Schwester Josephine versprach gleichfalls tatkräftig helfend mit einzugreifen. Marie schrieb darüber, es sei ihr eine Last von der Seele gefallen, als sie sich hierfür gebunden hätte. Jetzt habe sie den Eindruck wirklich zum erstenmal, ein Werk für Gott tun zu können, und sie war so dankbar für diese Gelegenheit.

Gleich damals erwachte der Gedanke, ob dies nicht der Anfang sein könnte für evangelische Schulen, die P. Meyer so gern ins Leben rufen wollte. Sie war ganz glücklich in dem Gedanken an dieses Werk der Barmherzigkeit, so klein und unbedeutend es ihr auch noch erschien, es war doch etwas, das wert war, Wünsche, Gedanken und Zuneigung daran zu hängen. Schon ehe es wirklich ins Leben getreten war, fühlte sie sich in Liebe damit verbunden. Nur eine Sorge hatte sie, daß sich nur keine unwürdigen Beweggründe ihrerseits, etwa Stolz oder Selbstbefriedigung oder Ehrgeiz irgend welcher Art dahineinmischen möchten, und sie bat den Herrn, ihr Herz von Anfang an von alle dem zu reinigen, was nicht allein aus Liebe zu Ihm oder dem Wunsch hervorginge, Sein Reich auf Erden bauen zu helfen.

Und das ist wirklich bei aller Arbeit ihres Lebens das Merkmal gewesen und geblieben. Der Herr hatte dies aufrichtige Gebet Seiner Magd gehört, und weil Er sie so von allem Ehrgeiz und aller Selbstbefriedigung in Seinem Dienst gereinigt hat, hören wir aus ihren Aufzeichnungen nur sehr wenig von dem, was sie getan hat. Von ihren Kämpfen und ihrem Zukunftskommen ist sehr viel mehr die Rede, als von ihren Taten. Nur hin und wieder ein Dank dafür, daß sie dienen darf:

„Heut hörte ich zu meiner großen Freude und mit Dank gegen Gott, daß Er mein einsältiges Streben, Ihm zu dienen, gesegnet hat, indem Er eine arme Familie, der ich Gutes zu tun mich bestrebte, zurückgeführt hat zur Teilnahme am Gottesdienst. Der

Mann hatte seit Jahren „Seinen heiligen Tempel“ nicht mehr betreten. O möchte sein Herz wie das eines kleinen Kindes werden, und möchte die ganze Familie sich im Glauben zu Jesu Füßen legen!“

Aber auch in ihrem eigenen Leben wurde es ihr immer wieder wichtig, daß alles ein Dienst für Gott sein könne. Einmal hätte sie gern noch etwas länger geschlafen, als sie geweckt wurde, aber es war ihr, als ob eine Stimme in ihrem Herzen leise fragte: „Willst du nicht dies kleine Opfer für deinen Heiland bringen?“ Da war es ihr, als ob eine heiße Liebe in ihr aufwallte, und wenn es auch noch so wenig war, was sie tun konnte, es war doch selig, es für Ihn tun zu dürfen. — Auch die kleinen Leiden des täglichen Lebens lernte sie mehr und mehr als seligen Dienst für Ihn zu erdulden, der so viel für sie erduldet hatte.

Ihrer kleinen Nichte brachte sie schon frühzeitig Bibelwahrheiten bei; sie lehrte sie aus einem kleinen Katechismus, und es war ihr süß, wenn ihre kindlichen Lippen den Namen Jesu, ihres Heilands, aussprechen lernten.

Mit Freuden ergriff sie die sich ihr bietenden Gelegenheiten, von Jesus zu reden, und sie empfand es als seliges Vorrecht, eine unsterbliche Seele befehlen zu dürfen, wenn sie sich auch bewußt war, daß es nur Gnade sei, wenn ihre ach so schwachen Worte wirklich die Herzen erreichten.

Im Dezember 1861 war ihr eine Predigt eines Dr. Alexander besonders deswegen zum Segen, weil er von der Wichtigkeit einer Religion sprach, die sich nicht nur im inwendigen Leben, sondern auch in den Werken kund tun müsse, d. h. in den kleinsten Handlungen, die im Geist Gottes geschehen, und Gott verherrlichen, so daß sogar der Becher kalten Wassers, der in diesem Sinn gegeben sei, nicht unbelohnt bleiben solle. Sie sieht darin eine große Ermutigung, aber zugleich einen Vorwurf, da sie selbst noch so wenig tue, was in diesem Sinn „gut“ genannt werden könne. Die Jahreswende gab ihr Anlaß, sich zu fragen, wie sie ihre dahin eilende Jugend im Dienst Gottes verwertet habe, und ob ihr die Bedeutung der unsterblichen Seele, sowohl ihrer eigenen, als die ihrer Mitmenschen, schon wichtiger geworden sei, als alles irdische Erleben.

Ein großes Unglück, das im Bois de Boulogne anfangs des Jahres 1862 beim Schlittschuhlaufen eine Menge von 3000 Menschen dadurch dem Tode nahe brachte, daß das Eis unter ihnen brach, wobei viele wirklich ertranken, erschüttert sie tief, und der Gedanke, daß Hunderte ohne Vorbereitung hinübergegangen waren, läßt sie erbeben.

„O daß wir, die wir leben, daraus lernen möchten, uns bereiten zu lassen, um uns durch Gottes Erbarmen zur Buße und zum Leben bringen zu lassen!“

Der Gedanke, daß man etwas tun müsse, um die Seelen der Menschen zu retten, beschäftigt sie mehr und mehr. Es ist ihr eine süße Freude, *g e b e n* zu dürfen. Seine grenzenlose Güte ist es, die ihr diese Gnade schenkt, Not lindern zu können, aber größer als das war ihr doch der Dienst an den unsterblichen Seelen ihrer Mitmenschen.

Da war es ihr und der Schwester kostbar, daß im Mai 1862 der schon zwei Jahre früher gefaßte Plan zur Ausführung kam. Die Schwestern unternahmen es gemeinsam mit dem verehrten Seelsorger P. Meyer, eine *Schule* ins Leben zu rufen, um doch, wie Marie schreibt:

„etwas ganz Seringes anzufangen in unsrem Dienst für unsren geliebten HErrn.“

Im Juli schrieb sie dann:

„Unser Heiland hat uns veranlaßt, ein kleines Haus für die Schule zu mieten. Möchte Er dies Werk reichlich segnen und geben, daß es ausschließlich zu Seiner Ehre und für das wahre Heil vieler Seelen gereichen möchte!“

Aber auch während sie sich mit der Gründung dieser Schule beschäftigte, war es ihr wichtig, daß man dem HErrn auch dienen könne in den geringsten Dingen; sogar im Essen und Trinken können wir *G o t t e h r e n*.

„Warum warte ich immer auf etwas Großes, was ich tun möchte, um Ihn zu verherrlichen, da doch jeder Tag und jede Minute mir Gelegenheit gibt, *i r g e n d* etwas zu denken, zu reden oder zu tun, was Ihn preist, meinen großen barmherzigen HErrn, der alles *g e t a n* hat zu meiner Erlösung, und der noch fortwährend am Werk ist und verheißen hat, auch in Zukunft in mir das Werk auszuwirken, das Er in mir begonnen hat. „Ich bin Sein Werk, geschaffen in Christo Jesu zu guten Werken, die Er mir zuvor bereitet hat, daß ich darinnen wandeln soll!“

(Ephes. 2, 10.) — Wie gnädig hat unser Vater die Dinge geordnet (schreibt sie im Juni 1862), daß wir Ihm dienen, Ihn ehren und verherrlichen können auch in den kleinsten Handlungen unseres Lebens. Man braucht keine große Persönlichkeit zu sein, oder an der Spitze eines großen Werkes zu stehen, um Gott zu verherrlichen. Nein, sogar oft gerade im Gegenteil, die, welche in ihrer Stellung die Niedrigsten sind, im Rang und im Vermögen, die Unbedeutendsten verherrlichen ihn oft am meisten. Das ist ein großer Trost für uns alle, und besonders für mich, die ich so gern etwas tun möchte für Ihn, und nach großen Dingen ausschau. Gott selbst wird mir das Werk geben, das Er für mich bereitet hat, wenn ich erst selbst dafür bereitet sein werde. Für jetzt gibt Er mir tägliche Aufgaben in der Heiligung, die ich nicht gering achten sollte, da sie die allerschwersten für mich sind. Ach Herr, gib mir ein dankbares Herz, habe Mitleid mit meiner Schwachheit, Du weißt, daß ich nur Staub und Asche bin.“

Ein besonderer Dienst, den ihr treuer Seelsorger in diesem Sommer 1862 ihr zur ernststen Aufgabe machte, war ein ganz neues Gebetsleben, das Gebet ohne Unterlaß! P. Meyer besuchte sie in diesen Sommermonaten oft, und Gott segnete die Unterredungen mit ihrem lieben, treuen Seelsorger, der so offen mit ihr von ihren Gefahren sprach. Einmal sagte er ihr, sie solle doch nicht mit Gott handeln oder feilschen („marchander avec Dieu“), indem sie Ihm nur gerade so oder so viel ihrer Zeit, ihrer Gedanken, ihrer Liebe, ihrer Bestrebungen, ihrer Kraft gebe und nicht mehr, während sie doch von Ihm alles erwartete, und unzufrieden wäre, wenn sie nicht alles bekäme, was sie sich wünschte! P. Meyer bestand in diesen Unterredungen darauf, daß es eine über alles wichtige und tief notwendige Pflicht sei für eine Seele, die sich dem Dienst des Herrn geweiht habe, daß sie es lerne, was das heißt: Betet ohne Unterlaß! (1. Thess. 5, 17.) Marie schreibt:

„Ich fühle, daß dies die einzige Möglichkeit ist, bewahrt zu bleiben vor Sünde und Weltliebe und Gott in Wahrheit zu dienen. Ich habe meinem Pastor versprochen, heut damit anzufangen, beständig im Gebet zu bleiben, natürlich nicht immer auf den Knien, aber wo ich auch sei, oder womit immer ich beschäftigt sein mag, mir fortwährend der Gegenwart

meines Gottes bewußt zu bleiben, und in dem Zustand des Flehens vor Ihm zu verharren, um Kraft, bewahrt zu bleiben vor dem Argen, und um Hilfe, das Rechte zu tun. Ich fing an, als ich auf dem Heimweg war, diesen seligen Dienst zu üben, und versuchte weiter darin fortzufahren. Mein Vater, hilf mir, in diesem meinem neuen Versprechen treu zu bleiben, damit ich allezeit in dem Gedanken leben möge, daß Christus bei mir ist und mich leiten will auf allen meinen Wegen!"

Obgleich Marie so großen Segen aus dem, was ihr treuer Pastor ihr sagte, schöpfen durfte, findet sich wiederholt in jener Zeit eine Anmerkung, die es uns klar macht, daß der Mensch, das Werkzeug, mehr und mehr hinter dem Meister selbst zurückzutreten hatte. Elieser durfte für Isaak um Rebekka werben, aber nachdem er sie ihm zugeführt hatte, ist nicht wieder von dem Knecht die Rede. (1. Mose 24, 65.) Wenn man auch gewiß nie den Dank vergessen wird, der auch dem Brautwerber für seinen Dienst gebührt, so tritt doch auch ein Johannes zurück, wenn er die Seelen Jesu zugeführt hat: „Wer die Braut hat, der ist der Bräutigam, der Freund aber des Bräutigams stehet und höret Ihm zu und freuet sich hoch über des Bräutigams Stimme. Diese meine Freude ist nun erfüllt. Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“ (Joh. 3, 29. 30.) So war es wohl auch nur eine Freude für den treuen Seelsorger, zu sehen, daß sich die geistige Entwicklung dieser Tochter in Christo so normal vollzog, daß sehr bald, nachdem er sie dem „Bräutigam“ zugeführt hatte, er selbst von seinem Nimbus einbüßte und einige ihn betreffende Illusionen zerstört wurden, weil er eben auch nur ein irrender Mensch war. Manche Seelen klammern sich viel zu lange an den Menschen, der ihnen den größten, seligsten Dienst tun durfte, und verlangen und erwarten von diesem Knecht, daß er so völlig wie der Meister sei, daß der geringste Schatten sie dann enttäuscht, ja, fast irre machen kann. Dann tritt der Seelsorger nicht nur zwischen die Seele und den Herrn, ja, er kann zum Anstoß und Ärgernis für dieselbe Seele werden, der er vorher helfen durfte. Es ist darum sehr wichtig, daß bei aller Dankbarkeit doch keine Gebundenheit an die Kreatur das Wachstum des inwendigen Menschen aufhält und an die vergängliche Erde kettet. In irgend einer Predigt sprach der Pastor über einen ihr heiligen Gegenstand in einer etwas weniger ehrfürchtigen Weise, als

sie von ihm erwartet hatte. Das enttäuschte Marie schmerzlich, aber sie versteht, daß es Gott so gefügt hat:

„Gott läßt das zu unserem Besten zu! Wir hielten schließlich zu hoch von ihm und dachten mehr an das Geschöpf, als an den Schöpfer und unsren Heiland. Jesus, Du allein kannst Dich nicht und niemals ändern, kannst nie einen Fehler begehen, so daß wir anbetend und bewundernd zu Dir ausblicken können, ohne daß der geringste Schatten von Deiner Seite dazwischen treten könnte, ohne daß wir je auch nur im entferntesten enttäuscht würden, wenn wir Deine unendliche Vollkommenheit betrachten!“

Es ist vielleicht dieser Erfahrung in ihrer eigenen geistlichen Entwicklung zuzuschreiben, daß sie im späteren gesegneten Dienst an unssterblichen Seelen doch nie ihre eigene Person in den Vordergrund gestellt hat, und niemals versuchte, die Seelen, die sie für Christum gewann, irgendwie an sich selbst zu fesseln. Sie war darin eine der lautersten Dienerinnen ihres göttlichen Meisters, eine der wenigen, die nie das Ihre suchte (Phil. 2, 21), und wird darin jedem, der mit ihr in Berührung kam, vorbildlich bleiben!

Die selbstverleugnende Arbeit des deutschen Geistlichen an der Billeterie-Kirche, der dort zu jener Zeit die Missionsarbeit an den Deutschen in Paris tat, war ihr deshalb auch ein lehrreiches Vorbild; sie schreibt über diese sie sehr interessierende Arbeit, für die sowohl ihre Schwester, wie auch sie selbst ja schon lange mit ihren Mitteln und mit ihren Herzen eingetreten waren:

„Wenn ich doch so hingegeben an den Dienst meines Gottes sein könnte, solcher Selbstverleugnung für den Herrn fähig werden könnte, wie jener deutsche Pastor! Ich fühlte in dem Gottesdienst dort heut meine große Sündenlast und die wunderbare Liebe des Sohnes Gottes, der mich geliebet und Sich selbst für mich dahingegeben hat. Ach möchte ich es immer besser lernen, all meine Sünden, Ängste und Sorgen auf das mitfühlende Herz meines Heilands zu legen. Er allein kann meinen Glauben mehren und beleben, und Seine Liebe allein kann mich umgestalten, daß ich ein brauchbares Werkzeug für Ihn werde. Die Musik der Kirchenglocken flutet eben, während ich dies schreibe, zu mir herein und zieht mein Herz und meinen Geist himmelwärts. Es ist, als riefen sie mir zu: „Alle, die zu Jesus kommen, werden gerettet durch Seine Liebe.“

Und es war ihres Herzens Sehnen, daß sie mithelfen dürfte,

Seelen zu Ihm zu rufen. Marie mußte aber in ihrem Dienst schon damals etwas erfahren, was wohl jeder, der „für den HErrn Zebaoth eifern“ möchte, hin und wieder durchzumachen hat, eine Elias-Stimmung, wie er sie hatte, als er dort unter dem Wacholderbaum saß: „HErr, nimm nun meine Seele von mir.“ (1. Kön. 19, 4.) Wir finden in ihren Aufzeichnungen etwas ähnliches, wenn sie schreibt:

„O Gott, bewahre mich davor, dies jammervolle Leben noch lange fortsetzen zu müssen. Laß nicht wieder irgend etwas von der Welt oder der Sünde meines Herzens sich zwischen Dich und mich stellen. Lehre durch Deinen heiligen Geist mich beten, und offenbare Du selbst Dich mir stets von neuem in Deiner unendlichen Geduld!“

Und wie dem Elias der Engel erschien, ihn zu stärken vor der langen Reise, die er vorhatte, um auf dem Horeb Gott selbst zu begegnen, so durfte Marie nach solcher bedrückten Stimmung vor ihrem Abschied von Paris noch einmal eine Erquickung haben in einem seelsorgerlichen Gespräch mit ihrem lieben Pastor Meyer. Nach dieser Aussprache aber schreibt sie:

„Noch mehr als das Gespräch mit ihm erquickte mich die Gemeinschaft mit Gott, die ich empfand, als ich nach Hause ging. Denn so sehr ich auch zu meinem Seelsorger aufblide, da ist stets ein Verlangen in mir bei jedem Zusammensein mit ihm: ‚ach, daß ich mehr von meinem Heiland bei ihm fände!‘“ Das enttäuscht mich immer ein wenig, aber es weckt in mir um so mehr Hunger und Durst nach einem tieferen lebendigeren Strom des Lebens, der Heiligkeit, der Glückseligkeit. Ich glaube, das ist gerade das rechte Gefühl. Denn wenn ich alles, was ich suche, in meinem Pastor fände, würde ich die Kreatur vergöttern und meinem Gott den zweiten Platz einräumen. Aber, nein, gelobt sei Er, das wird Er nie zugeben! Er braucht das Geschöpf, um Seelen zu Ihm zu führen, aber Er wird ihnen nicht erlauben, Seinen Platz auszufüllen, noch der Seele jemals volle Befriedigung zu geben in der mageren Speise menschlicher Gemeinschaft. So zog mich der HErr auch diesmal näher an Sein Herz. Ich ging zu Pastor Meyer, weil ich mich so leer fühlte und so bedrückt, was ich nicht von mir werfen konnte. Und ich kehrte zurück in der süßen, seligen Gewißheit einer zu tiefen Frieden gebachten Gemeinschaft der Seele mit meinem Heiland selbst. Nicht der Mensch, nur Er selbst hatte das wirken können. „Gott der da

reich ist an Barmherzigkeit durch Seine große Liebe, damit Er uns geliebet hat, da wir tot waren in Sünden, hat uns samt Christo lebendig gemacht, denn aus Gnade seid ihr selig worden' (Ephes. 2, 4. 5). Er wird mich in Seiner Hut behalten und mich lehren, zu wandeln nach Seinem Wohlgefallen.“

„Ich bin worden in Seinen Augen wie Eine, die Frieden gefunden hat.“ (Hohel. 8, 10.) So zog es leise durch ihre Seele, als sie nach diesem tief gesegneten Zeitabschnitt Paris verließ, wo sie nicht nur den Anschluß an die Kirche endlich vollzogen, sondern auch in ihrem inwendigen Erleben etwas so ganz Neues erfahren hatte, und wo sie sich bewußt dem Heiland, der sie erkaufte mit Seinem Blut, zu seligem Dienst geweiht hatte.

Nach kurzer Abwesenheit in England für wenige Tage nach Paris zurückkehrend, sah sie bei dem Geburtstagsfest ihrer Freundin, der Prinzessin Luise von Holstein, vor der endgültigen Abreise nach Homburg den teuren Pastor Meyer wieder, der ihr noch einmal ernstlich warnend von der Gefahr sprach, der sie sich aussetzen würde, wenn sie ihrer Seele die geistliche Nahrung entzöge, und sie beschwor, viel und oft zu beten. Sie bat selbst Gott, daß Er sie befähigen möge, ernstlich und beständig im Gebet zu bleiben. Dann besuchten sie zum letztenmal die Mittwochsstunde, die ihnen so oft zum Segen geworden war, und der Pastor befahl sie im Gebet namentlich der immer gegenwärtigen Nähe Jesu an!

Über die große Wichtigkeit des Gebets ohne Unterlaß finden wir in den Aufzeichnungen der nächsten Wochen in Homburg, wohin die Mutter mit ihren drei Töchtern Blanche, Josephine und Marie Anfang August 1862 übersiedelte, noch einige kostbare Betrachtungen, die wir nicht verlieren möchten.

„Gott selbst möge mir helfen, viel und oft zu beten, denn nur so kann ich Ihn im Herzen behalten. Ich möchte Ihm nicht, von ferne nachfolgen, worvor Pastor Meyer uns beim Abschied so ernstlich warnte. Christus ist uns alles, ja wirklich alles, was wir brauchen und uns wünschen können. — Es ist so wichtig, immer im Gebet zu bleiben, denn nur so kann ich ständig in der Gemeinschaft meines geliebten Heilands bleiben. Er vergißt meiner

niemals auch nur einen Augenblick. Wir sind auf der Reise nach der Stadt, die Er uns zubereitet hat, da geht es durch die Wüste dieser Welt, aber das Ziel dürfen wir auf unsrer Pilgerschaft nie aus den Augen verlieren. Heiland, erbarme Dich über Dein armes Kind, daß es sich immer bewußt bleibe, hier in der Welt nur ein Fremdling zu sein. Führe Du mich Schritt für Schritt heim an Deiner Hand! — „Ihr habt nichts in die Welt gebracht, und ihr werdet auch nichts mit euch hinausnehmen!“ Wenn wir das doch immer im Gedächtnis behielten, dann würden wir nicht so viel Schätze für uns selbst aufhäufen, die doch vergehen. „Vergänglichkeit“, das ist die Inschrift, die alles hier unten an der Stirn trägt, darum will ich mich täglich von neuem Gott zum Eigentum weihen, und dann jeden Augenblick des Tages als Ihm geweiht betrachten, keinen Moment vergeuden im Selbstleben; nur so nimmt die Ewigkeit Besitz von unsrer Zeit. — „Wenn wir nicht glauben, so bleibt Er doch treu!“ Ungeachtet unsrer jammervollen armen Erdenennatur bleibt Er doch unwandelbar der Treue, die Quelle des Lebens. Aus dieser Quelle mich satt zu trinken, genügt es mir nicht, eine Stunde des Morgens Ihm zu weihen. Meine Liebe verlangt nach ununterbrochener Gemeinschaft mit Ihm. Ich muß mehr beten, wirklich unaufhörlich beten, tagsüber mit Gott und von Ihm reden, für Ihn wirken, an Ihn denken, auch die Dämmerstunde kann ich stets zum Gebet auf den Knien auskaufen oder zum stillen Herzensumgang mit Ihm! O Vater, gib mir die Gnade, daß es mir gelinge, ganz und ungeteilt für Dich zu leben! — Eins ist not! Heiland, außer diesem Einen gibt es kein Glück für mich, und doch ist es unmöglich, es festzuhalten in eigener Kraft. Vergib mir meine große Untreue in vergangenen Zeiten und befähige mich, das Eine, das not ist, immer fester zu ergreifen und zu halten!“

„Heut schenkte mir der Herr im Gebet in Seiner liebevollen Barmherzigkeit und Güte, daß ich eine solche Liebe zu Ihm im Herzen spürte, daß mir das Gebet zur Seligkeit wurde. Ach, wenn es doch immer so sein könnte. Aber ich denke, solche Gefühle sind eine Gnadengabe, die uns antreiben sollen, uns noch enger an Ihn anzuschließen und noch näher in Seinen Fußstapfen zu wandeln. Das wahre Herzensgebet bringt uns Ihm so nahe! — Immer wieder klingt es mir im Herzen: Betet ohne Unterlaß! Das ist der einzige Weg, auf dem wir im Kampf des Glaubens vorwärtstommen und in der Gnade und Erkenntnis wachsen können. — O, daß ich ein

Herz hätte, Gott wahrhaft zu lieben, dann könnte ich, *l a u f e n* den Weg Deiner Gebote!“ (Ps. 119, 32). Ich hoffe allein auf Dich. Sei Du mir nahe, daß ich Dir nahen könne in jedem Augenblick, mein Meister und mein Herr! „Du hast meine Seele vom Tode errettet“, willst Du nicht auch meinen Fuß vor dem Gleiten bewahren! Du hast das gute Werk in mir angefangen, Du wirst es auch zur Vollendung bringen, wie stark und mächtig auch die Widerstände in meiner eignen Unvollkommenheit sein mögen. Du, Gott, wirkst unabhängig von uns Menschen!“

Gott bereitete Sein Kind immer tiefer zu, ein Ihm wohlgefälliges Opfer zu werden; dazu brauchte Er auch allerlei kleine körperliche *L e i d e n*, die ihr, die fast immer gesund gewesen, etwas ganz Ungewohntes waren, aber sie versteht, daß sie Ihm dafür danken sollte, als für einen Beweis, daß Er ihrer in Liebe gedachte.

„Laß es ausrichten, Vater, zu meiner Heiligung, was Du mir sendest, und lehre mich nicht zu murren oder zu klagen oder zu seufzen, sondern dankbar zu sein in allen Dingen!“

So erfuhr sie in all den verschiedenen Dienstaufträgen ihres Gottes auch dies, was Paulus erfahren hat: „Laß dir an Meiner Gnade genügen, denn Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“ (2. Kor. 12, 9), und das ist doch schließlich das einzige, was uns dazu befähigt, „daß wir, erlöst aus der Hand unsrer Feinde, Ihm dienen ohne Furcht unser Leben lang!“ (Luk. 1, 74.)





XV.

„Ich führe dich!“

1862—1864.

Gott schließt der Zukunft Tore auf,
Und ich bin froh!
Wär's andern Händen anvertraut,
Gar auf mich selbst mein Glück gebaut,
Es wär nicht so!

Ich weiß nicht, was Er für mich plant,
Eins ist mein Heil:
Mein ist Sein unumstößlich Wort,
Er ist mein Vater, Freund und Hort,
Mein köstlich Teil.

Als ihr Seelsorger Marie sagte, daß es ihr schwer würde, wenn Gott ihr nicht alle ihre Wünsche gewährte, hatte er den Finger auf einen wunden Punkt gelegt. Es war in ihrem Herzen neben dem Sehnen, Gott zu dienen und Ihm allein zu gefallen, auch ein Sehnen nach irdischem Glück. Sie hatte einen beständigen Kampf gegen dieses Gefühl, aber immer wieder schimmert es durch, auch bei scheinbar geringfügigen Anlässen, wie dem Verlust eines geliebten Vögelchens, oder dem größeren Verlust eines edlen Pferdes, das sie auf manchem Morgenritt getragen hatte und ihr der Gefährte vieler froher Stunden gewesen war. Es wurde von Lautenbach nach Paris gebracht, ehe sie selbst dahin folgte. Sie stand früh morgens auf, um zärtlichen Abschied von ihrer geliebten kleinen „Miß Josie“ zu nehmen, aber dann bekam sie die Kunde, daß es beim Beschlagen wild geworden, sich den Fuß gebrochen hatte und erschossen werden mußte, und traurig klagt sie:

„Darf ich denn nie mein Herz an ein Geschöpf hängen, darf ich nie einen Liebling haben!“

Ein ander Mal seufzt sie:

„Warum genügt mir nicht die unendliche Liebe meines Heilands, aber so unrecht das auch sein mag, das menschliche Herz möchte einen sichtbaren, einen menschlichen Gegenstand seiner Zuneigung haben. Jeden Tag gibt mein Heiland mir Beweise Seiner unwandelbaren Liebe, und doch sehnt mein Herz sich immer noch nach der unvollkommenen, wechselnden, selbsttischen Liebe eines

menschlichen Herzens. Ach, Heiland, stille dieses rastlose, friede-
lose Gefühl und verleihe mir Deinen Frieden!“

Das war allerdings lange, ehe sie diesen Frieden gefunden hatte im Blut des Lammes. Etwas später wurde es ihr zur ernststen Warnung, daß Lot, weil er irdischen Vorteil in Sodom gesucht hatte, schließlich nur ganz allein errettet wurde. Sein Weib wurde zum warnenden Beispiel, weil sie nach dem zurückblickte, was sie verlassen hatte, und auch er konnte nichts von dem, was er erworben, mitnehmen.

Wie ernst ist das, eine Mahnung auch für mich, nicht irdische Wünsche zu hegen, während ich mich nach dem Höchsten ausstrecke. Und doch empfinde ich oft etwas wie Sehnsucht nach irdischen Dingen. Wie furchtbar wäre es, sein ewiges Heil vielleicht zu zerstören, weil man einem irdischen Glück nachjagte!“

Wohl ein Jahr später findet sich folgende diesbezügliche Überlegung:

„Wir scheinen Glück und Zufriedenheit hier unten als unser gutes Recht in Anspruch nehmen zu dürfen, und sind geneigt, mit Gott zu streiten, wenn Er in Seiner Weisheit es für gut hält, uns etwas zu versagen oder aus dem Wege zu räumen, was wir für erstrebenswert hielten. Wie undankbar und unvernünftig ist doch solch ein Benehmen von uns. Es ist alles unverdiente Gnade, was Er uns gibt, wie dürfen wir uns denn beklagen, wenn Er etwas versagt, was wir uns wünschen.“

Dann vergeht lange Zeit, ohne daß etwas in den Aufzeichnungen uns auf dieses Gebiet führt. Erst im Sommer 1862 wieder lesen wir:

„Ich fühle mich manchmal in der Gefahr, dem Willen Gottes ein ‚Warum?‘ entgegenzusetzen, obgleich ich weiß, daß mich das nur unglücklicher macht. Der Welt habe ich entsagt, wenn nun auch Gott sich verbirgt, weiß ich nicht, wohin mich wenden. Er weiß natürlich viel besser, was das wahre Glück für mich sein wird, und was dies Glück zerstören könnte. Vor Seinen Augen liegt meine ganze Zukunft wie ein aufgeschlagenes Buch, ganz erschlossen und durchsichtig. Soll ich Ihm da nicht vertrauen, wenn mir auch manches in der Gegenwart dunkel erscheint. Alles, wie Er es ordnet, wird sicher zu meinem Besten sein. O wenn ich doch Ihm nur gebeugter wäre und keinen Willen mehr kennen möchte, als nur den Seinen.“

Eine ihr nahe stehende alte Dame war gestorben, der sie hin und wieder eine Freundlichkeit erwiesen hatte, und sie

macht sich Vorwürfe, daß sie nicht treuer, nicht täglich für sie gebetet habe. Dieser ihr schmerzliche Todesfall läßt sie klagen:

„So geht ein Freund nach dem anderen dahin. Da ist kein Herzensband auf Erden möglich, das nicht auch sein Ende fände. Ach, wenn wir es doch lernten, unser Herz nicht an die Kreatur zu binden, und allein nach dem trachteten, das droben ist. Das würde unser eigenes Glück verbürgen. Wenn wir aber unser Herz an einen irdischen Gegenstand hängen, wird entweder unsre Liebe getäuscht oder nicht erwidert, oder man wird getrennt, entweder dadurch, daß Gott eine Wand dazwischen schiebt, so daß man sich nicht mehr sehen kann, oder indem Er das, was wir lieben, ganz von der Erde wegnimmt, und wir bleiben zurück mit der traurigen Erinnerung an das, was gewesen. — Wenn wir es nur lernten, jedweden Wunsch und jede Sorge und alles Quälen ganz aufzugeben und auf Ihn zu werfen und Seiner Liebe zu vertrauen, daß sie das Beste über uns beschlossen hat!“

Etwas später kann sie bekennen, daß Gott sie Schritt für Schritt lehrt, ihren Willen ganz in Seinen Willen zu geben.

„Ich fange an, zu denken, daß ich meinen Herzenswunsch, glücklich verheiratet zu sein und ein eigenes Heim zu besitzen, aufgeben könnte, wenn es Gottes Wille so wäre. Es würde mir ein schweres Opfer sein, und ich hoffe noch, daß Gott es nicht von mir fordern wird.“

Ihre geliebte Freundin Binnie, mit der sie eine mehrjährige treue Freundschaft verband und deren Bekehrung ihr eine Gebetserhörung gewesen war, hatte sich inzwischen auch verheiratet, wie manche ihrer Pariser Freundinnen. Da lag es vielleicht nahe, wenn sie auch für das Glück dieser Freundinnen neidlos beten konnte, daß der Gedanke an ihr junges Eheglück auch in ihr den Wunsch rege machte, selbst verheiratet zu sein, aber ihr erstes Anliegen war doch immer dies, daß Gott ihr selbst einen Gatten nach Seiner Wahl geben möchte, damit sie auch darin vor der Welt sich als Seine demütige und gehorsame Jüngerin zeigen könne.

Im September 1862 finden wir folgende Aufzeichnung:

„Kein irdischer Freund kann Ihm verglichen werden, der unser bester, unser einziger Freund sein will. Und wenn wir, was so oft geschieht, in irgend welcher irdischen Freundschaft oder in still gehegten Plänen und Wünschen oder im Vertrauen auf Menschenliebe enttäuscht werden, dann dürfen wir mit um so größerer Liebe und um so tieferem Vertrauen zu Dir kommen

und versichert sein, daß Du uns nie enttäuschen kannst. Welch ein Trost ist es, zu wissen, daß Gottes Liebe unwandelbar ist, der Fels der Ewigkeiten!“

So hatte der treue Vater Sein Kind auch auf diesem Gebiet der irdischen Wünsche langsam gelöst von eigenen Zielen und sie dahin gebracht, daß sie sich auch in dieser Beziehung ganz und willenlos Seinem Leiten überließ. Der Weg, den Er sie führen wollte, war wohl ein anderer, als sie in ihrer jugendlichen Phantasie es sich zurecht gelegt hatte. Der Mann, der ihr von Gott bestimmt war, hätte ihr Vater sein können.

Im Jahr 1857 schon hatte Marie die Prinzessin Luise von Holstein kennen gelernt und zugleich deren Bruder, den Prinzen Friedrich von Holstein; eine herzliche Freundschaft verband sie mit der Prinzess. Damals erwähnte sie in ihrem Tagebuch auch den „schönen alten Herrn“, der sich so gern und liebenswürdig mit ihr unterhielt, — den Vater dieser beiden, den **P r i n z e n F r i e d r i c h v o n S c h l e s w i g - H o l s t e i n**. So war es also eine alte Bekanntschaft, die nach dem Tode der Gattin des Prinzen zu einer nahen Freundschaft führen sollte. Diese Freundschaft war gegründet auf dem Boden gleicher Glaubensanschauungen. In den Aufzeichnungen der Tagebücher werden diese sich anbahnenden Beziehungen nur sehr vorübergehend erwähnt. Einmal im Mai 1860 heißt es:

„Wir gingen nach der Kirche mit den Holsteins nach Hause. Leider kamen wir in der Unterhaltung auf weltliche Gegenstände zu sprechen, was mir so leid tat. Warum kann man nicht lieber von Gott reden und dem, was Er uns ist. Sollte Er nicht unsre Gedanken und Gespräche allein erfüllen an Seinem heiligen Tage?“

Das nächste Mal erwähnt sie den Prinzen selbst, im Sommer 1862, bei Gelegenheit der Gründung jener Schule, von der schon die Rede war:

„Unser Heiland hat unseren gütigen Freund, den Prinzen von Holstein veranlaßt, sich mit für unsre Schule zu interessieren, und er versprach uns mit bei der Gründung derselben zu helfen.“

Endlich findet sich noch ein Hinweis auf diese Beziehung bei der schon erwähnten Geburtstagsfeier der Prinzessin Luise Ende Juli, derentwegen Marie aus England zu dem bestimmten Tage zurückkam, um in St. Germain mit den Gästen der Holsteins den Tag zu feiern. Dort war auch der ihnen gemeinsam nahestehende Pastor Meyer eingeladen, und es scheint, daß es

kein weltliches Fest war, sondern mehr eine stille und ernste Familienfeier.

So waren sich die Freunde auf dem Grunde des selben Glaubens und der gleichen ernstesten Bestrebungen nahe getreten. Der Prinz hatte früher mit der Tochter oft und häufig im Hause der Exzellenz v. Wächter verkehrt, wo die Prinzess Luise und Marie zusammen Klavier und Harmonium spielten. Zuerst war es das gleiche Interesse an der Musik, dann an Wohltätigkeitsbestrebungen gewesen, das sie zusammenführte. Schließlich besuchten sie die gleichen Gottesdienste, wurden vom gleichen Seelsorger beeinflusst, der beiden Häusern freundschaftlich nahe stand, unterstützten gemeinsam die von diesem geplante Missionschule, das alles waren die Fäden, die Gott selbst angesponnen hatte, und die schließlich zu einer Verbindung zwischen diesen beiden im Alter so ungleichen Menschen führen sollten. Maries Schwester Josephine nannte in ihren Angaben über diese Zeit den Prinzen Friedrich einen „entschieden gläubigen Mann“.

Im September 1862 waren Marie und ihre Mutter im englischen Seebade Scarborough, zusammen mit dem Bruder David, dem Prinzen von Holstein und dessen Sohn und Tochter. Hier war es, wo sie von den still gehegten Wünschen und Plänen schrieb, die sie dem Herrn zum Opfer brachte. Hier schrieb sie am 14. September die letzte Aufzeichnung in ihr Tagebuch, ehe eine mehrjährige Pause eintrat:

„Wenn ich mir nun klar mache, wozu ich eigentlich diese Tagebücher führen wollte, so war es der Gedanke, daß sie mir alle meine Sünden und all mein Zukunftskommen aufdecken sollten, und nun scheint es mir, als hätte ich in letzter Zeit zu wenig von dem aufgeschrieben, was ich verkehrt gemacht habe! Vielleicht hat Gott mich doch durch einen kleinen Fortschritt in der Heiligung gesegnet. Damit ich nun nicht nachlasse, mich selbst zu prüfen, will ich noch einmal Fragen aufschreiben, die mir dabei helfen sollen, mich unter steter Selbstprüfung zu erhalten. (Sie beantwortete diese Fragen dann aber nicht mehr wie bisher in schriftlichen Bekenntnissen, sondern wohl in täglicher Gebetsprüfung vor Gottes Angesicht.)

1. Bin ich mit dem Gedanken an Gott aufgewacht, und bin ich aufgestanden mit einem Dank für Seine unaussprechliche Güte?

2. Wie habe ich gebetet, habe ich meine volle Stunde für die stille Morgenwache gehabt? Wie war es mit der Familienandacht?

3. Habe ich auch wieder in ernster Aufrichtigkeit mich Gott geweiht?

4. Bin ich rechtzeitig aufgestanden, habe ich die Trägheit überwunden?

5. Habe ich versucht, alles zu Gottes Ehre und mit Fleiß zu tun?

6. Habe ich die Zeit ausgekauft, wie viel davon habe ich vergeudet?

7. Habe ich Gottes Hand erkannt in allem, was ich heute erlebte, in allen Gnadengaben: Gesundheit, frohem Sinn, Nahrung und Kleidung und allen mir erwiesenen Freundlichkeiten?

8. Habe ich Gottes Hand auch in meinen Betrübnißn gesehen, in den kleinen Prüfungen und Ärgerlichkeiten und Enttäuschungen?

9. Bin ich in Versuchung und Sünde irgend welcher Art gefallen?

10. Bin ich Christo als meinem Vorbild und Lehrer Schritt für Schritt nachgefolgt?

11. Habe ich mich an Tod und Gericht und Ewigkeit erinnern lassen?

12. Habe ich die Bibel nicht nur gelesen, sondern auch mein Bibelwort im Gedächtnis behalten? Habe ich meine Zunge und meine Gedanken im Zaum gehalten?

13. Habe ich Gott über alles geliebt, und meinen Nächsten als mich selbst? Habe ich versucht, Gutes zu tun und besser zu werden?

14. Habe ich mich selbst zum Opfer gegeben, mich selbst verleugnet, bin ich geduldig, freundlich, barmherzig und demütig gewesen?

15. Hat sich Eitelkeit in mir geregt, habe ich mich selbst für besser gehalten als andere?

Jesus, mein Heiland, steht heut wie alle Tage vor mir und sagt zu mir: „Bitte, was Ich dir geben soll!“ Und ich bitte Ihn in aller Demut um Aufrichtigkeit in Seiner Nachfolge und um himmlische Weisheit, Ihn recht nachzufolgen. — Warum sich um die Zukunft sorgen. Ich will sie Ihm völlig überlassen!“

Mit diesen Selbstprüfungsfragen und das Herz voll heiliger Sorglosigkeit in Bezug auf ihre Zukunft, einer Sorglosigkeit, die sie in schwerem Ringen sich hatte schenken lassen, ging sie nun hinein in die Zeit, über der ein Schleier des Geheimnisses für uns liegen bleiben muß. Ob sie in den beiden folgenden Jahren keine Tagebuchaufzeichnungen gemacht hat, oder ob

dieselben von ihr vernichtet wurden, ist nicht bekannt. Jedenfalls haben wir kein Zeugnis von ihr in Händen, das uns einen Blick hineintun lassen könnte in das, was sie innerlich in dieser Zeit erlebte.

Aus den Angaben ihrer Schwester Josephine und aus später in Tagebüchern erwähnten Erinnerungen an diese Zeit können wir nur soviel sagen, daß der Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein sich in den nächsten zwei Jahren um die Hand unserer Marie beworben hat. Er besuchte die Familie Wächter wohl schon in diesem Herbst 1862 in Lautenbach mit seiner Tochter, und auf einer Reise nach Italien, die schon vor zwei Jahren geplant gewesen war, die aber nun erst zur Ausführung kam, gehörten außer Marie und ihren Verwandten auch der Prinz Friedrich mit seiner Tochter zu der Reisegesellschaft. Bei ihrer Hochzeitsreise mit diesem erwähnt sie später, daß sie wieder in Rom in ihrem alten lieben Hotel de Russie nahe an der Porta del Popolo abgestiegen seien und dort dieselben Zimmer gehabt haben, wie vor zwei Jahren, was ihr solch ein Heimatgefühl gegeben habe. Sie erinnert sich dann an die große liebe Reisegesellschaft, die sie damals gewesen wären, wogegen sie jetzt nur zu zweien seien; es wollte sie fast eine Sehnsucht nach ihren Lieben beschleichen, als sie hier so lebhaft an jene schöne Zeit in Rom erinnert wurde. Bei einem viel späteren Besuch in Neapel erinnert sie sich, daß sie schon früher zweimal, 1862 und 1864, beidemale „mit dem lieben Fritz hier angekommen“ sei. So scheint der Prinz schon bei dieser Reise 1862 eine Art Führerschaft übernommen zu haben.

In ihrem Reisetagebuch 1865 findet sich am 25. März die Notiz:

„Heut vor 2 Jahren (also 1863) waren wir in Nizza, Mutter, Luise und ich, und machten eine schöne Fahrt nach Villafranca. Fritz begleitete uns nicht. Am 26. März reisten wir nach Paris, das wir am 27. erreichten. Sonnabend ging ich mit Josephine zu dem Verkauf, und der nächste Tag war der Palmsonntag.“

Eine andere Notiz in diesem Buch erwähnt einen weiteren Besuch in Scarborough, wohl im Herbst 1863. — Das sind die kurzen Brocken an Erinnerungen aus ihrer eigenen Feder, die sich eingestreut finden in späteren Aufzeichnungen. Also

scheint es, daß die italienische Reise, die im Winter 1862 begonnen hatte, im März 1863 endete und daß „Fritz“ und seine Tochter Luise die ganze Zeit über ihre Reisegefährten gewesen waren.

Um uns den Prinzen selbst etwas vor Augen stellen zu können, müssen wir uns nach anderen Quellen umsehen, außer dem wenigen, was von Marie selbst über ihn gesagt worden ist.

Der Prinz Friedrich Emil August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg war am 23. August 1800 geboren, er war also 37 Jahre älter als Marie. Er war der zweite Sohn des Herzogs Friedrich Christian aus seiner Ehe mit der Prinzessin Luise von Dänemark. Seine Großmutter war die Königin Karoline Mathilde von Dänemark gewesen, von der er eine kleine mit Brillanten besetzte Uhr geerbt hatte, die er seiner Braut als Hochzeitsgeschenk gab. Sein älterer Bruder war der Herzog Christian Karl Friedrich der, 1798 geboren, am 11. März 1869 starb.

Im Jahre 1848 war es zu dem bekannten Erbfolgestreit um die Herzogtümer gekommen. Im 16. Jahrhundert war ein jüngerer Sohn des Dänenkönigs Herzog von Schleswig-Holstein geworden. Seitdem standen die Herzogtümer unter dänischer Oberhoheit. 1815 aber war Holstein dem Deutschen Bund beigetreten, während Schleswig bei Dänemark verblieb, obgleich der südliche Teil Schleswigs durchaus deutsch war. — Als Christian VIII. starb, dessen beide Söhne schon betagt und ohne Erben waren, wurde die Frage zum Streitpunkt, wer später die Erbschaft antreten würde. Nach dänischem Recht mußte die weibliche Linie des älteren, oldenburgischen Geschlechts erben, in Holstein aber nach deutschem Recht die jüngere, männliche Linie, nämlich die Herzöge von Augustenburg. Die Dänen wollten Schleswig dänisch machen und Holstein sich selbst überlassen. Die Deutschen wollten, daß die Herzogtümer ungeteilt bleiben sollten, „up ewig ungedeelt“. Die holsteinischen Stände baten bei dem Deutschen Bund um Hilfe; so wurde es eine Frage des Deutschtums. Holstein wollte deutsch bleiben und sich von Schleswig nicht trennen. Der Deutsche Bund sagte seine Hilfe zu, und so kam es 1848—1849 zu dem schleswig-holsteinischen Befreiungskrieg.

Der König Christian VIII., der Schwager des Herzogs, starb

im Januar 1848, sein Nachfolger war Friedrich VII. Man forderte ihn auf, den Herzogtümern eine gemeinsame Verfassung zu geben und Schleswig wie Holstein gleichfalls dem Deutschen Bund beitreten zu lassen. Der König gestand den Holsteinern alles zu, wollte aber in Schleswig, das er für Dänemark in Anspruch nahm, die deutsche Sprache ganz vertilgen. Da trat in Kiel am 24. März eine provisorische Regierung der Herzogtümer zusammen, an deren Spitze der Prinz Friedrich mit fünf bewährten Männern trat. „Der Krieg hat begonnen, der Däne rückt an des Vaterlandes Grenzen“, rief ein Tagesbefehl des Prinzen Friedrich als Oberbefehlshaber den Soldaten zu, und aus allen Gauen der deutschen Lande eilten Freiwillige der gefährdeten Nordmark zu Hilfe.*)

Mit den preußischen Truppen, die unter dem Grafen Wrangel ihm zur Verfügung gestellt wurden, waren auch zwei Grafen Waldersee zu diesem Befreiungskampf kommandiert, der spätere Kriegsminister Graf Friedrich und sein ältester Sohn Graf Gustav.***) Letzterer focht als junger 22jähriger Offizier direkt unter dem Prinzen Friedrich, da er dem Freikorps der Bracklower Jäger als Führer zugeteilt wurde. Diese Truppe bildete gewissermaßen eine Leibgarde des Prinzen. So trat der junge Graf Waldersee in ein persönliches Verhältnis zu seinem hohen Chef, dessen Äußeres ihm gleich bei seiner Vorstellung, als der Prinz den kampflustigen, jungen Offizier scharf fixierte, Vertrauen eingeflößt hatte. In den Tagebüchern dieses Untergebenen des Prinzen fand sich eine Schilderung der Person des Prinzen Friedrich, die hier ihren Platz finden soll:

„Eine stattliche, große Figur, lebhafte und durchdringend blickende Augen, eine hohe Stirn, eine Adlernase und ein mächtiger weißer Bart gaben ihm ein ehrwürdiges, Ehrfurcht gebietendes Ansehen.“ (Dem 22jährigen erschien der 48jährige hohe Vorgesetzte offenbar schon wie ein alter Mann, der ja wirklich nur wenige Jahre jünger war, wie sein eigener Vater!)

Nachdem sich die Truppen tapfer geschlagen hatten, wurde Anfang September leider ein Waffenstillstand abgeschlossen, bei dem auch das Bracklowsche Korps aufgelöst und seinem

*) Aus Schlossers „Neue Geschichte.“

**) Graf Gustav Waldersee ist der Vater der Verfasserin.

jungen Führer ein ehrenvoller Abschied bewilligt wurde. Die darauf bezüglichen Erlasse waren ungefähr die letzten, die der Prinz Friedrich von Holstein als kommandierender General unterzeichnet hat, da derselbe wenige Tage später das Kommando über die schleswig-holsteinische Armee niederlegte.

Der Krieg wurde 1849 nochmals erneuert, nahm aber trotz mehrfacher Siege der holsteinischen und preussischen Truppen keinen guten Ausgang. Im Juli 1850 berief Preußen seine Offiziere zurück, da „die schleswig-holsteinische Sache, wo nicht rettungslos verloren, so doch fürs erste ohne Aussicht auf eine glückliche Lösung, von allen Großmächten im Stich gelassen wurde und so auch Preußen sich veranlaßt sah, ihnen die gewährte Unterstützung zu entziehen“.*) Das war für hochdenkende Männer eine schwere Enttäuschung, vollends nachdem manche Offiziere, die sich der schleswig-holsteinischen Armee ganz angeschlossen hatten, nach Auflösung derselben „in Brasilien oder in der Fremdenlegion“ die Enttäuschung ihrer hochgespannten Hoffnungen fanden! *)

In dieser Zeit war es auch, wo 33 Männer, die an dem Aufstand beteiligt gewesen waren und ihn organisiert hatten, des Landes verwiesen wurden. Unter ihnen war Prinz Friedrich von Holstein, der fortan als Verbannter in Paris lebte.

Einer, der gleichfalls verbannt wurde, war der Erbprinz Friedrich, der am 6. Juli 1829 geboren war und als 19jähriger Prinz unter seinem Oheim gefochten hatte. Dieser Prinz trat nach dem Kriege in preussische Dienste ein. Als Major aus dem aktiven Dienst geschieden, lebte er in Dolzig in der Niederlausitz und ist der Vater des jetzigen Herzogs Ernst Günther und der Deutschen Kaiserin Auguste Viktoria, die am 22. Oktober 1858 in Dolzig geboren wurde. Der Erbprinz Friedrich legte später Protest ein gegen eine Verzichtleistung seines Vaters, kraft deren dieser nach dem Kriege für sich und seine Nachkommen zu Gunsten Dänemarks dem Erbfolgerecht entsagt hatte, und trat vor dem Tode seines Vaters, als der König Friedrich VII. von Dänemark ohne Erben starb, am 16. November 1863 als Friedrich VIII. die Regierung der Herzogtümer an, was dann den Anlaß zum Kriege 1864 gab, wonach dann die Herzogtümer, wie bekannt, Preußen einverleibt wurden.

*) Aus den Aufzeichnungen des Grafen Friedrich Waldersee.

Diese für sein geliebtes Vaterland so wichtigen Veränderungen sah Prinz Friedrich nur aus der Ferne mit an, während er, der durch all die schweren Enttäuschungen seines idealen Strebens innerlich zum Christen gereifte Mann sich anschickte, ein neues Ehebündnis zu schließen.

Wir kehren nach diesem Rückblick zurück zu unserer lieben Marie. Aus Aufzeichnungen ihrer Schwester Josephine ist uns aus diesen Jahren nur soviel bekannt, daß Marie sich schwer entschließen konnte, auf die Werbung des Prinzen einzugehen. Auch ihre Verwandten waren entschieden dagegen: sein Rang, sein Alter, seine Kinder, die im gleichen Alter oder älter wie Marie waren, das alles schienen Marias Mutter, ihren Schwestern und ihr selbst unübersteigliche Hindernisse.

Schließlich waren es aber seine Kinder selbst, die seine Fürsprecher bei Marie wurden, sowohl der Prinz Friedrich (der später bei seiner Verheiratung 1870 *) den Titel eines Grafen von Noer annahm**), wie auch Marias Freundin, die Prinzessin Luise,***) baten Marie, doch dem Werben ihres Vaters nachzugeben. Endlich entschloß sich Marie, die eine tiefe Verehrung für den Prinzen hatte, einzuwilligen, aber der Gedanke, ihm zur linken Hand angetraut zu werden, war ihr unüberwindlich. So brachte der Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein das Opfer, seiner Braut zuliebe auf Namen und Stand zu verzichten, und führte seit dem 28. September 1864 den ihm vom österreichischen Kaiser verliehenen Titel eines Fürsten von Noer, nach einem zu seinem Besitz gehörenden Dorf im preussischen Regierungsbezirk Schleswig. Am 29. September fand die Verlobung statt, und am 3. November 1864 vermählte er sich zu Paris mit Marie Esther Lee, die nun den ihm entsprechenden Titel einer Fürstin von Noer erhielt. Die Trauung vollzog der Pastor Meyer in der Kirche der Redemption, der beiden Verlobten seit vielen Jahren ein so treuer Seelsorger gewesen war.

*) Mit einem Fräulein Eisenblatt aus Venezuela.

**) Seine Töchter, Frau Gräfin Kermelite zu Rankau und die Frau Prinzessin Luise Handjéri Wlangali, standen bis zuletzt der Witwe ihres Großvaters töchterlich nahe, die ein großmütterliches Empfinden auch für deren Kinder stets bewahrte.

***) Prinzess Luise heiratete den älteren Prinzen Handjéri Wlangali und wurde die Schwiegermutter ihrer Nichte Luise Noer.



Fürst Friedrich von Hoër
1864



Fürstin Marie von Hoër
1864



XVI.

„Gottes Wege höher, denn eure Wege.“ Jes. 55, 9.
1864—1865 Agypten- und Palästina-Reise.

In dem Herzen Jesu, da ist Lieb für dich,
Liebe rein und heilig, Liebe ewiglich. —
Der kann fröhlich wandern hier durchs Pilgerland,
Der am Herzen Jesu seine Heimat fand!

Fontainebleau, 3. November 1864 (Donnerstag):

Mein Hochzeitstag! Ein höchst glücklicher und freudiger Tag, der nie vergessen werden wird. Ich hatte das Glück, von vielen meiner Lieben umgeben zu sein, deren Herzen mit dem meinigen schlugen. Der größte Schritt in meinem zeitlichen Leben ist getan. Möchte es zur Ehre Gottes und zum Besten meiner Mitmenschen sein. Was ich mir seit Jahren gewünscht, ist in Erfüllung gegangen: ich habe einen edlen, liebenden und ergebenen Gemahl. Einige Segensworte von Pastor Meyer haben mich zu einer verheirateten Frau gemacht, und meine Pflichten als solche werden, dessen bin ich gewiß, mir stets eine Freude sein. Gott gebe es! Nach unsrer doppelten Vermählung in der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten und in der Kirche der Redemption fuhren wir in unser Heim: Rue de Balzac 21, um einige Freunde zu empfangen.“

Dies ist der Anfang eines Reise-Tagebuches, auf dessen Umschlag auf silbernem Schild ein M. N. mit Fürstentkrone den neuen Namen der Besitzerin andeutet. Auf der ersten Seite des Buches findet sich in zarter, feiner Handschrift die Widmung, aus der wir sehen, wer die Geberin des Buches war. „Mit dem Wunsch, daß eine Reihe von glücklichen Tagen in diesem Buch aufgezeichnet werden möchten, meiner geliebten Mary von ihrer herzlichst ergebenen Louise. 2. Nov. 1864, 21 rue Balzac“. Es war also die Tochter des Fürsten, die der Braut ihres Vaters dieses Buch als Hochzeitsgeschenk gab.

Um 5 Uhr am Hochzeitstage reiste das neu vermählte Paar, — ungleich im Alter — der 64 Jahre alte Fürst und die

27jährige Braut, von Paris ab. Auf der Bahnstation zog es wie ein tiefes Abschiedsweh durch ihr Herz, als das Pfeifen der Lokomotive rücksichtslos zwischen die Abschiedsworte hinein tönte, die ihre Lieben ihr noch nachriefen, und sie fortgeführt wurde, so daß nach wenig Minuten nichts mehr von denen zu sehen war, die ihr bisher „Heimat“ gewesen waren.

„Fahr wohl, meine Mädchenzeit, fahr wohl, ihr glücklichen, sorglosen Stunden; andere Pflichten und Verantwortungsaufgaben harren meiner und rufen mich auf neue Wege! Weint nicht, ihr Lieben; die, die jetzt von euch geht, wird bald wiederkehren, glücklicher und besser geworden in dem Wechsel der Zeit, und ihr werdet nie vergessen werden!“

So tröstet sie ihr eigenes, zagendes Herz, das in ihr selbst wohl unerklärlichem Weh dieser verhüllten Zukunft entgegensah, in der sie doch nur die Erfüllung lang gehegter Hoffnungen erwartete.

Wir müssen es uns leider versagen, dem ausführlichen Tagebuch, das eine acht Monate währende *Hochzeitsreise* schildert, Schritt für Schritt zu folgen. Was an Reiseerlebnissen darin niedergelegt ist, würde ein ansehnliches Buch ausmachen, man kann es aber auch in anderen Reisebeschreibungen lesen. Ihre große Liebe zur Natur und ihr tiefgehendes Interesse für geschichtliche Erinnerungen läßt uns auf jeder Seite, wie bei früheren Reisen, einen Blick hinein tun in einen regen Geist, der an allem Anteil nimmt. Offenbar verstand es der Fürst, seiner jungen Frau auch die Augen zu öffnen für die wunderbaren Kunstschätze, die sie gemeinsam betrachteten. Nur einzelne kleine Bilder werden uns genügen müssen, um zwischen den Zeilen zu lesen, wie diese Zeit zur inneren Reise für die junge Fürstin beitrug, ehe der große und tiefe Schatten in ihr Leben fiel, der ihre kurze Ehe beschloß.

Mit dankbaren Herzen vereinigte sich das Ehepaar jeden Morgen, wie sie es gleich am ersten Morgen nach ihrer Hochzeit getan hatten, zu gemeinsamem Gebet, ehe sie sich den Natur- oder Kunstgenüssen des Tages hingaben. Die Reise ging zuerst nach *Genf*, wo beide ein deutsches und englisches Testament niederlegten, was ihnen zur Beruhigung gereichte. Es ist wunderbar, daß so ernste Gedanken, wie sie mit der Verfügung über ihren letzten Willen doch unweigerlich zusammenhängen,

gleich in den ersten Tagen nach der Hochzeit die Gatten beschäftigt haben.

Einige seiner Geschenke erfreuen sie sehr und sie schreibt:

„Der teure Fritz ist so gut zu mir, ich könnte keinen besseren Mann haben. Gott segne ihn!“

Nach kurzem Aufenthalt in Chillon, wo sie Erinnerungen an ihren ersten Besuch dort wach ruft, lesen sie miteinander Byrons Gedicht, aus dem sie damals Verse abgeschrieben hatte.

Dann ging die Fahrt nach Lion, und von dort über Bregum den Simplonpaß, wo der Nebel, der so kalt gewesen war, plötzlich wich, die Berggipfel schneebedeckt in unendlicher Majestät hervortraten und der blaue italienische Himmel sich über ihnen ausbreitete. Am 11. November waren sie in Baveno am Lago Maggiore, wo sie einige schöne, sonnige Tage verbrachten und wunderbaren Mondschein erlebten,

„der sein Silberlicht in den stillen, leise plätschernden Wassern des Sees widerspiegelt und einen Geistermantel auf den gegenüberliegenden Bergen ausbreitet, die in seiner Umarmung schlummern.“

In Baveno trafen sie nach einer Rudersfahrt über den See den Kurier und die Jungfer wieder, und dann ging es weiter zu Wagen nach Como, wo „der jüngere Plinius“ sich in Maries Erinnerung einstellte. Am 16. November kamen sie in Mailand an, wo sie noch spät abends den vom Mondlicht zauberhaft erleuchteten Dom besuchten. Leonardo da Vincis Abendmahl machte einen tiefen Eindruck auf Marie. Eine kleine Begebenheit aus des großen Malers Erleben scheint so in das Charakterbild Maries hinein zu passen, daß sie hier ihren Platz finden soll: Als Leonardo an seinem Abendmahl arbeitete, hatte er nur das eine Ziel im Auge, daß Jesus aller Augen fesseln möchte. Er hatte aber in einem Teil des Bildes ein Schiff dargestellt, an dem er wochenlang gearbeitet hatte. Als nun Beschauer das Bild betrachteten, sah der Künstler, daß einige das kleine Schiff bewunderten. Da nahm er am Abend den Pinsel und löschte es mit einem Strich aus, indem er sich sagte: Niemand soll je wieder auf etwas anderes seine Bewunderung richten als auf Christus allein. So schrieb die junge Fürstin:

„Das Haupt unsres Heilands ist wunderbar schön, Johannes so rührend traurig, und Er so freundlich und sanft und gnadenreich. Unsres geliebten Erlösers Leiden müssen schon bei dieser Feier unsäglich gewesen sein, und doch denkt Er nicht an sich, nur an die andern. Wie demütigend für unsre so selbstfüchtige Natur!“

Über Verona ging es dann nach V e n e d i g, „der stolzen Königin der Adria“, wo sie Shakespeare's „Kaufmann von Venedig“ zu des Fürsten Ergötzen lasen. Nach einigen Tagen intensivsten Kunstgenusses litt er aber an heftigen Kopfschmerzen und mußte ruhen, während Marie ihre Erlebnisse dem Tagebuch anvertraute. — Byron war ihr auch hier im Gedächtnis, als sie auf der Seufzerbrücke stand und an die menschlichen Leiden dachte, die sich hier abgespielt hatten. Venedig war damals noch unter österreichischer Herrschaft. Ein humoristisches kleines Erlebnis möge unseren gar zu raschen Abschied von Venedig erleichtern. Ein Franzose hatte für den 29. November 1864 einen furchtbaren Sturm vorhergesagt, der Venedig vernichten würde. Da es nun an dem Tage wundervolles Wetter war, telegraphierte er, er habe sich um 100 Jahre geirrt.

Am 30. November ging es weiter über Ferrara—Padua—Bologna nach F l o r e n z, wo die Reisenden am 3. Dezember ankamen. Aber schon nach drei Tagen fuhren sie über Orvieto und Viterbo nach R o m, wo die Fürstin ziemlich müde und elend nach langer Fahrt am 8. Dezember sich der Ruhe freute. Auch die Schilderung Roms müssen wir uns versagen. Ein Besuch in der amerikanischen Kirche trug ihre Seele auf den Flügeln der geistlichen Lieder heimwärts. Der Fürst litt an einem schmerzenden Fuß und das Gehen wurde ihm schwer, trotzdem besuchten sie mittags die Prinzessin Hohenlohe-Langenburg, die Halbschwester der Königin von England, und die Schwiegermutter des Neffen des Fürsten*), die aber leidend war und sie nicht annahm! — Schon am 12. Dezember reisten sie nach N e a p e l, das so reizend wie immer war, trotzdem der Vesuv sich hinter Wolken verbarg. Auch hier wieder mußte der Fürst mit starkem Kopfweh im Bett bleiben. Hier wurde die Ankunft des Prinzen Umberto, des späteren Königs, gefeiert, der zu einem längeren Aufenthalt nach Neapel gekommen war. Marie schreibt:

*) Großmutter der Deutschen Kaiserin.

„Das Zeitalter der Päpste und ihre Herrschaft scheint nun rasch dem Ende entgegenzugehen, und wie wird dann Freiheit, Religion, Aufklärung, Wissenschaft und Industrie sich so ganz anders entwickeln können, welch ein Segen wird es sein, wenn Umberto über das vereinigte Italien herrschen und Rom seine Hauptstadt sein wird!“

Auf einer Fahrt nach Salerno hatten sie beide miteinander solch eine nette Unterredung, ihre Besichtigung *Noer* betreffend, daß die Zeit rasch vorüber eilte. Alle die geschichtlichen Erinnerungen in Puzzeoli, Bajae, Pompeji können wir hier nicht einmal streifen, ebensowenig ihre Kunstbegeisterung, die sich eingehend mit jeder Skulptur, jedem Maler beschäftigt, aber auch an dieselben Eindrücke vor zwei Jahren zurück denkt, wo die geliebte Mutter alles mit genoß. Die der Ausbreitung des Evangeliums dienenden Schulen eines Pastors Appia mit 300 Kindern sind ihnen beiden von großer Wichtigkeit, sie besuchen sie nicht nur, sondern empfangen auch den Begründer als ihren Tischgast und hören ihn Sonntags predigen. Es erinnerte sie wohl an ihr gemeinsam in Paris unternommenes Werk, das ja mit ihr eheliches Glück begründen half.

Am 21. Dezember verließen sie Neapel per Schiff und waren über Weihnachten in *Palermo*, wo sie als Gäste bei ihren alten Freunden, der Prinzessin de la Tremoille und ihrer Tochter Louise, die hier an den Prinzen di Torremuzza verheiratet war, weilten, und sie auch noch andere Freunde trafen. Am ersten Weihnachtstag waren sie im deutschen Gottesdienst, von dem Marie wenig verstand. Der schottische Gottesdienst am Nachmittag war ihr wichtiger, besonders da sie den Geistlichen Mr. Ray persönlich kannten. Hier erwähnt Marie nach allen Festlichkeiten, die ihnen die Freunde gaben, daß sie an ihre „Luise“ nach Printenau geschrieben habe, hier einen Unterschied machend in der Freundschaft mit der Prinzessin Louisa di Torremuzza, mit der sie, als diese noch nicht verheiratet war, schon befreundet gewesen, und der Prinzessin Luise von Holstein, welch letztere ihr durch die Liebe ihres Gatten zu seiner Tochter ja näher stand.

Bei der Einschiffung auf dem Schiff „*Said*“ besuchte ein alter homöopathischer Arzt den Fürsten und gab ihm noch allerlei Ratschläge und ein Buch mit auf die Reise, das ihm

noch oft nützlich war. Der Abschied von den lieben Freunden wurde Marie schwer, besonders da sie sich vor der Seereise fürchtete. In Messina widerte sie der Schmutz, den sie hier zum erstenmal empfand, so an, daß sie keine schöne Erinnerung daran zurückbehielt. Während die Reisenden die Fahrt über Land gemacht hatten, hatte das Schiff in der Straße von Messina eine Brigg überrannt, wobei drei Mann der Besatzung ertranken. Wie wehmütig das für die Fürstin war, und wie dankbar sie war, es nicht mit erlebt zu haben, kann man sich vorstellen. Die Silvesternacht brachten sie an Bord zu, die Lichter des Hafens, die Sterne am Himmel bligten ihnen Grüße zu, während sie beide, Hand in Hand, die Glocken der Stadt das neue Jahr einläuten hörten. Sie beteten still für einander und für ihre Lieben, und so kam das neue Jahr herauf, 1. Januar 1865:

„Ein melancholischer Jahresanfang, den ich seekrank in meiner Roje zubrachte; ich fühlte mich so elend, und es war mir, als läge eine Reise vor mir, die mir nur Jammer und Herzeleid bringen müsse, wovon kein Ausweichen möglich, und dieses Elend sollte mindestens 3 Tage dauern. Friß gab mir die frohe Aussicht, der Kapitän habe gemeint, wir werden Alexandria in 3 statt in 4 Tagen erreichen, da der Wind so gut sei und sie alle Segel hissen könnten, um der Dampfmaschine zu helfen!“

Es klingt fast, als habe sich in das Elendsgefühl der Seekrankheit eine Ahnung kommenden Schmerzes hineingemischt! Nach einigen Tagen des Jammers erreichten sie Alexandria glücklich am 4. Januar. Bei der Landung mußte der Fürst einige heilsame Stöße und Schläge austeilen, um die sich herandrängenden schreienden und sich schlagenden Gepäckträger und Schiffer zu beruhigen. Anders ist wohl noch nie eine Landung im alten Pharaonenlande vor sich gegangen.

Auch hier müssen wir leider auf die Schilderung von Land und Leuten verzichten, die in lebhaften Farben im Tagebuch gezeichnet sind. „Friß im roten Fetz“ zeigte ihr alles Sehenswerte im Bazar und in der ganzen interessanten Stadt; daß die Muselmänner fünfmal am Tage beten, während es den laugewordenen Christen fast zu viel scheint, wenn sie es zweimal tun, bewegt sie tief. In Kairo wurde der Fürst beinahe wild gemacht durch die schreienden Lastträger, die ihre nutzlosen Dienste anboten. Hier erfreute sie sich an einem der

wunderbaren Sonnenuntergänge. Am zart gefärbten Himmel hoben sich die Minarets und die Palmen so malerisch ab, und sie tat den ersten Blick auf die Cheops-Pyramide. Hier wurde eine Dahabieh, das ist ein Schiff, besichtigt, das sie für die *A i l r e i s e* mieten wollten, und die hausmütterlichen Sorgen, die sie hier zum erstenmal im Leben zu übernehmen im Begriff stand, beschäftigten sie schon im voraus sehr. Eine Predigt von Spurgeon, die sie an diesem 8. Januar las, gab ihr Mut für diese neuen Aufgaben.

Der Fürst machte die Einkäufe, die für die monatelange Reise nötig waren, die am Freitag beginnen sollte. Bis dahin wurde die Stadt und die nähere Umgebung von Kairo auf lustigen Eselritten besichtigt. Am Freitag wurde das Nilboot, die „Kleopatra“, abends in Besitz genommen; sie lag in Bonlat vor Anker und war wundervoll ausgerüstet. Ein Schlaf- und ein Anziehzimmer für das Ehepaar, drei Räume für das Dienstpersonal, Badezimmer, Küche, Kammern für die Vorräte usw. und zwei Decks, alles neu und rein, der Kapitän und die Mannschaft nicht laut, ein ausgezeichnete Koch, und alle voll Aufmerksamkeit für die Herrschaft, — so versprach dies Boot ihnen einen kleinen Vorgeschmack des „eigenen Hauses“ zu geben, nach dem ja schon jahrelang Maries Sehnen stand.

Nun waren sie wieder allein und nicht gezwungen, unter den Augen von Fremden ihre Mahlzeiten zu nehmen, und Marie genoß diese ihre erste Hausfrauenpflicht, ihrem geliebten Gatten das Leben so angenehm wie möglich zu machen, sehr. Nach dem Frühstück und der gemeinsamen Andacht wurden die Zimmer wohnlich und behaglich hergerichtet, Bücher ausgepackt, Photographien der Lieben aufgestellt, so daß es alles bald ein heimatliches Aussehen bekam. Man hatte Zeit, die Ufer in Muße zu betrachten, denn die Schiffsbewegung war sehr gering, ein stilles Gleiten, was den Nerven so wohlthuend ist, wie ein Traum, der, ohne zu beunruhigen und zu ermüden, Bilder langsam vorüberziehen läßt!

Sie blieben auf diesem Nilboot bis zum 8. April, also drei volle Monate! — Später findet sich einmal eine Erinnerung an diese Zeit in einem erhaltenen religiösen Tagebuch. Wir lesen dort im Jahre 1876:

„Ich habe lange, 9 Monate, kein Tagebuch geführt. Es geschah

teilweise, weil ich mich frage, welchen Nutzen es hat. Wenn ich aber zurückblicke auf die S a b b a t s - Z e i t e n a u f d e m N i l oder sonst wo bei jener Hochzeitsreise mit meinem teuren Fritz, als ich, die Gewohnheit des Niederschreibens festhaltend, süße Gemeinschaft mit Gott pflegte, so sage ich mir doch, daß ein Segen darauf ruht, und daß es einem hilft zu einer stillen und ungestörten Gemeinschaft mit Ihm.“

Leider sind die r e l i g i ö s e n Tagebücher aus jener Zeit auf dem Nil, die sie jedenfalls, wie schon früher neben dem Buch, das die äußeren Erlebnisse enthält, geführt hat, nicht mehr vorhanden. So müssen wir uns mit den interessanten Reiseberichten begnügen, die hier nur ganz oberflächlich gestreift werden können. Jedenfalls war diese Zeit auf dem Nil in Maries Herzen tief eingegraben, wie ein geheiligter Feiertag, den ihr der Treue gewährte, ehe Er sie Wüstenwege führen wollte. Die Geschichten der Bibel, z. B. wie Gott den Nil schlug, den die Ägypter anbeteten, und sein Wasser in Blut verwandelte, traten ihr bei einem Sonnenuntergang, als das Wasser blutrot wurde, so lebhaft vor die Augen, als habe sie diese Zeichen göttlicher Macht selbst mit erlebt. — Einmal erzählt sie launig, daß Fritz ihr vorgelesen habe und bald sei sie in sanfte Träume von Pyramiden und Wüstenbildern hinübergeglitten, wonach er ihr lachend gesagt, es sei sonderbar, er habe beobachtet, daß er immer den Erfolg erzielte, jedermann, dem er etwas vorläse, einzuschlafen, sich selbst zu allererst, ein Beweis, wie ritterlich der Fürst die Schwäche seiner kleinen Frau zu bemänteln verstand. — Aber immer wieder quält ihn sein böses Kopfweg, so daß ihm die stille Ruhe sehr not tut. Trotzdem ordnete er alles persönlich an, was die vernünftige Einteilung der Vorräte betraf, sowohl als auch die Ausflüge, die gemacht wurden, wie er auch seiner Gattin alles, was sie sahen, lebendig zu machen verstand. Er gab ihr auch deutschen Unterricht, oder er legte Patienzen, während sie ihm vorlas, oder sie schrieben beide, da sie ihre große Korrespondenz neben ihren Tagebüchern aufrecht hielten.

In T h e b e n hören sie von einem schwer erkrankten Amerikaner, mit dessen Frau sie in Rom zusammen waren, und der Gedanke, daß er dort ohne Arzt und ohne Pflege so fern von seinen Lieben sterben müsse, greift Marie tief ins Herz, noch wußte sie es nicht, daß ihr auch so Schweres bevorstand.

Sie lagen am Ostufer bei Luxor mit drei anderen Dahabiehien zusammen, deren Bewohner sich mit ihnen bekannt machten. Der amerikanische Konsul besuchte sie hier und sagte ihnen, daß er sich gut des Kapitäns Murray erinnerte, der hier mit seiner Frau und seiner Schwägerin gewesen sei, das waren Maries Schwestern Blanche und Josephine, und es war ihr wie ein Gruß aus alter Zeit.

Am 11. Februar erreichten sie Assuan. Hier wurde ein anderes Boot genommen, mit dem es am 14. Februar nach Süden weiter ging. Dieses Boot, das zwischen dem ersten und zweiten Ratarakt hin und her zu fahren pflegte, war sehr unrein, weil alle möglichen Leute es als Passagiergelegenheit benutzten. Sie litten auch sonst hier in Nubien sehr von den Insekten und von der tropischen Hitze.

Bei den prachtvollen, dem Osiris und der Isis geweihten Tempeln von Abu Simbal gedachte sie wieder ihrer geliebten Schwester Josephine und ihres Entzüdens hier vor elf Jahren, und sie konnte sich kaum vergegenwärtigen, daß sie nun selbst all die Schönheit sehen durfte. Am 25. Februar berührten sie den südlichsten Punkt der Fahrt, den zweiten Ratarakt, und dann traten sie die Rückreise nilabwärts an. Jetzt fing Marie an, sich durch ein Reisebuch von Lamartine auf das „Heilige Land“ vorzubereiten, nach dem sich ihr Herz sehnte.

Ein Zug Sklaven, die in Kairo verkauft werden sollten, und später der Leichnam einer Frau, die ganz nackt am Ufer im Sande lag, schon halb von Tieren zerrissen, wahrscheinlich eine Sklavin, die man sterbend zurückgelassen, gaben ihr einen unauslöschlichen Eindruck von der Grausamkeit und Hartherzigkeit dieses Volkes.

In Assuan bestiegen sie hochbeglückt wieder ihre „Kleopatras“ am 6. März, und es war, als seien sie nach Hause gekommen, so hübsch und reinlich war wieder alles, nachdem sie das kleinere Boot verlassen, das sie seit dem 14. Februar durch die Ratarakte getragen hatte. Hier besuchten sie den Pascha, und Marie durfte auch seine Frau in ihren Gemächern, die sie nie verlassen darf, besuchen, was ihr einen tiefen Eindruck machte. — Daß sie Nubien und alle seine interessanten Tempel gesehen hatte, war der Fürstin lieb, aber daß sie nun wieder

auf der Rückreise nach Kairo waren, und dieser Teil der Reise hinter ihr lag, war ihr doch eine Freude. Es ist wohl immer so, der Mensch strebt vorwärts, immer vorwärts, dem Ziel entgegen! In P h i l a e sahen sie viele Tausende von Mekkapilgern am Nil lagern, es war der große Fastenmonat Ramadan. Am 10. März kamen sie bis E d f u, am 12. März nach T h e b e n, wo sie bis zum 15. blieben, dann L u x o r und K a r n a k, wo sie noch einmal die wunderbaren Tempelruinen besuchten. Etwas später begegneten sie einer amerikanischen Dahabieh, die einen von einem Missionar Hogg ausgesandten Araber an Bord hatte, der christliche Traktate an den Ufern des Nil verteilte, und Marie erbat Gottes Segen für seine Aufgabe.

Außer den täglichen deutschen Stunden unterrichtete der Fürst seine junge Frau auch in Geschichte und in Geographie; sie zeichnete Karten und dann las sie ihm wieder aus Lamarlines Reisewerk vor. So gingen die Tage in stiller Arbeit hin, wenn nicht besondere Sehenswürdigkeiten am Wege lagen.

Am 3. April erinnerten sich die beiden Eheleute, daß sie nun schon fünf Monate verheiratet seien, und Marie schreibt:

„Es scheint, als sei es in der letzten Woche gewesen, noch ein Monat, und es ist ein halbes Jahr vergangen, und wie rasch, ehe wir es uns versehen, wird ein Jahr vorüber sein. Herr, lehre uns unsre Tage zählen, daß unser Herz Weisheit lerne!“

Wieder erschienen die Pyramiden. M e m p h i s wurde passiert. Die Vorräte gingen zur Neige, beim Frühstück das letzte Ei und eine verdeckte Schüssel, in der noch zwei Feigen verloren in einer Menge Saft sich in der Ecke der Schüssel verkrochen. Am 7. April erreichten sie K a i r o, nachdem sie sich schon recht nach Nachricht von ihren Lieben daheim gesehnt hatten, nach drei Monaten auf dem Nil. Der Abschied von der „Kleopatra“ wurde Marie fast schwer, nachdem sie ihre letzte Familienandacht gehabt hatten, wofür ihnen die Diener und die Jungfer dankten. — Ostern wurde in Kairo gefeiert, die Zeit zu allerlei wichtigen Vorbereitungen für die weitere Reise ausgekauft. Am 19. April verließen sie Kairo wieder per Boot auf dem Süßwasserkanal und das erste Hochzeitsreise-Tagebuch endigt mit den Worten:

„Es wird mir stets eine liebe Erinnerung sein, wenn unsre Reise

zu Ende ist, und ich mein neues und glückliches irdisches Heim erreicht haben werde.“

Wie wehmütig berührt dieser Ausblick, wenn man es weiß, daß dies nie geschehen ist, wenigstens nicht so, wie sie es damals erhoffte, an der Seite ihres teuren Gatten.

Das zweite Reise-Tagebuch, ein schwarzes, starkes Heft, das nur zur Hälfte gefüllt ist, fängt an mit der *Wüstenreise*, und es will uns wie eine symbolische Vorahnung dessen erscheinen, was die teure Marie in den nächsten Monaten — und Jahren — durchzuleben hatte. Gott führte Sein Kind in *Ägypten* sanfte Wege aber dann ging es wie beim Volk Israel, auf dessen Spuren sie nun wanderten, heraus aus *Ägypten*, durch die *Wüste*, nach *Ranaan*. — Sie hatte sich auf dem Nil eine Geschichtstabelle angelegt, um alle Vorkommnisse dieser Reise des Volkes Israel und später alle geschichtlichen Denkwürdigkeiten dieses Volkes in Jerusalem und im gelobten Lande im Kopf zu haben, bis dann bei den Ereignissen aus dem Leben des Heilands von Seiner Geburt bis zum Kreuz und bis zu Seiner Offenbarung als der Auferstandene ihr Herz Schritt für Schritt mit empfinden wollte, „was es Ihn gekostet, daß ich erlöst bin“.

Das Kreuz, das bittere Weh stand auch für Marie am Ende dieses Weges durch die Wüste und durch das gelobte Land, und diese beiden letzten Monate ihres kurzen Ehelebens kann man, wenn man das Ende kennt, nicht ohne Wehmut mit durchwandern. Das Buch beginnt am 20. April frühmorgens:

„Wir besuchten die Ruinen von Raemeses (Rameses) in Gosen, der Ort, von dem man annimmt, daß die Kinder Israel von dort auszogen, als sie Ägypten verließen.“

In der Nähe von *Ismaïlia* kamen sie an dem Süßwasserkanal vorüber, der nach Suez führte. Der große Suezkanal war eben im Bau zwischen dem Mittelländischen Meer und *Ismaïlia*, und es ist die Rede von dem neu anzulegenden Hafen am Meer, der Port Said heißen soll. Der Fürst zweifelte sehr daran, daß der Kanal weiter wie bis *Ismaïlia* geführt werden würde, da dieser Ort ein starker politischer Stützpunkt sein würde, wenn es zum Kriege zwischen Frankreich, England und dem türkischen Reich kommen würde. Der Hafen von *Ismaïlia* würde dann die Möglichkeit geben, daß die euro-

päischen Schiffe bis hierher vordringen könnten, und so die Mächte sich in einem Lande festsetzten, auf dessen Besitz sie gar kein Recht hätten. Marie fand das eine „schändliche Handlungsweise!“ Es ist in unserer Zeit, wo dieser Krieg im Gange ist, immerhin merkwürdig, daß der Prinz von Holstein diesen politischen Fernblick hatte und daß es seiner Gemahlin wichtig genug war, diese Gedanken festzuhalten. Die großen Maschinen zu beobachten, die an der Arbeit waren, das Werk der Ausgrabung zu vollbringen, fesselte sie lange, und Marie beschreibt sie bis ins einzelne genau. Sie nahmen an, daß das Werk nicht vor fünf Jahren, vielleicht erst in zehn Jahren vollendet sein dürfte. Man kehrte von dort wieder nach Kairo zurück. Nach einem stillen Sonntag fuhren sie mit der Eisenbahn nach Suez, es wehte ein heißer Wüstenwind, der an einen geheizten Backofen erinnerte. Sie hatte sich die Wüste wie eine sandige Ebene vorgestellt, aber es gab doch viel Abwechslung zwischen Erhebungen und Talsenkungen, Felsen, die einen wundervollen blauen Schatten warfen, und hin und wieder ein kleiner Grasfleck, dazwischen einige von Steinen erbaute Hütten, — wovon die Leute hier lebten, war ihr ein Rätsel. — Beim ersten Blick auf das ätherblaue „Rote Meer“ (das Schilfmeer!) stieg die Erinnerung auf an das große Wunder, das Gott für Sein auserwähltes Volk hier getan hat. In Suez trafen sie Reisende, die mit kleinen Dampfbooten von den großen Indiensfahrern, für die nie genug Wasser im Hafen war, nach Suez hereingebracht wurden, und die nun ihren Weg mit der Eisenbahn nach Kairo fortsetzten. Dann ging es im Boot über das wunderbar gefärbte leuchtende Wasser, tief blau, wie sie nie zuvor etwas gesehen hatte, während der Schaum zur Seite des Bootes wie klarster Kristall schimmerte. Bald erreichten sie drüben A y u n M ü s a, die Quellen des Moses. Von den Bootsleuten an den Strand getragen, sammelte Marie sofort Muscheln im Sande. Die Oase hat 16 Quellen und wundervolle Palmen. Hier trafen nach einer kleinen Wartezeit die 21 Kamele ein, die zu Lande nördlich von Suez um die Meeresbucht herum gebracht waren. Gegen die Sonne geschützt, so gut es ging, mit Sonnenhut und Schirm, bestiegen die Reisenden nun ihre Reit-Dromedare und begannen ihre W a n d e r u n g d u r c h d i e W ü s t e.

Der Scheik Imbarak führte die Beduinen an, die als Kamelführer auch das Aufschlagen der Zelte zu besorgen haben. Sie führten drei Zelte mit: ein Schlafzelt, eins, in dem sie aßen und wo auch die Jungfer schlief, und ein Ruchenzelt, in dem der Kurier, der Dragoman, der Koch und der Aufwärter schliefen. So kam denn nach gutem Mahl die erste Nacht in einem Zelt in der Wüste Sur. Die Fürstin freute sich ungemein auf diese ganz neue Lebensart. Schon um 4 Uhr am 26. April wurden sie geweckt, die Kamele, mit viel widerspenstigem Grunzen der Tiere und viel Geschrei und Gezänk der Beduinen, gepackt, und vorwärts ging es in den kühlen Morgen hinaus. *) Am zweiten Tage wurde Mara erreicht, noch heute eine bittere Quelle, wo die bitteren Wasser süß wurden, und später Elim mit den 12 Wasserbrunnen und den 70 Palmbäumen (2. Mose 15, 22—27). Elim oder Wady (Wady) Shrarandel ist eine Quellstation nach dreitägiger wasserloser Durststrecke, wo auch die Kamele ihren großen Durst löschen, während die Reisenden unterwegs sich an dem Wasser aus mitgenommenen Schläuchen erquickt hatten, das, als Tee getrunken, den Durst wundervoll löscht. Das gebrauchte Waschwasser wird den Hühnern und Tauben gegeben, die völlig frei die Karawane begleiten. Elim liegt, wie in einem Amphitheater eingeschlossen von hohen Bergen, in seiner grünen Einsamkeit da und träumt von der großen Vergangenheit. — In den nächsten Tagereisen öffnete der Blick sich wieder auf das Meer hinaus, und die Farbenpracht der rosenroten und violetten Berge, des klaren, blauen Himmels, des tief türkis blauen Meeres, der weißen Zelte und die in der grünen Ebene weidenden Kamele mit ihren malerisch gekleideten Führern prägt sich tief in die schönheitsdurstige Seele der Fürstin ein, die sich von dem Geist angehaucht fühlt, der Moses, Aaron und Mirjam beseelte, als sie in heiliger Eintracht ihr geliebtes Volk aus der Knechtschaft Ägyptens herausführten zu der seligen Freiheit des Dienstes des lebendigen Gottes. Drüben winkte den Kindern Israel ihr altes Heimaltsland, ihr Feind und Sklavenhalter den letzten Scheidegruß zu, das Meer spült hier dicht an die Felsenfüße des Oschebel el Marha heran, und dann

*) Wer eine lebhafte Schilderung dieser Reise lesen möchte, wähle dazu das Buch von D. Ludwig Schneller: „Durch die Wüste zum Sinai. In Moses Spuren vom Schilfmeer bis zum Nebo.“ Bei Wallmann in Leipzig erschienen 1910.

ging es hinein in die majestätischen Felsengebirge und tief eingeschnittenen Täler der Wüste Sin. Ehe sie dem Meer den Rücken kehrten, sagte Marie, es erinnere sie an die Küste bei Sorrent, und ihr Gatte meinte träumerisch, ihn gemahne es an sein fernes Heimatland, an Noer am blauen Ostseestrande, sein Schleswig-Holstein meerumschlungen, das er nie wiedersehen sollte!

Im Wady Mukättäl trafen unsere Reisenden einen englischen Herrn, der dort seit 15 Monaten in den alten Türkisminen nach Edelfsteinen suchte, sich dort ein Haus gebaut hatte und einen Garten angelegt, um die Bergwerke zu durchforschen, die im benachbarten Wady-Marära sind. Sie stammen nach vorhandenen Inschriften schon von einem König Snestu, der 2000 Jahre vor Moses lebte, sind wohl älter als die Pyramiden von Gizeh. Auch unter Cheops blühte hier das Bergwerk, und in der Zeit der Unterdrückung der Juden wurden viele Israeliten in diese Steinbrüche zur Zwangsarbeit geschickt, wo sie in den heißen, tiefen Stollen Tag und Nacht in der Erde zubringen mußten.*) Auch Kupfer wurde hier gewonnen. Die wunderbaren, zahlreichen Inschriften im Wady Mukättäl waren dem fürstlichen Paar gleichfalls sehr interessant. Marie wünschte sich malen zu können bei aller dieser Schönheit. (Im Eßzimmer ihres Heims hingen in späteren Jahren vier schöne Gemälde, die Landschaften darstellten, die an diese Wüstenreise erinnerten.)

Am Fuß des gewaltigen schroffen Berges S e r b ä l liegt die große Oase R a p h i d i m. Dieser Berg wird in der Schrift Pharân genannt (5. Mos. 33, 2 und Hab. 3, 3), und das Tal heißt noch heute Farân. **) Hier schlug Moses das Wasser aus dem Felsen, und noch heute ist die damals wasserlose Strecke eines der wasserreichsten Täler des Gebirges. Hier ist auch der Schauplatz der Amalekiter-Schlacht und der Ort, wo Moses, von Hur und Aaron unterstützt, die Hände aufhob, bis der Sieg erfochten war (2. Mose 17). Hier wachsen auch die Samaristen, die das sogenannte Manna tragen — es ist ein süßlich schmeckendes Harz, das sie aus ihren Stämmen ausschwißen und das

*) Schneller, „Durch die Wüste zum Sinai.“

**) Ob der Serbäl-Pharân oder der Dschebel Mose der eigentliche Sinai ist, läßt sich schwer feststellen, nach Schneller.

zerschmilzt, wenn die Sonne scheint, doch findet man es nur in den Monaten Mai und Juni. Die Araber schätzen es hoch als nahrhafte Speise, die köstlicher schmeckt als Honig. Es fällt von den Bäumen herab und liegt auf der Erde, aber nur frühmorgens kann man es finden „klein und weiß wie Koriandersamen“, wie es die Bibel beschreibt.

Am 3. Mai, genau sechs Monate nach ihrer Hochzeit, kamen unsere Reisenden in die W ü s t e S i n a i, wie die Israeliten dieses Reiseziel genau drei Monate nach ihrer Ausreise von Ägypten erreichten (2. Mose 19). Wie viel länger war dieses große Volk unterwegs gewesen, als unsere Reisenden, die in kurzen Tagesmärschen vom Roten Meer bis hier nur einen Tag mehr als eine Woche brauchten. Marie feiert diesen Erinnerungstag an ihre glückliche Hochzeit bewegten und dankbaren Herzens. Der Berg Sinai in all seiner majestätischen Unnahbarkeit trat plötzlich in ihren Gesichtskreis und Marie vergegenwärtigte sich mit einem Schauer der Ehrfurcht, der durch ihre Seele ging, die heilige Offenbarung des großen Gottes vor den Augen Seines erschreckten Volkes, als der Herr herabfuhr im Feuer und der ganze Berg bebte. Unsere Reisenden besuchten hier auch das aus dem 6. Jahrhundert stammende Katharinen-Kloster am Fuß des Horeb. Hier war Gott dem Moses in einsamer Felsenwildnis als der Barmherzige und Gnädige offenbar worden, hier hat auch Elias im stillen, sanften Gausen Gottes Gnade erfahren (1. Kor. 19).

Die Reisenden richteten ihre Zelte im äußeren Klosterhof auf und blieben eine Reihe von Tagen in der Gesellschaft des interessanten Priors und seiner 26 Mönche. Früher beherbergte das Katharinen-Kloster 400 Mönche. Außer ihnen waren noch andere Gäste dort. Als Marie die steilen Stufen zum Mosesberg hinaufkletterte, blieb ihr Gatte wartend unten sitzen, da es für ihn zu ermüdend war, aber nachher lasen sie gemeinsam dort zu Füßen des gewaltigen Berges die 10 Gebote, das ewig gültige Gesetz unseres Gottes.

Am 7. Mai finden wir unsere Reisenden wieder unterwegs, und während sie nun den Wanderwegen der Israeliten folgten, lasen sie miteinander die erhabenen Schilderungen ihrer Erlebnisse und erquickten sich an dem neutestamentlichen Gnadenwort: „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in

Christo Jesu sind“ (Röm. 8, 1). Der ganze Ernst des Gesetzes hatte sich ihnen, wie vielleicht noch nie, am Fuß des Sinai ins Gewissen gegraben, aber sie kannten Den, der uns erlöst hat von dem Fluch des Gesetzes (Gal. 3, 13). Diese wunderbare Wahrheit der Erlösung begleitete Marie auf dem stillen, eintönigen Ritt durch die Wüste wie eine felsenfeste Gewißheit. Sie hatte auch Zeit bei der leise schaukelnden Bewegung ihres Kamels, ihre Gedanken zu ihren Lieben daheim zu senden und fürbittend ihrer zu gedenken.

Ein furchtbares Gewitter, das sie unterwegs überraschte und das sie mit Entzücken erfüllte, ließ sie noch einmal die gewaltige Majestät des im Donner und Blitz auf dem Sinai sich offenbaren Gottes an ihrer Seele vorübergehen, aber wie wunderbarerweise auf einer Seite der Himmel tief blau blieb, während die schwarzen Wolken sich über ihnen entluden, und der Regen wie ein durchsichtiger Schleier vor diesem Himmelsblau herniederrauschte, so kam es ihr auch hier wieder zum Bewußtsein, wie Gottes Gnaden Sonne am Himmel stehen bleibt, und die ewige Treue Gottes unwandelbar ist, auch wenn Sturm uns umtobt und Wolken uns umhüllen. Das war in Hazeroth, dem Wady el Ain, dem Ort, wo Gott so ernstes Gericht über die murrende Miriam ergehen ließ, die nur durch den von ihr gekränkten Bruder und durch seine Fürbitte Gottes Gnadenangesicht wieder schauen durfte (4. Mose. 12).

Von Hazeroth aus war das nächste Ziel Elath am Golf von Akabah, dem anderen Arm des Roten Meeres, der die Sinaihalbinsel von Arabien trennt. Mehrere Tage ging nun der Ritt am blauen Meer entlang, in dessen kühlen Fluten erfrischende Bäder genommen wurden. Die schönen Abende benutzte das Ehepaar nach heißem Tagesritt sich zu erfreuen an der großen Einsamkeit dieser stillen Wüste, wenn ihre Kamele und ihre Führer im Schlummer lagen, und sie beide allein mit ihrem Gott in tiefer Dankbarkeit gegen Ihn sich ihres irdischen Glückes und ihrer Liebe, die gegründet war auf das beiderseitige feste Vertrauen auf Gott, so recht bewußt wurden. Dieses feste Band im selben Glauben war die Quelle ihres wahren Glückes und Marie bittet Gott, daß es immer so bleiben möge in diesem Leben und in dem zukünftigen.

Am 11. Mai hatten sie Akabah an der Nordspitze des

Golfes erreicht und hörten dort, daß sie nicht, wie beabsichtigt, östlich weiter reisen durften, um Petra besuchen zu können, da die Stämme dort im Kriege miteinander lagen. So mußten sie, Arabien den Rücken kehrend, wieder zurück über Ezeongeber, der alten Hafenstadt Salomos, den Weg durch die Wüste Edom einschlagen. Dann ging es nordwärts durch die Wüste Tih, die öde, weite Wüste, in der die Kinder Israel 38 Jahre lang irre gehen mußten, nachdem sie in Rades am Haderwasser Gottes Geduld so weit erschöpft hatten, daß Er schwur in seinem Zorn, sie sollen um ihres Unglaubens willen (Ps. 95, 10. 11) zu Seiner Ruhe nicht kommen und das Land der Verheißung nicht betreten, bis dies ganze Geschlecht in der Wüste gestorben und ein neues Volk erzogen sein würde, das durch die harten Entbehrungen der langen Wüstenwanderung gelernt haben würde, Gott zu gehorchen. Diese „große und grausame Wüste“ machte auch auf Marie einen melancholischen Eindruck, es war ihr, als wandelte sie über den Gräbern der zwei Millionen Juden, die hier in jenen 38 Jahren starben und deren Sterben dem Mann Mose das große Sterbegebet des 90. Psalms eingegeben hat. Am 21. Mai erreichten sie Beerseba, und hier verwandelte sich die Wüste allmählich zu fruchtbarem Lande. Ein Brunnen, der dort in der Nähe war, erinnerte sie an den Brunnen des Lebendigen, den Gott der Hagar zeigte, als ihr Knabe Ismael am Sterben war. Der Brunnen, an dem Abraham den Bund mit Abimelech beschwor, wird noch heute der „Brunnen des Eides“ genannt. Von hier ging es nach Gaza im alten Philisterlande, wo Simson mit 3000 seiner Feinde im Tempel des Dagon unterging, als er diesen Tempel zu Fall brachte. Hier wurde nach vierwöchentlichem Kamelritt durch die Wüste die Karawane entlassen, und statt ihrer ging es nun auf Pferden, mit Eseln und wenigen Kamelen zum Gepäcktragen, weiter, da man ja keine Wasserschläuche mehr mitzunehmen brauchte, die immer für mehrere Kamele die Lasten gewesen waren. Hier sahen sie das mittelländische Meer zum erstenmal von Asien aus und erfreuten sich auf ihrem Ritt nach Askalon an seiner tiefen Bläue und an dem Muschelreichtum am Strande! Weiter nach Asdod, und dann überschritten sie bei Ecron die alte Grenze zwischen Philistäa und Palästina. Auf dem Gebiet des Stam-

mes Dan ging es nun nordwärts durch fruchtbare Gefilde über Arimathia bis Lydda, von wo dann die Straße wieder nach Osten abbog. Am selben Tage kamen die Reisenden in einen Flecken Emmaus; es war fraglich, ob es das Emmaus *) sei, an dem Jesus am Tage Seiner Auferstehung den Jüngern sich offenbarte, aber als die Fürstin an diesem 26. Mai in Emmaus das Brot brach, wurde ihr's zum erstenmal bewußt, daß sie nun die Pfade zu betreten im Begriff stand, die Sein heiliger Fuß gewandelt war, und es stieg ein Gebetsseufzer in ihr auf, daß Er sie auf jedem Schritt nahe bei sich in Seinen Fußstapfen gehen lassen wolle. Über Kirjath jearim ging es dann in das Gebirge Juda hinein. Die Einsamkeit der Wüste, in der das Ehepaar so ganz auf sich angewiesen gewesen war, die sie so sehr genossen hatten, wurde nun wieder durch Reisegesellschaft aller Art abgelöst, denn die Straßen, die nach Jerusalem führen, waren allezeit belebte Straßen. Es war der 27. Mai.

Marie wußte nicht, sehnte sie den ersten Blick auf die heilige Stadt herbei, oder scheute sie sich davor, — da, auf einem steilen Hügel, den sie mühsam erklommen hatten, trat plötzlich in der Tiefe unter ihnen, umgeben von Hügeln und Bergen, Jerusalem in ihren Gesichtskreis. Es fiel ihr auf, wie klein die Ausdehnung der ummauerten Stadt, wenn man an die Größe der Ereignisse denkt, die hier ins Leben getreten sind.

„Wir hielten und blickten hinab auf die Stadt, in der unser Herr gelitten, gestorben und auferstanden ist. Seine große Liebe überwältigte mich, und ich brachte einige Augenblicke in stillem Gebet Ihm meinen Lobpreis dar, ehe wir hinabritten!“

Haben wir die Reise bis hierher in großen Zügen, ohne auf Einzelheiten einzugehen, an unseren Augen vorübergehen lassen, so gilt es auch jetzt, sich zu enthalten alles dessen, was in jedem Reisebuch zu finden ist, obgleich es uns hier schwer wird, nicht jeden Schritt im Geist verfolgen zu dürfen. Aber ein wenig dürfen wir doch auch hier zum Verständnis und Überblick festhalten. Die Zelte, in denen sie nun schon seit vielen Wochen wohnten, wurden vor den Toren der Stadt errichtet, und man unternahm einen ersten Eselritt durch die heilige Stadt,

*) wahrscheinlich ein näher bei Jerusalem gelegenes Emmaus; es gibt drei Orte des Namens.

zum Saffator einreitend, dann rechts nach dem Biontor, von wo sie dann außen um die Tempelmauern herum ritten, am goldenen Tor vorbei, das geschlossen bleibt, „bis der König kommt“, in das Kidrontal hinab blickend und rechts hinüber nach Siloa und hinauf nach dem Ölberg, zu dessen Füßen der Garten Gethsemane Marie tiefer bewegte, als irgend ein anderer Fleck auf der ganzen Erde, außer vielleicht Golgatha. Durch das Stephantor wieder in die Stadt zurück.

„Ich blickte hinüber und konnte mich nicht der Tränen erwehren, als ich den stillen Garten sah, in dem Er aus Liebe für mich und für die ganze Welt sich unter des Vaters Willen beugte. Wir sahen auch den Platz, wo Er über Jerusalem Tränen weinte.

Über den Besuch der Grabeskirche und der anderen heiligen Orte möchte ich hier kurz hinweg gehen. — Ein Brief von des Fürsten Tochter Luise mit so glücklichen Nachrichten versetzte sie beide hier in große freudige Erregung. *) Ihrer Schwester Josephine Geburtstag, den sie zum erstenmal getrennt waren, seit Marie nach Europa gekommen war, war ein Sonntag. Das Ehepaar besuchte an diesem 28. Mai vormittags den englischen und nachmittags den deutschen Gottesdienst. Marie erwähnt, daß sie dabei neben der Frau des deutschen Bischofs Gobat saß, die ihr freundlich ihre Bibel reichte. Sie freute sich morgens an den Psalmen und nachmittags an dem großen Liedeum, das so schön gesungen wurde. Bei dem Besuch der heiligen Erinnerungsstätten schrieb Marie in ihr Tagebuch:

„Ich habe mich Ihm aufs neue als lebendiges Opfer dargebracht, möge Er es in Gnaden annehmen und es heiligen und reinigen!“

Im übrigen ging es ihr wie so vielen Reisenden, daß die Unruhe dieser Stätten und alles, was damit zusammenhängt, sie oft in ihrer Andacht störte.

Hier erfuhr die Fürstin zu ihrer Betrübnis von der Ermordung des Präsidenten Lincoln, aber auch von der nahen Aussicht auf Frieden in ihrem geliebten Heimatland, um den sie so oft gebetet hatte, und sie empfand eine große Dankbarkeit gegen Gott für Seine Güte.

*) Es war die Nachricht von ihrer bevorstehenden Verlobung mit dem Prinzen Gandjéri Wanganli auf Schloß Manerbe bei Lisieux im Departement Calvados in Frankreich, wo Marie noch später öfters als Gast des Prinzen weilte.

Von Jerusalem aus wurde Bethlehem, das Tote Meer, Jericho besucht, doch war dieser Ritt gestört durch das Unwohlsein, das den Fürsten hier wieder befiel. Hatte er schon auf dem Nil öfter an heftigen Kopfschmerzen gelitten, die sich auf der Sinaihalbinsel, wie es scheint, gebessert hatten, überfielen sie ihn in Jerusalem und besonders bei diesem Ritt zum T o t e n M e e r in ganz unerträglicher Weise, so daß er nicht so an allem teilnehmen konnte, wie Marie es gewünscht hätte. — Am Jordan erinnerte sie sich daran, daß ihr Bruder David vor einigen Jahren hier beim Baden fast ertrunken wäre und nur durch Gottes gütige Vorsehung gerettet wurde. Es war so heiß, wie sie es noch gar nicht gehabt hatten. In J e r i c h o wollten die Würdenträger dem Fürsten von Noer ihren Besuch machen, doch war er zu krank, um sie zu sehen. Am nächsten Morgen hatte er Fieber, aber es scheint, daß seine Frau sich nicht sehr ängstigte, da er ja doch immer wieder geistig regsam war und ihr alles Wichtige und Interessante gerne selbst zeigte. Um ihm etwas mehr Ruhe zu geben, wechselten sie dann Anfang Juni den Aufenthalt im Zelt mit dem in einem österreichischen Hospiz, wo sie in wundervollen Betten doch ganz anders schliefen, als auf ihren schmalen Zeltmatrassen. Hier scheint der Fürst sich wieder so weit erholt zu haben, daß er den weiteren Aufenthalt in Jerusalem ohne Störung genießen konnte, der sich bis über das Pfingstfest hinaus erstreckte. An diesem Pfingstsonntag machten sie nach dem Gottesdienst dem Bischof Gobat und seiner Familie, die sehr freundlich waren, einen Besuch. Am 8. Juni waren sie noch einmal bei Frau Gobat, um ihr Geld für ihre Schule zu geben, für die sie ein lebhaftes Interesse hatten. Von diesen Besuchen findet sich eine Erinnerung in dem Buch: „Lichte Spuren“ von Dora Rappard, der Tochter des Bischofs Gobat, die hier eingefügt werden soll. Dort findet man auf Seite 136 folgenden Abschnitt:

„Im Jahr 1865 war es, daß eine flüchtige Begegnung uns zu teil wurde, deren Bedeutung uns erst später bewußt ward. Der Prinz von Schleswig-Holstein-Noer und seine Gemahlin besuchten das heilige Land nicht lange nach ihrer Vermählung. Ich sehe noch im Geist die hohe ritterliche Gestalt des schon älteren Herrn und die zarte, liebliche Erscheinung der jungen Frau, einer geborenen Amerikanerin, Marie Lee, die unser

aller tiefste Teilnahme erwarb. Dem jungen Glück folgte bald schweres Leid. Nach nur achtmonatlicher Ehe starb der Prinz, noch ehe man die Küste Palästinas hatte verlassen können, und die betrübt Witwe mußte einsam zu den Ihrigen zurückreisen. — Als wir sie später mit ihrem zweiten Gatten, dem Grafen Waldersee, einmal als Gäste in unserem Chrißonahaim sehen durften, sagte die Gräfin Waldersee mit innigem Händedruck: „Ich vergesse Jerusalem nie!“

Der Aufenthalt in Jerusalem dauerte mit den Ausflügen nach dem Jordan und später nach Hebron etwa 10—11 Tage. Am letzten Tage hatten sie noch die Freude, einen deutschen Pastor Valentiner und seine Familie zu sehen, die aus den Herzogtümern stammten und ihnen ein Gebäck vorsetzten, wie man es in Schleswig backt, und sie trennten sich in der Hoffnung, daß der Pastor sie in Noer besuchen würde. Solche Einladung nach Noer findet sich im Lauf der Reise wiederholt, — es war also wohl der Plan, daß das neue, eigene Heim des fürstlichen Paares, nach dem Marie sich so oft gesehnt hatte, am Ostseestrande auf der Besitzung des Fürsten sein sollte. Sie hat Noer nur bei der Beisetzung des Prinzen gesehen! Mit Wehmut schieden sie dann von der heiligen Stadt, die sie nie wiedersehen würden, wo sie liebe, ernste Christen kennen gelernt und gemeinsam zum Tisch des Herrn gegangen waren.

Am 8. Juni verließen sie Jerusalem durch das Damaskustor. Von einem Hügel sahen sie noch einmal zurück auf das Zion, das hier auf Erden zurückblieb, und wandten dann ihre Blicke nordwärts. Den Hügel rechts vom Damaskustor — der nach neueren Forschungen wahrscheinlich der echte Hügel Golgatha ist — ließen sie unbeachtet. Das Letzte, was sie sahen, war der Ölberg, auf dessen Höhe einst der König stehen wird, wenn Er kommt! (Sach. 14, 4.)

Auf ihrem Ritt nach Nazareth wurden die Reisenden von zwei türkischen Soldaten beschützt, da es nicht ganz sicher war, ohne Schutz zu reisen. Sie erfreuten sich besonders in der Nähe von Bethel an gut kultiviertem Lande und großer Fruchtbarkeit, aber die Wege waren fast unpassierbar. Nun begann wieder das Zeltleben. Am zweiten Reisetage ruhten sie am Tabobsbrunnen, wie einst unser Heiland, als Er müde von der Reise es nicht verschmähte, mit der Samariterin zu reden von

dem Wasser des Lebens und der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. In S i c h e m wurden die Reisenden feierlich von dem Gouverneur empfangen, der ihnen auf weißem Araberhengst entgegenritt, und dann wurde der S a r i z i m bestiegen. Der sie begleitende Samaritanische Scheik zeigte ihnen auf der Spitze des Berges das Heiligtum, auf dessen Altar noch jezt das Passahlamm alljährlich geschlachtet würde, und sagte ihnen, das sei der echte Platz, auf dem Abraham den Isaak habe opfern sollen, — und daß die Samaritaner noch auf den kommenden Messias warteten. So ist des Heilands Antwort im Lauf der Jahrhunderte von der Stadt Sichem vergessen worden, und sie opfern noch heute auf dem Garizim, taten es wenigstens noch im Jahr 1865.

Nach einem Besuch der Ruinen der Hauptstadt S a m a r i a und der Ebene von D o t h a n, die die Erinnerung an Elisa wach rief und an Joseph, der hier von seinen Brüdern verkauft wurde, sahen sie in der Ferne den scharf gegen den Himmel sich abhebenden K a r m e l rücken zum erstenmal auftauchen, zu dessen Füßen im Nordosten die weiten Schlachtgefilde von H a r m a g e d d o n sich erstrecken, die noch in der Zukunft große Bedeutung haben werden, nachdem sie schon früher viel Blutvergießen gesehen haben. In T e s r e e l gedachte Marie des Ahab und seiner grausamen Königin Isebel; S u n e m erinnerte an den Propheten Elisa und sein Prophetenstübchen. Dann kamen sie nach N a i n, vor dessen Thoren sie im Geist sahen, wie der Heiland der Witwe ihren einzigen Sohn wiedergab. Vor ihnen erhob sich der T a b o r, in einsamer Größe steigt er mitten aus der Ebene auf. Vor Mariens Geistesaugen erschien Raphaels Gemälde in St. Peter in Rom, — Christus mit Moses und Elias, und am Fuß des Berges der Vater mit dem kranken Sohn, auf dem Gipfel zu Füßen des Heilands die drei Jünger, geblendet nach oben sehend, unten die übrigen neun Jünger, den beseffenen Knaben umstehend, ohne helfen zu können! — Sie vergegenwärtigte sich das gewaltige Gotteszeugnis: „Dies ist Mein lieber Sohn, den sollt ihr hören!“ — und in wunderbarem Gegensatz dazu sah sie zu Füßen der Berge Galiläas das Dorf E n d o r, nahe bei Nain, wo Saul in einer Höhle die Hexe befragte. — Von hier ging es nach N a z a r e t h, noch heut die „Liebliche“ in-

mitten gartenreichen Hügellandes. Die Reisenden lagerten nahe am „Brunnen der Jungfrau“, wo sie sich Maria und den Jesusknaben vergegenwärtigten, wie sie hier ihr Wasser schöpften. Hier ließ man die Zelte und die Dienerschaft zurück, zog weiter und bestieg den K a r m e l, indem man über den Rishon setzte, in dem Elias die Baalspriester ertränken ließ. — Von H a i f a an der blauen Meeresküste heraufklimmend, kamen sie zu dem schön gelegenen Kloster, das, auf der äußersten Spitze des Karmelgebirges gerade über der See liegend, einen großartigen Blick hat weit hinaus über das Mittelmeer. Im Fremdenbuch fanden sie zu ihrer Freude die Namen von Marias Schwestern, Blanche und Josephine. Am nächsten Tage kehrten die Reisenden über Haifa auf demselben Wege nach Nazareth zurück, wo nochmals Erinnerungsstätten, die der heiligen Familie geweiht sind, besucht wurden, ehe man nach dem Hügel ritt, auf dem K a n a gelegen hat, jetzt ganz vereinsamt, nur Bäume und Feldblumen wachsen auf der Stätte, wo Jesus das Wasser in Wein verwandelt hat. Ein wundervoller Rundblick auf die grünen Berge Galiläas, die waldigen Höhen des Karmel und des L i b a n o n und die schneebedeckten Spitzen des H e r m o n, — das weite Meer in der Ferne und die Jordanebene erfreute sie auf dem Ritt, der sie auf anderem Wege nach Nazareth zurückbrachte.

Am 15. Juni verließen sie im kühlen Morgentau den lieblichen Ort und bestiegen den T a b o r, von wo sie den ersten Blick auf den S e e G e n e z a r e t h gewannen, wohin ihr Weg sie dann durch die grünen, mit schönen alten Eichen bewachsenen Hügel von Galiläa führte, die sie wie ein gut gepflegter englischer Park anmuteten. Nach dem feuchten, fast kalten Morgen wurde es ein schrecklich heißer Tag, unter dem unsere Reisenden sehr zu leiden hatten. Sie genossen daher ein kühles Bad im Jordan, obgleich das Wasser sumpfig war, recht von Herzen. Sie tranken auch von dem Wasser des heiligen Flusses, was vielleicht etwas unvorsichtig war. Dann erreichten sie den See Genesareth bei den Ruinen des alten T i b e r i a s mit seinen Schwefelquellen, deren Wasser sich in den See ergießen! In der bedrückend heißen Nacht, die diesem 15. Juni folgte, konnte Marie es nicht im Zelt aushalten, sie verließ die Lagerstätte und blickte von dem Zelt-

eingang hinaus auf das stille Wasser des Sees, auf dem Jesus gewandelt war, als Er Seinen Jüngern zu Hilfe kam, und gedachte jener sturmbelegten Nacht, als Er im Boot schlief und dem Wind und Meer gebot, — „da wurde es ganz stille“. Wie bald sollte auch in ihr Leben der Sturm vernichtend eingreifen, — wie wird da die Erinnerung an diese stille Nacht am See Genezareth, wo alles sie an Ihn, ihren geliebten Heiland, mahnte, ihr ein starker Trost gewesen sein. Sie schreibt am nächsten Tage:

„Wir gaben uns einen Ruhetag, den wir alle brauchten, Friß noch mehr als ich, da ihm die Hitze gestern zu viel gewesen war, und er einen furchtbaren Kopfschmerz und Fieber davongetragen hat. Ich fange an zu fürchten, daß der Besuch von Palmyra, den ich mir so wünsche, nicht ausführbar sein wird, wenn diese furchtbare Hitze anhält. Darf ich ihm denn zureden, 6 Tage durch die Wüste zu reiten, da er sich dabei eine ernste Krankheit zuziehen könnte? Wir fangen an, uns ernstlich nach der Heimreise zu sehnen, ich wollte, sie wäre schon näher, als sie es dem Plan nach ist! Wir hoffen, in 6 Wochen heimzureisen, obgleich ich natürlich gern alles sehen möchte, was noch zu sehen ist, da ich weiß, daß ich nie wieder hierher zurückkehren werde. Ich möchte gar nicht gern noch einmal hier sein, nachdem ich alle die heiligen Stätten einmal gesehen habe.“

Bei einem erfrischenden Bade im See hatte sie ihren Spazierstock mitgenommen, um sich im Gleichgewicht zu halten, da das Wasser stark zog, warf ihn aber ans Ufer zurück, wobei er, gegen ein Felsstück schlagend, zerbrach. Das war ihr ein schmerzlicher Verlust, da ihr Gatte ihr diesen Stock mit silbernem Hufeisen am Morgen nach ihrer Hochzeit in Fontainebleau geschenkt hatte. Während die Fürstin diesen Verlust beklagend im Zelt saß, lag ihr Gemahl, ihre Stütze, in noch ganz anderem Sinn krank auf dem Lager. Noch ahnte Marie nicht, wie bald ihr der so viel schwerere Verlust bevorstand. Der Blick über den blauen See auf die flüderfarbenen Berge von Gilead, von der Zelttüre aus, war entzückend, aber die Hitze so groß, daß Marie sich jeden Augenblick den Schweiß trocknen mußte, während ein heißer Südwind alles durchglühend ihr ums Gesicht fächelte, wie die Luft aus einem glühenden Ofen. Am andern Ufer des Sees hatten die Beduinen ein Feuer entzündet, das die Heuschrecken ver-

brennen sollte, und es umzirkelte den ganzen See, indem es sich wieder spiegelte, wie ein glühender Gürtel.

Am 17. Juni wurde Tiberias verlassen. Etwas ausgeruht waren sowohl die Menschen wie die Tiere nach mehrfachen erfrischenden Bädern. Nun ging es bei dem „Berg der Seligpreisungen“ vorüber zu den Ruinen von Magdala, dem einzigen Ort in der Ebene Genesareth, der noch bewohnt ist; sonst ist alles bewachsen mit Oleanderbüschen und unzähligen Disteln; die Verödung dieser einst so gesegneten Stätten, die Sein heiliger Fuß betrat, läßt den Wanderer erschauern, und man hört im Geiste des Heilands ernstes dreimaliges „Wehe“ über Chorazin Bethsaida und Kapernaum (Matth. 11, 21—24). Man sieht zwar überall noch im Erdboden vergrabene Ruinenfelder, und die wasserreiche Tiefebene mit gutem Unterplatz für Fischerboote zeigt doch noch genau denselben Charakter wie zur Zeit des Heilands.

In einer von den Kreuzfahrern gegründeten Niederlassung Safed, nördlich vom See Genesareth in einem schattigen Thal gelegen, von dem aus man den See nicht mehr sehen kann, blieben die Reisenden in der Nacht vom 17.—18. Juni. Dort fühlte der Fürst sich wieder kränker, das Fieber und die starken Kopfschmerzen nahmen zu und sie hatten hier wieder einen Ruhetag. Marie fing an, besorgt zu sein, und bat Gott ernstlich, ihn wieder herzustellen. Er blieb den ganzen Tag im Bett, und kalte Umschläge taten ihm wohl. Marie las ihm das Lukasevangelium vor, was ihm eine Erquickung war. Es war noch sehr heiß, aber nicht so erdrückend wie in Tiberias, da sie jetzt viel höher waren, als an dem tief gelegenen See. An einem der drei Quellströme des Jordan, die sich im See Merom vereinigen und, ehe sie einmünden, in Wasserfällen und Gießbächen von den Höhen des Hermon herabstürzen, lagerten unsere Reisenden oberhalb der Ruinen von Cäsarea Philippi in einem wunderschön gelegenen Olgarten. Ahnungslos, daß hier die Krankheit ihres Gemahls so schwer werden würde, freute sich Marie noch am 20. Juni, daß es ihm viel besser ginge. Er konnte auch wirklich an diesem Tage mit ihr noch die Jordanfälle bewundern, die an Tivoli und den Anio erinnerten; auch die Pan-Grotte, die hier zu sehen ist (daher der Ort auch Banias heißt) und die interessanten

Ruinen aus römischer Zeit wurden noch gemeinsam besichtigt, aber dann scheint es mit den Kräften des Fürsten zu Ende gewesen zu sein. Am 21. Juni lesen wir:

„Ein Tag der qualvollen Herzensangst! Mein geliebter Fritz wurde so krank, daß wir beide glaubten, es ginge zu Ende. Meine Verzweiflung, das Gefühl der Einsamkeit und Angst zu beschreiben, die ich bei dem Gedanken empfand, ihn verlieren zu sollen, den ich in den 7 Monaten unsrer glücklichen Ehe so innig lieben lernte, ist unmöglich. Ich flehte und schrieb zu Gott, unserem himmlischen Vater, uns in Gnaden vor diesem furchtbaren, vernichtenden Schlag zu bewahren.“

Der Dragoman Giovanni wurde nach Damaskus geschickt, von dem sie noch zwölf Stunden entfernt waren, um ärztlichen Rat zu holen. Er versprach, die ganze Nacht zu reiten, und Marie bat Gott, seine Reise zu beschleunigen. Als sie allein am Eßtisch saß und ihres geliebten Mannes Stuhl leer blieb, konnte sie sich der Tränen nicht enthalten in dem Vorgefühl, daß es nun für immer so sein könnte. In der folgenden Nacht fand ihr armer Gatte keinen Augenblick Ruhe vor grausamen Schmerzen, er konnte sie nur ertragen, wenn er hin und herwanderte, aber gegen Morgen schenkte Gott etwas Erleichterung. Auch der 22. Juni war ein Tag des Leidens und der Angst seiner Gattin. Marie saß an seinem Lager und wehrte den Fliegen, die seinen oft unterbrochenen Schlaf zu stören drohten, wenn er ein wenig Ruhe fand. Wie war sie traurig! Ihr Blick streifte über das Thal, durch das der Jordan dahinfloß, hinunter zu der alten Stadt, in Pappeln und Oliven gebettet am Fuß des Hermon, so saß sie wartend, den ganzen Tag und die folgende Nacht, aber der Bote kam nicht. Wie mögen ihr die Worte des Psalms durch den Sinn gegangen sein, die vielleicht gedichtet waren in ähnlicher Lage: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt, meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat“ (Ps. 121), und „wie der Tau, der vom Berge Hermon herabfällt auf die Berge Zions“, so floß wohl der köstliche Balsam Seines Trostes in ihr müdes, wachendes, betendes Herz (Ps. 135).

Im Lauf des Freitag, am 23. Juni, kehrte der Bote mit den Instrumenten und Mitteln zurück, die einige Erleichterung gaben. Marie las ihrem Gatten vor, was den gewünschten Erfolg hatte, ihn einzuschläfern. Er versuchte auch ein wenig

zu essen, um Kräfte zu sammeln für die beschwerliche Reise, die nun ohne Verzug am 24. Juni angetreten werden mußte. Sie hofften, über Sidon zu Wasser Beirut erreichen zu können, wo er die Bequemlichkeit eines guten Hotels und die Hilfe eines geschickten Arztes finden sollte, da er die Hitze in Damascus scheute. Marie erhoffte zu Gott, daß Er ihn in Beirut wieder herstellen würde. Hier verließen die Reisenden die Fußspuren des Heilands auf Erden, in der Gegend von Cäsarea Philippi war es gewesen, als Er Seine Jünger fragte: „Wer sagen die Leute, daß Ich sei?“ und wo Petrus sein großes Glaubensbekenntnis abgelegt hat. Am 24. Juni lesen wir:

„Wir verließen B a n i a s heut früh, der geliebteste Friß wurde von 8 Männern, die sich abwechselten, in seinem Bett getragen; es ging mir zu Herzen, den sonst so starken und lebenskräftigen Mann so schwach und hilflos zu sehen; es kamen mir unendlich traurige Gedanken, als ich die weiße Hülle, unter der er gegen die Sonne geschützt ruhte, sah, aber ich war doch froh, daß er transportiert werden konnte. Er sagte auch, er fühle sich ganz behaglich.“

Vielleicht sagte er es mehr, um seine geängstigte kleine Frau zu trösten. Nach elfstündiger mühevoller Wanderung lagerten sie halbwegs in einem kleinen Mohammedanerdorf, wo man so unfreundlich war, daß man ihnen nichts verkaufen wollte, vielleicht fürchteten sie eine Ansteckung. Am 25. Juni erreichten sie nach beschwerlicher Reise S i d o n, von den blauen Wogen des Mittelmeers bespült. Unterwegs hatten sie noch einen wundervollen Ausblick auf den großartigen Libanon gehabt, aber nur von ferne, und es war doch ein tiefes Bedauern, daß ihre weiteren Pläne und Wünsche so zu nichte geworden, das mußte Marie zugeben, wenn sie ehrlich sein wollte, obgleich ihr das Opfer, Damaskus, Baalbeck, Palmyra und die Cedern des Libanon nicht gesehen zu haben, doch so klein und gering erschien, ja wie gar nichts, wenn sie nur mit diesem Opfer die Kraft und Gesundheit ihres geliebten Gemahls zurückerkufen könnte.

„Ich bitte Gott ernstlich, mir diesen Einen Gebetswunsch zu erfüllen, und ich hoffe zuversichtlich, daß Er mich erhören wird.“

Drei bis vier Stunden ermüdenden Wartens in Sidon, ehe das Boot bereit war, gingen endlich auch zu Ende. Der Fürst lag auf seinem Bett, die Fürstin legte sich gleichfalls auf eine

Matraße, und so traten sie in großem offenem Segelboot ihre letzte gemeinsame Fahrt an. Statt, wie sie hofften, bei gutem Winde in fünf Stunden anzukommen, brauchten sie 17 Stunden. Bei ihrem Abschied von Sidon wurden Kanonenschüsse gelöst zu Ehren der Jahresfeier der Thronbesteigung des Sultans. So verließen sie die Küste, und das blaue Meer trug sie nach Beirut. Der Blick auf den weiten, blauen Golf, umgeben von grünen Hügeln, über die still und ernst der schneebedeckte, langgestreckte Libanon herunterschaut, wird ihr wieder das Wort ins Gedächtnis gerufen haben: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen . . .“ In dem Tagebuch steht noch das Datum des 26. Juni, — aber kein Wort weiter!

Der Rest des Buches sind unbeschriebene Blätter! — Auf dem alten Löschpapier, das hier noch in dem Buch liegt, steht unter vielen einzelnen darauf geschriebenen Worten eins, das wie ein Ausklang lautet: „Eternity!“ Ja, es war die Ewigkeit, die mit ihrem heiligen Ernst hereingriff in diese Zeitlichkeit und diesem Leben ein Ziel setzte, nachdem seine junge Gattin eben angefangen hatte, sich so recht von Herzen ihres Glückes zu freuen. Der Prinz starb sechs Tage später, am 2. Juli 1865, genau acht Monate nach ihrer Verheiratung, im noch nicht ganz vollendeten 65. Lebensjahr.

Aus einem späteren Bericht über diese letzte Fahrt, den wir der Schwester der Fürstin verdanken, entnehmen wir noch folgendes:

„Die Durchquerung der Wüste zwischen Damaskus und Baalbeck wäre eine zu große Anstrengung gewesen, da der Fürst ja schon am See Tiberias so von der Hitze gelitten hatte. Trotzdem sie in Sidon ein großes, offenes Boot gemietet hatten, um die Fahrt in guter Seeluft zurückzulegen, die in der That auch wohlthuend auf beide wirkte, wurde der Fürst dennoch in Beirut kränker, und das Fieber verzehrte seine Kräfte rasch, wenn auch die namenlosen Leiden der ersten Tage der Krankheit nach den Mitteln des Arztes in Damaskus nachgelassen hatten. Am 2. Juli trat der Tod ein. Weil die Cholera damals in Syrien wütete, ordneten die Behörden eine sofortige Beerdigung an, die nach Einbalsamierung der Leiche unverzüglich, doch provisorisch auf dem Friedhof in Beirut stattfand. Die junge Witwe lehrte nach diesem tief traurigen Ereignis allein mit der Jungfer

Marguerite und dem Kurier nach Paris zurück. Sie machte die ganze Reise zu Wasser, so daß sie möglichst wenig von der Welt sah. Ihr Schwager, der Baron Wächter, reiste ihr bis Havre entgegen. — Mitte Oktober fuhr der Kurier wieder nach Beirut zurück, um die sterblichen Überreste des teuren Verstorbenen zu holen und nach Schloß Noer in Schleswig zu geleiten. Im November begaben sich die verwitwete Fürstin und ihre Mutter in Begleitung ihres Schwagers, des Baron Wächter, dorthin, wo die teure Leiche in der Familiengruft des Schlosses Noer beigesetzt wurde. Darauf kehrte die Fürstin nach Paris zurück und blieb in der vereinsamten Wohnung ihres Gemahls, bis sie mit den Geschwistern nach Lautenbach ging und später, nach mehrmaligem Aufenthalt in der rue Balzac, 1866 mit ihrer Mutter nach Amerika reiste, wo sie zwei Jahre blieb.

Nach Ablauf dieser Zeit kehrten sie beide zurück nach Paris und wohnten zusammen in einer Parterrewohnung desselben Hauses, in dem die Geschwister Wächter im ersten Stock residierten. Den Sommer brachten sie gewöhnlich in Lautenbach zu und so blieb es, bis der Krieg 1870 ausbrach. Während des Krieges wurde der Schwager Minister des Auswärtigen in Stuttgart. Mrs. Lee und die Fürstin Noer wechselten nun wieder wie früher vor der Verheiratung zwischen dem Aufenthalt in Stuttgart und Lautenbach ab. So lange sie in Paris waren, hielten sie fernerhin treu zu der Kirche, in der ihr geliebter Pastor Meyer gepredigt hatte, der während ihres Aufenthalts in Amerika zu ihrem großen Schmerz gestorben war. Die Fürstin bewahrte ihm zeitlebens ein dankbares Andenken. Des Sonntags pflegten sie Arme und Kranke zu besuchen, wobei das liebevolle Wesen der teuren Marie sich in treuer Hingabe betätigte. Die Mutter war ihr in den Werken christlicher Liebestätigkeit ein leuchtendes Vorbild und unterstützte ihre vereinsamte Tochter in treuer, mütterlicher Liebe in jeder Beziehung. Doch fand dieselbe in ihrem großen Leid ihren Trost und Halt allein beim Herrn!“ —

Diese im November 1914 nach dem Heimgang der teuren Verewigten von ihrer Schwester diktierten Worte lassen uns einen Blick tun in die Ereignisse, die sich an das so jäh abgebrochene Hochzeitsreise-Tagebuch anschlossen. Von ihr selbst hören

wir über diese ganze Zeit nichts. Unser hochgelobter Herr hat mit Seinen Kindern allezeit Gedanken des Friedens und nicht des Leides, und wenn Er Sein geliebtes Kind in diese Schule tiefer Vereinsamung hineinführen wollte, so geschah es ganz gewiß aus Liebe, damit in dem Feuer der Trübsal das kostbare Gold ihres Glaubens vollends geläutert und echt erfunden würde! Und wenn ihr bange werden wollte, auf der Fahrt, als sie da mit gebrochenem Herzen und mit zertrümmerten Lebenshoffnungen von Beirut nach Havre reiste, oder später in der verödeten Wohnung in Paris, mag doch durch ihre Seele ein Ton geklungen haben, wie er in dem Liede zum Ausdruck kommt:

In der Heimat Jesu ist ein Platz für dich,
Vor dem hier auf Erden aller Glanz erblich,
Sag, warum du einsam, ohne Frieden bist,
Da am Herzen Jesu doch die Fülle ist!





XVII.

Das Kreuz der Wittwenschaft.

1865—1873.

O süßer Stand, o selig Leben,
Das aus der wahren Einsalt quillt,
Wenn sich ein Herz Gott so gegeben,
Daß Christi Sinn es ganz erfüllt,
Wenn sich der Geist nach Christi Bilde
In Licht und Recht hat ausgericht't
Und unter solchem klaren Schilde
Durch alle falschen Höhen bricht.

Die unbeschriebenen Seiten jenes am 26. Juni 1865, sechs Tage vor dem Tode ihres Gemahls so plötzlich abgerissenen Tagebuchs reden eine stille und heilige Sprache. Sie sagen uns, daß in das Leid, durch das die Fürstin in jenen Zeiten ging, niemand hinein blicken sollte. Der Herr hatte sie nach kurzem Eheglück in die Einsamkeit der Wüste geführt. Wie in jenen vier Wochen ihrer Ehe, als die tiefe Stille des Wüstenlebens sie noch enger mit dem geliebten Manne verband, als es vorher die Zeit auf dem Nil vermocht hatte, so war diese Wüste, in die der Herr Sein Kind nun führte, dazu angetan, sie enger mit ihrem geliebten Meister zu verbinden, als die sonnigen Jahre vorher es vermocht hatten. Zwei Bibelworte scheinen für diese Zeit bezeichnend, das eine Hosea 2, 16: „Siehe, Ich will sie locken und will sie in eine Wüste führen und freundlich mit ihr reden“, und das andere Hohelied 8, 5: „Wer ist die, die heraufsteigt von der Wüste und lehnet sich auf ihren Freund!“

Wir wissen nichts anderes aus diesen Jahren, als was ihre Schwester darüber gesagt hat, nichts von den ersten Monaten tiefer Vereinsamung, nichts von dem Weh, den Anfechtungen, den Schmerzen, die sie durchzukosten hatte, ehe sie sagen lernte: „Ja, Vater!“

Wir wissen auch nichts von der Zeit, die sie im alten Heimatlande mit der Mutter zubrachte, nachdem das erste Trennungs-

jahr vorüber war, nichts, wie sich eigentlich ihr Leben in Paris in den neun Jahren ihrer Witwenschaft gestaltete, nur so viel, daß sie wenig oder fast gar nicht an der Geselligkeit teilnahm, die im Hause ihrer Geschwister weiter gepflegt wurde. Einmal wird in späteren Tagebüchern erwähnt, daß sie zeitweilig mit dem Gedanken umging, barmherzige Schwester zu werden. Wie sich später das Verhältnis zu den Verwandten ihres Gemahls gestaltete, ist uns auch wenig bekannt, nur so viel, daß sie, nachdem sie zum zweitenmal verheiratet war, mit der Enkelin ihres Gemahls, der Tochter seines Sohnes, wie schon erwähnt, verkehrte. Ebenso war sie mit den beiden Nichten ihres Gemahls gut bekannt. Die Prinzessin Amalie, geb. 1826, die unverheiratet geblieben ist, hat sie später in Schleswig besucht, und mit der Prinzessin Henriette, geb. 1833, die 1878 den Professor v. Esmarch in Kiel heiratete, verkehrte sie gleichfalls. Die Tochter des Prinzen, ihre Freundin Prinzessin Luise, von der der Vater in Jerusalem die ihn erfreuende Nachricht bekam, daß sie einen Lebensgefährten gefunden — wohl die letzte Nachricht, die der Vater von der Tochter bekam —, war, wie schon erwähnt, mit dem Prinzen Handjéri verheiratet. Der Sohn aus dieser Ehe stand, als ihr Patenkind, Marie bis in ihre letzten Lebensjahre nahe; sie liebte sehr sein Töchterchen, die Prinzessin Karoline Mathilde, deren seelenvolle, fragende Augen sie gewiß oft an die Großmutter des Kindes, ihre geliebte Freundin, Prinzessin Luise, erinnerte. Die Gemahlin des jungen Prinzen Charles war die Tochter des Bruders der Prinzessin Luise, Prinz Friedrich, also gleichfalls eine Enkelin des Fürsten Noer, Maries erstem Gemahl.

Ein Erlebnis aus dem Jahr 1871, das einem ersten Annäherungsversuch ihres zweiten Gatten die Wege zu ebnen verfehlt hatte, möchte erst später erwähnt werden, nur so viel sei schon hier davon gesagt, daß Marie mit ihrer Mutter nach dem Kriege noch einmal nach Paris zurückkehrte, um die Häuslichkeiten aufzulösen, sowohl die eigene, als die ihrer Schwester und ihres Schwagers. Jedenfalls ahnte Marie damals noch nicht, daß nur ein ungünstiger Zwischenfall es verhinderte, daß sie schon zu der Zeit ihren zweiten Gatten kennen lernte, der als militärischer Bevollmächtigter in Paris weilte.

Im Dezember 1871 fing sie in Stuttgart nach vieljähriger Pause wieder ein Tagebuch an, von dem uns noch einige Aussprüche beschäftigen sollen, da sie einen Einblick in ihre Herzensstellung zu jener Zeit geben. Es ist das einzige, außer den Reisebüchern, das ihren Witwenamen trägt: „M. E. de Noer.“ Sie hatte ja aus ihrer kurzen Ehe nur den Titel übrig behalten, aber was war ihr der Titel nun? Ein leeres Gefäß ohne Inhalt. Sie hatte sich früher oft angeklagt wegen ihres Ehrgeizes, nun war sie „die durchlauchtige Fürstin“, aber was ihr früher lockend erschienen war, daß die Ehe mit einem Hohen der Erde ihr die Türen öffnen möchte zu allen irdischen Ehren, das hatte nun nach dem Tode ihres tief betrauten Gemahls allen Reiz für sie verloren.

Nach einer gesegneten Kommunion fing die Fürstin das neue „religiöse Tagebuch“ an mit den Worten:

„So helfe mir Gott noch einmal! — Ich möchte in der Gnade wachsen und hoffe zu Gott, daß dies kleine Buch mir dabei helfen soll. Christus hat sich selbst mir gegeben, und ich habe aufs neue mich Ihm gegeben. Möchte Sein Leben aus meinem Leben hervorleuchten. Den alten Kampf mit den alten Feinden gilt es von neuem aufnehmen. Auf Jesu Arm mich lehnen und bin ich stark, und Er wird mich nicht allein den Kampf ausfechten lassen, um meine — Seine Feinde zu überwinden bis zur endgültigen Vollendung. Und nach erreichtem Ziel: wie selig wird Sein Willkommen sein in meines Vaters Hause!“

Wieder beschloß sie, abends nicht zu spät zu Bett zu gehen, um morgens frisch zu sein, um ihre volle Stunde für das Lesen des Wortes Gottes und für das Gebet zu haben, — und dann nach der Andacht im Familienkreise:

„Was meine Hand auch zu tun finden mag, es mit aller Macht und Ausdauer zu tun!“

Dieser Fleiß, der sie nie eine Pause machen ließ, der ihre Zeit voll und ganz in Anspruch nahm, blieb ihr eigen bis in ihr hohes Alter. Man hatte stets den Eindruck, daß sie ernste Pflichten zu erfüllen habe, für die alle Kraft und alle Zeit eingesetzt werden mußten. Wenn es ihr etwas schwer werden wollte, besonders im Winter, so früh aufzustehen, sagte sie sich:

„Was ist dies kleine Opfer der Bequemlichkeit im Vergleich zu dem, was mein Heiland für mich getan hat, oder was Seine

Nachfolger in Zeiten der Verfolgungen auf sich genommen haben um Seinetwillen, den sie liebten. Ich bin noch so gebunden an die Gemüthlichkeit und übe zu viel Selbstnachsicht. Ich bringe mich nicht selbst genug als lebendiges Opfer dar. Aber wenn ich gegen meine Trägheit kämpfen will, ist meine Kraft nichts als jämmerliche Schwachheit, wie ich es immer erfahren habe. Er allein ist der Fels, auf dem ich mich fest gründen kann. Herr, laß nicht den Samen Deines Wortes durch die Sorgen dieser Welt oder durch Betrug des Reichthums erstickt werden, hilf mir Frucht zu bringen zu Deiner Ehre!“

Sie sehnte sich stets nach immer tieferer Liebesgemeinschaft mit dem für sie gekreuzigten Lamm, und darum legte sie wiederholt alle irdische Liebesgemeinschaft als Opfer auf Seinen Altar, damit nichts zwischen ihr und Ihm stehen möchte, weder die Erinnerung an die glücklichen Zeiten ihrer kurzen Ehe, noch auch Hoffnungen auf kommendes Glück. Ihm allein sollte ihr Herz gehören, Ihm allein wollte sie sich weihen, ihren Willen Ihm ganz hingeben und keine eigenen Wünsche mehr im Herzen hegen, nichts, aber auch nichts festhalten, was Er ihr nicht geben wollte. Gottes Wege sind nicht unsere Wege, das war die ernste Lektion, die sie sich in ihrer einsamen Witwenzeit immer wieder einzuprägen versuchte. Das bezog sie auf jeden Gedanken, der sich etwa in ihr regen mochte. Davon ein Beispiel, geschrieben am 21. April 1872:

„Als ich heut aufstand, hatte ich ein demütigendes Gefühl davon, daß meine Geisteskräfte denen mancher andren nachstehen, was ich in einem Gespräch, das ich gestern abend gehabt, peinlich empfunden hatte. Da bat ich Gott ernstlich um Weisheit, anknüpfend an Seine Verheißung: ‚So jemand unter euch Weisheit mangelt, der bitte von Gott...‘ Darauf fügte Er es so, daß ich Micha 6 las, und in diesem Kapitel zeigte mir der Geist besonders das Wort Vers 8: ‚Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten, Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott!‘ Das war eine schnelle Antwort auf mein Gebet um Weisheit. Ich hatte irdische Weisheit, oder eigentlich Klugheit, Gaben des Verstandes haben wollen, und siehe, was Gott für das Beste für mich hielt: Gehorsam, Liebe und Demut. Möchte Sein heiliger Wille sich in mir vollenden, und ich in Gehorsam, Liebe und Demut mit meinem Gott wandeln, Ihm zur Ehre mein Leben lang!“

Und dies Gebet hat Gott in Wahrheit erhört.

Sie erinnerte sich dann bewegten Herzens, daß es vor ein paar Tagen, am 17. April, zehn Jahre her gewesen war, daß sie zum erstenmal an der Kommunion teilgenommen hatte, und daß sie so tief gesegnet worden war durch ihren lieben P. Meyer. Sie kann sich noch so des Eifers und der liebenden Begeisterung jener Tage erinnern, jener Sehnsucht, treu zu sein und in naher Gemeinschaft mit Gott zu wandeln:

„Nun bin ich schon seit 10 Jahren den schmalen Weg gepilgert, und wenn ich an die erste U m w a n d l u n g m e i n e s H e r z e n s zurückdenke, so sind es durch Gottes Gnade nun schon 15 Jahre seit dem H e r b s t 1857, daß ich versucht habe, als Christin zu leben. Gott gab mir wunderbare Erfahrungen, als ich mich zuerst zu Ihm wandte, wohl, um mir Mut zu machen auf dem neuen Weg, den ich eingeschlagen hatte. Und wie steht es jetzt? Habe ich es je bereut, daß Er mich diesen Weg geführt? Nein, ich möchte den erwählten Weg nicht verlassen um irgend eines anderen willen, möchte er noch so glückverheißend und blumig erscheinen. Aber ich bin mir bewußt, daß das Ziel mir noch fern ist, daß ich immer noch zu kämpfen habe mit Kleinglauben, mit Selbstsucht und Trägheit und vielem anderem. Ohne mein Vertrauen auf das Heil in Jesu, Seine Gerechtigkeit und Seine Fürbitte würde ich hoffnungslos entmutigt sein und meine Arme sinken lassen in der traurigen Überzeugung, daß Vollkommenheit für mich nicht zu erreichen sei. Aber Ihm sei Dank, der uns d e n S i e g g e g e b e n h a t d u r c h u n s e r n H e r r n J e s u m C h r i s t u m . Er allein ist meine Kraft, meine Hoffnung und mein Heil!“

Im Mai 1872:

„Ich habe an mir selbst die selige Erfahrung der Bedeutung der Worte Jesu gemacht: „Bleibet in Mir und Ich in euch!“ Er hat, so glaube ich gewiß, in Seiner unergründlichen Herablassung Seinen bleibenden Wohnsitz in mir genommen. Er hat aus meinem Herzen S e i n e n T e m p e l gemacht. Er hat mein Herz durch Seinen heiligen Geist gereinigt von all seinen Unreinheiten und hat mich völlig glücklich gemacht durch Seine Gegenwart. J e s u s , das habe ich in Wahrheit erfahren, ist mir zur v o l l e n G e n ü g e geworden! Er kann jede Lücke ausfüllen, in jeder Herzens einsamkeit mit Seiner Liebe ersetzen, was uns fehlt, Er, der uns das Eine ist, was uns not ist. Meine Seele ist erfüllt von anbetender Bewunderung darüber, daß der große, allmächtige Gott, der die Ewigkeiten ausfüllt, der Seinen Thron im Himmel bereitet hat, dessen Fußschemel die Erde ist,

daß dieser unendlich Heilige, dieses herrliche, erhabene göttliche Wesen sich so tief herablassen wollte, Sich Selbst mir mitzuteilen, Seine Wohnung zu nehmen in dem Herzen Seines armen, demütigen, unwürdigen Geschöpfes. Ich bin unfähig, die Tiefe dieser Liebe zu ergründen, sie ist, wie ihr Urheber, ohne Ziel und Ende. Aber ich kann und darf mich an dem Trost und Frieden dieser kostbaren Wahrheit erquicken!“

Am 5. Juni 1872 kehrte die Fürstin aus Stuttgart wieder in das stillere Lautenbach zurück, das sie so liebte, weil es ihr immer schien, als sei sie Gott dort näher als im Geräusch des Stadtlebens. Andererseits gab die Stille des Landlebens ihr auch mehr Veranlassung zum Nachsinnen über ihre große Lebensenttäuschung, und etwas wie Lebensmüdigkeit, wie eine große Öde und Gottferne möchte sich wie eine Anfechtung in ihre Seele einnisten; das Leben erscheint ihr ziellos und zwecklos und daher unbefriedigend. Sie fühlt diese Leere besonders schmerzlich, nachdem sie die wunderbare Gegenwart des Heilands so tief und wahr schmecken durfte. Es ist das Herabsteigen von Taborshöhen, — da unten harret die Erde mit ihren Nöten und mit dem menschlichen Unvermögen, diesen Nöten abzuhelpen, und das empfindet sich besonders schmerzlich, wenn man vorher Gottes Offenbarungsstimme gehört und niemand gesehen hat als Jesum allein. So mag es auch Mose zu Mut gewesen sein, als er, von der Höhe des Sinai herabsteigend, wo Er Gott geschaut hatte, sein Volk um das goldene Kalb tanzen sah. Aber es liegt im Wesen der teuren Marie, daß sie immer geneigt ist, die Schuld allein bei sich zu suchen. Am 21. Juli lesen wir:

„Bin ich nicht selbst Schuld daran, wenn Er nicht in mir geblieben ist? Bin ich denn in Ihm geblieben? Vielleicht ist der Grund dieses Erkaltens darin zu suchen, daß ich nicht immer die volle Morgenstunde zur Gemeinschaft mit Ihm innegehalten habe? Was es auch sein mag, allbarmherziger Gott, löse mich in Gnaden von allem, unterdrücke in mir alles, was zwischen Dich und meine Seele treten möchte, und was mich hindern könnte, die ununterbrochene Gemeinschaft mit Dir zu genießen, mein Heil und mein Leben. Fern von Dir müßte ich verschmachten und sterben!“

Eine Ferienzeit mit der kleinen Nichte Blanche, die sie aus Genf abgeholt hatten, und deren Bruder im Haus der lieben

Geschwister ging vorüber, ohne große äußerliche Ereignisse zu bringen. Das Leid, selbst ohne Rind zu sein, was ihr lange schmerzlich war, mag bei dem frohen Treiben der Kinder ihrer Geschwister sie wieder in Traurigkeit versetzt haben, während sie sich doch so heiß danach sehnte, über dem allem zu stehen. Wir lesen Ende August in ihren Aufzeichnungen:

„Ich sehne mich danach, ein geistliches, ein göttliches Leben zu führen, über der Welt zu stehen und über der Sichtbarkeit. Und doch finde ich in mir noch so viel Irdisches. Ich habe noch ein Begehren in mir nach Glück, wie ich es einst gekostet und verloren habe! Ich vergesse, daß ich nicht dazu auf der Erde bin, um glücklich zu sein, sondern um gereinigt und geheiligt zu werden. Und dieses Ziel meines Gottes kann Er am besten in mir erreichen auf dem Wege der Leiden und des Selbstopfers, das Er von mir fordert. Vater, lehre mich ohne Klagen zu sagen: Dein Wille geschehe!“

Am 1. September 1872 erwähnt die Fürstin Noer bei Gelegenheit einer gottesdienstlichen Siegesfeier zum erstenmal die Kirche in Rochendorf, die ihr früher ganz fremd gewesen, weil ihr die deutsche Sprache nicht geläufig genug gewesen war. Nun mag sie, da sie doch nach dem Kriege ständig ihren Aufenthalt in Deutschland hatte, die Sprachstudien, die sie mit dem Fürsten so eifrig betrieben hatte, auch in der Erinnerung an ihn fortgesetzt haben. Die bewegliche Predigt, die sich größtenteils auf den großen Sieg von Sedan bezog, machte ihr nun einen tiefen Eindruck. Sie fühlte sich nun auch selbst als deutsche Frau, da sie durch ihre Verheiratung doch einen deutschen Namen trug. Auch so lange sie in Frankreich gelebt hatte, war es doch immer in einem deutschen Hause gewesen, und so mögen, als ihr Schwager vor Kriegausbruch 1870 die diplomatischen Beziehungen zwischen Württemberg und dem französischen Kaiserreich zu lösen hatte, ihre Sympathien mehr auf deutscher als auf französischer Seite gewesen sein. Ihr Schwager ist denn auch nicht wieder nach Paris zurückgekehrt, da die politischen Verhältnisse durch das zur Republik gewordene Frankreich sich so völlig gewandelt hatten.

Ende September lesen wir in ihren Aufzeichnungen:

„Immer tiefer fühle ich die Kostbarkeit der Gnade!
Durch Gnade seid ihr selig geworden, und das nicht aus euch,

Gottes Gabe ist es!‘ Der überschwengliche Reichtum Seiner Gnade! O, ich fange an, etwas davon zu verstehen, was es heißt: ‚Alles aus Gnade!‘ Nichts Gutes in mir selbst, aber alles aus Gnaden. Der teure Pastor Meyer sagte einmal, Gnade sei ein ‚freies Geschenk‘ und ich empfinde es immer tiefer, daß wirklich kein Verdienst in mir sie hervorgerufen hat. Gnade allein erklärt die Errettung. O diese selige Gewißheit! Ich kann teilhaben an der Gnade, ebensogut wie jeder andre, denn sie beruht nicht auf unserem Gutsein oder auf Gaben, Talenten irgend welcher Art, auf irgend etwas Großem, das in uns wäre, sie ist die freie Gabe eines barmherzigen Gottes, durch die Vermittlung des liebenden Versöhners uns zuteil geworden, und ich habe vielleicht ein größeres Anrecht darauf, als manche andre, weil ich ihrer mehr bedürftig bin. Möchte Gott in meinem neuen Lebensjahr von diesem kostbaren Geschenk Seiner Gnade mehr und mehr mir zuteil werden lassen, damit ich erfüllt von dem Geist der Selbsthingabe mich Ihm besser weihen könnte in Treue und Gehorsam. Ich möchte mein Sehnen nach irdischem Glück überwinden und alle meine besten und tiefsten Gefühle allein auf meinen Gott und Heiland richten, mich selbst Ihm aufopfern als ein Ihm wohlgefälliges Opfer, durch Jesus Christus, meinen Erlöser! Ich möchte mir mit dem einen Ziel im Auge leben, Ihn zu verherrlichen und ein Ihm geheiligt Leben zu leben. Für meine Nächsten möchte ich als ein treuer Haushalter erfunden werden der mancherlei Gaben, die Er in Güte mir anvertraut hat, und so fähig zu werden, die natürliche Selbstsucht in mir mit der Wurzel auszurotten.“

Sehr wichtig wurden ihr im Lauf des Herbstes allerlei Fragen über die Notwendigkeit und über die Wirksamkeit des Leides, wenn sie fremden Schmerz sah, oder an die Einsamkeit und die Verlassenheit des eigenen Herzens dachte, die hart auf ihre Seele drückte. Sie fragte sich, und es stiegen ihr Zweifel darüber auf, ob es wirklich Gottes Wille sein könne, daß wir (abgesehen von den Banden des Blutes und der Verwandtschaft) jede menschliche Neigung auf Erden unterdrücken sollten, ob unsere Liebesfähigkeit und die Kraft der Selbsthingabe uns allein und ausschließlich für Ihn allein und für Seinen Dienst gegeben seien? Sie beschäftigte sich ernstlich damit, ob dies doch wohl das eigentliche Ideal aller Liebe sei, und wir lesen:

„Mein Empfinden schreit ein lautes ‚Nein‘ dagegen, aber

vielleicht entspricht diese Antwort nur meiner irdischen und nicht meiner geistlichen Wesenheit. Vielleicht ist sie im Widerspruch mit Gottes großen Absichten!“

Ihre Aufzeichnungen ergeben sich dann in Überlegungen, die sich mit den Schöpfungsabsichten Gottes beschäftigen, als Er dem Adam die Gehilfin gab. Sie erinnert sich in wehmütiger Trauer der glücklichen Gemeinschaft mit ihrem geliebten Mann, des Gedanken- und Gefühlsaustausches mit ihm, und trotzdem sie weiß, daß dies ein Geschenk Gottes für sie gewesen, fragt sie sich doch, ob es, nun Er sie zur Witwe gemacht, nicht doch Gottes Wille für sie sei, daß sie einsam bliebe, in völliger Entsagung und ungeteilter Hingabe all ihrer Kräfte, Gefühle und Fähigkeiten für Ihn allein. Sie hat den ehrlichen Willen, sich Ihm so zum lebendigen Opfer hinzugeben, und doch kommt es vor, daß bei irgend einer Gelegenheit, vielleicht wenn sie das Glück anderer beobachtet, sie zu spüren beginnt, daß auch ihr Herz noch Ansprüche machen möchte und sich nach Glück bangt:

„Vater, vergib und habe Geduld mit mir, reinige, stärke, heilige mich und mache mich so, wie Du mich haben willst. Dein Wille allein soll geschehen, nicht mein Wille!“

So gibt es für jeden Stand besondere Kämpfe, und ganz sicher hat der Herr dieses tiefe, ehrliche Ringen Seiner Magd in Gnaden angesehen. Wir können ja in gewisser Beziehung mit innigem Verständnis diesen Ausführungen folgen, wenn wir daran denken, daß ihre so kurze Ehe sie als *j u n g e* Witwe zurückließ, — 27 Jahre alt, als sie einsam wurde, lag nun ein langes Leben vor ihr, — und der schönen, geistvollen Fürstin flogen die Herzen gewiß nicht weniger zu, als früher dem verwöhnten jungen Mädchen. — Eine Eintragung am Jahrestage ihrer Hochzeit, am 3. November 1872, erinnert uns daran, *w i e* sie sich auf ihrer Hochzeitsreise mehrfach ausmalte, wie wunderschön der *e r s t e* *J a h r e s t a g* ihrer Hochzeit sein würde, wenn sie dann als Hausfrau auf Schloß Noer im Kreise froher Gäste ihrem Gatten das Heim schmücken wollte. Vielleicht war es nahe an diesem ersten Jahrestag gewesen, als sie in tiefem Schmerz im November 1865 der Leiche ihres Gatten in Noer die letzte Ehre erwies. Da mögen diese Jahrestage wohl für sie Schmerzenstage gewesen sein, wie wir sie uns kaum ausmalen können; also am 3. November 1872 lesen wir:

„Dies ist heut der 8. Jahrestag meiner Verheirathung, u n s r e r Verheirathung, wie ich sie lieber nenne. Ich möchte mit Alexandrine de la Ferronays in ‚le Recit d'une Soeur‘ beten, wie sie dort für sich selbst und für ihren verstorbenen Gatten betet: ‚O Gott, schließe uns beide in Deiner Liebe fest zusammen!‘ Ich möchte wohl wissen, ob die Geister der vollendeten Gerechten jemals an solche irdischen Gedenktage erinnert werden, solche Tage, die sie auf Erden mit denen feierten, die sie liebten? Wenn so, dann denkt mein geliebter Fritz heut an seine Marie und an das Band der Ehe, welches uns so eng miteinander verbunden hat, nun v o r 8 J a h r e n. Gott sei gelobt für das Glück, das Er mir gewährt hat in den 8 Monaten meines Ehelebens. Ich danke Ihm auch für alle Gnade und alle Treue, mit der Er mich durch die letzten 8 Jahre hindurchgetragen hat. Ich danke Ihm für alles, für die dunklen, traurigen, wie für die friedvollen, freudigen Zeiten, alles kam aus Seiner Hand und alles hat Seine Liebe mir gesandt, um mein Herz näher an Sein eignes Herz zu ziehen. Ich danke Ihm auch, daß ich endlich auch Seine Weisheit in der Notwendigkeit und dem Segen des Leidens verstehen kann. Hilf mir von neuem m e i n K r e u z in Vertrauen, Hoffnung und Liebe auf mich zu nehmen, damit alles, was die Zukunft bringen mag, mir dazu dienen möge, fester mit Dir verbunden zu werden. Fülle mein ganzes Wesen mit Deiner Liebe! Gib mir volles Genüge in Dir und heilige mich so, daß ich es fassen kann, nicht Menschenliebe, sondern die göttliche Liebe allein kann alles Sehnen der Seele stillen.“

Das oben erwähnte Buch von Mrs. Craven: „Le Recit d'une Soeur“ machte durch Gottes Gnade großen Eindruck auf sie. Der Hauptgrundsatz des Buches schloß sich für sie zusammen in den Satz (Band II, S. 391): „Daß es sogar schon hier auf Erden ein Glück gibt, das größer ist, als das vollkommenste irdische Glück, und eine Liebe, die weit über die tiefste Erdenliebe hinausgeht.“

„Das beweist, daß die Liebe Gottes, die wir schon auf Erden genießen können, kein unerreichbares Ideal, sondern eine lebendige Wirklichkeit ist, und daß wir diese Gnade selbst erfahren können. So helfe mir Gott, daß ich, ehe ich sterbe, Dich so lieben könne von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit ganzem Gemüt, und meinen Nächsten wie mich selbst. Jeder Liebe, die mich diesem höchsten Grundsatz untreu machen könnte, will ich ent-

sagen, und jede irdische Zuneigung, die Gott selbst mir etwa bescheren will, durch die heiligen Flammen Seiner Liebe läutern lassen.“

Am Schluß des Jahres findet sich noch das Wort:

„So hoch der Himmel über der Erde ist, läßt Er Seine Gnade walten über die, so Ihn fürchten.“ Als ich das heut las und dabei hinausschaute in das tiefblaue Himmelsgewölbe über mir, an dem die ewigen Sterne ihre Bahn ziehen, wurde es mir so groß, daß wir unsere Seelen baden können in dem unermesslichen Firmament Seiner Gnade, ohne fürchten zu müssen, sie könnte sich je erschöpfen!“

So ging sie getrosten Mutes in ein neues Jahr 1873 hinein. Eine große Befriedigung gab es ihr, daß sie Anfang dieses Jahres in Stuttgart im Diakonissenhaus ein Freibett stiften konnte, damit Arme, die nicht bezahlen können, dort gepflegt werden könnten. Sie hegte die Hoffnung, daß dies ihr selbst zum Segen werden könne und ihr den Weg öffnen würde, mehr für die leidenden Mitmenschen zu tun. Später im Jahr erwähnt sie einzelne Patienten, die dort liegen, mit Namen, weil sie nicht nur für sie bezahlte, sondern auch sich ihrer Seele annahm. Auch hörte sie medizinische Vorlesungen, von denen sie hoffte, daß sie sie später nützlich verwenden könnte zum Besten ihrer Nächsten:

„So führt mich Gott Schritt für Schritt vorwärts. Ich möchte wie ein Kind mich von Ihm führen lassen und ohne zu fragen im vollen Vertrauen mich Seiner Leitung überlassen!“

Vielleicht war das die Zeit, als sie halb und halb entschlossen war, selbst als Diakonissin zu dienen, obgleich ihr Weg ihr wohl noch nicht ganz klar geworden war. Aber nicht nur die Kranken in ihrem Freibett und deren Seelenheil lagen ihr am Herzen. Einmal ist in ihrem Tagebuch die Rede von der Erkrankung eines Bekannten, eines älteren, verheirateten Freundes, der an demselben Leiden erkrankt war, wie ihr teurer Friß. Der Seelenzustand dieses Mannes liegt ihr sehr auf dem Herzen. Vor sieben Monaten hatte sie ihm einen langen Brief geschrieben und ihm das Heil seiner Seele nahe gelegt. Er hatte ihr für den Brief gedankt und gesagt, er lese ihn immer wieder und trage ihn bei sich, wäre aber noch nicht ganz überzeugt, daß ihre Auffassung vom Heiland die rechte

sei. Es sei ja möglich, daß sie recht habe und er im Irrtum sei — er hielt Jesus nur für einen Menschen und nicht für Gottes Sohn. Nun war sie in ernster Sorge für den Sterbenden, daß Gott sich ihm doch noch offenbaren möchte, — und als sie dann von seinem Tode hörte, quälte es sie, daß sie durch ihre Schüchternheit sich habe hindern lassen, ihm doch noch ein Wort auf dem Sterbebett zu sagen, und sie bittet Gott, daß sie sich nie wieder solche Versäumnis zum Vorwurf machen müsse!

In jener Zeit war es auch, wo sie nach der Osterkommunion in ihr Tagebuch schrieb, nachdem sie über das Wort der Emmausjünger: „Herr, bleibe bei uns“, eine Predigt gehört hatte:

„Meine Seele kennt keine größere Furcht als die, daß irgend etwas sich zwischen Seine friedengebende Gnade und mein Herz hineinschieben könnte. Wir sprachen davon, ob es möglich sei, eine ungetrennte, f o r t w ä h r e n d e G e m e i n s c h a f t m i t J e s u s hier auf Erden schon haben zu können! — Jesus offenbart sich mir in Seiner Lieblichkeit und Vollkommenheit immer fühlbarer und entzündet mein Herz zu immer brennenderer Liebe zu Ihm. Du, mein Erlöser, füllst jede Leere vollkommen aus mit Deiner Liebe! — Der Präl at G e r o l sprach am Nachmittag über die Frucht der Reue, die Petrus nach seinem tiefen Fall hervorgebracht hat, und wie sich die Liebe zu seinem HErrn so deutlich zeigte. ‚Wer da stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle‘. Es gilt sorgfältig wachen und beten, wenn wir in eine Umgebung geführt werden, wo man Jesus nicht ehrt, aber wenn wir gefallen sein sollten, gilt es ehrlich Buße tun und Früchte der Gerechtigkeit hervorbringen zur Ehre des HErrn, der uns erkaufte hat. — Welche Liebe, daß Er sich aufs neue im heiligen Mahl mir gegeben hat! M e i n L e b e n s o l l m e i n e A n t w o r t s e i n auf diese große Liebe in völliger Hingabe an Ihn! — Ich will das K r e u z m e i n e r W i t w e n s c h a f t willig auf mich nehmen, und ohne zu murren oder zu klagen, es Dir, mein Heiland, f r e u d i g nachtragen, zum Lobpreis Deiner Liebe! Hilf mir dazu in Gnaden!“

Am 5. Mai wurde ihre Nichte vom Prälaten Gerol eingeseget, und diese Feier erinnerte sie wieder lebhaft an die eigene Konfirmation, die nun elf Jahre zurücklag. — Der Prälat verglich die Konfirmanden mit einer Schar Soldaten; die in die Welt hinausgehen, Gottes Schlachten zu schlagen, er teilte dabei seine Rede in die drei Aufrufe ein: „Wohlan“, „Vorwärts“, „Aufwärts!“ Die Fürstin bezeugte danach wieder:

„Der Heiland offenbarte mir Seine Röstlichkeit und half mir, mein Herz ganz auf Ihn zu richten! Das Bewußtsein, ich gehöre nicht mir, sondern Christo, hat mich belebt. Er hat mein Herz in Seiner Gnade nahe an Sein Herz gezogen, und die Sehnsucht nach einem Leben des Geistes in mir wach gerufen!

Solche und ähnliche Worte finden sich nicht immer, wie hier, dicht zusammengestellt, sondern zerstreut in den Tagebuchblättern, aber es ist immer der gleiche Ton, der Sehnsuchtsklang, Ihm ungeteilt anzugehören.

Ein Buch: „Das Leben und die Briefe von Robertson“ schien diese für jeden Einfluß offene Seele, die alles prüfen und das Beste behalten wollte, eine kurze Zeit irre zu führen. Seine in demselben ausgesprochenen Gedanken, daß alle Menschen, nicht nur die an Ihn glauben, Gotteskinder seien, sondern als solche geboren und durch die Taufe dazu erklärt würden, verwirrt sie, und sie bittet den Herrn, daß Er sie alle Seine Gnadenabsichten besser verstehen lernen möchte, vor allem die Gnade, Ihn mehr lieben zu können. Später erwähnt sie diesen Schriftsteller noch einmal und sagt, sie habe eine wundervolle Predigt von ihm gelesen: „Ziel und Beweggrund“, „Ihr sollt vollkommen sein, wie auch euer Vater vollkommen ist.“ Nicht Glück, sondern Ähnlichkeit mit Gott in Liebe und Heiligkeit, als Seine Kinder, das ist unser Beweggrund — umgestaltet werden, teilhaftig werden Seiner göttlichen Natur, das ist unser Ziel. Nicht das ist Glück, was wir haben und besitzen, sondern das, was wir sind und werden!“

So konnte sie auch aus Blumen, die vielleicht ein gewisses berauschendes Gift enthielten, Wahrheitshonig saugen wie die Bienen, die auch solchen giftigen Blumenast verarbeiten können zu nährendem, gesundem Honigseim. Die Gefährlichkeit solcher süßberauschenden und einschläfernden Lehre hat niemand besser als Marie selbst später erkannt, denn sie war fest davon überzeugt, daß Bekehrung und Wiedergeburt notwendig sind, und daß niemand Gottes Kind wird, ohne durch den Glauben. Wenn jemand später sagte: Die Taufe sei die Wiedergeburt, antwortet sie stets, wenn man schon ein Gotteskind sei, wäre eine Bekehrung überflüssig, und wenn alle Getauften wiedergeboren wären, so könne ja kein Mensch mehr verloren gehen, er könne leben, wie er wolle.

Ein Ereignis im Sommer 1873 machte einen tiefen Eindruck auf die Fürstin. Es war am 27. Juli, ein heißer Sommertag. Die am Himmel drohenden Wolken hatten sie nicht hindern können, zur Kirche zu fahren. Als sie aber eben vor der Kapelle in Neckarfulm anlangten, schlug der Blitz in den Glockenturm ein, der neben der Kapelle stand. Sie schreibt:

„Wir waren 10 Minuten zu früh gekommen und standen noch draußen, nahe am Glockenturm, da — Blitz und Donner zugleich! Wir standen zitternd, und es war, als stünde mein Herz still. Dann konnte ich beten zu Dem, der sich so schrecklich in Seiner Größe offenbarte. ‚Gott, unser Leben ist in Deiner Hand!‘ Wie nahe war uns in diesem Augenblick die Heiligkeit und Macht Gottes. Der Pastor kam aus der Sakristei gelaufen und sagte, es hätte eingeschlagen. Frau Geiger, die die Glocken läutete, war fast gelähmt vor Schreck, aber nicht getötet. Der Blitz hatte sich, neben ihr in den Turm einschlagend, gespalten und war in zwei Flammenzungen ihr zu beiden Seiten herabgefahren. Sie war so schwach, daß sie in die Kirche getragen werden mußte, aber erholte sich bald und sagte mir nachher, ihre Seele sei von Dank erfüllt, daß der Herr ihr Leben so wunderbar bewahrt hätte. Das Ereignis war eine eindrucksvollere Predigt, als schwache Menschenworte. Ich empfand so besonders, wie so gar nichts wir sind gegenüber der Macht Gottes, wie Er in einem Augenblick unser Leben von uns nehmen kann, wie wir so ganz abhängig sind von Ihm, und zugleich war es mir groß, wie Gott Seine Macht durch Seine Barmherzigkeit zügelt! — Dieses Leben ist mir wie neu geschenkt; möchte dieses neugeschenkte Leben ein Dankopfer Seiner Liebe sein!“

Im August 1873 feierten sie am Geburtstag ihres kleinen verstorbenen Bruders Georgy das heilige Abendmahl zum erstenmal in der stillen Kirche in Rochendorf. Als der Pastor ihr das Brot reichte und die Worte sprach, die es als den gesegneten Leib bezeichneten, den der Herr für uns in den Tod gegeben, war es, als hörte sie in ihrem eigenen Innern eine Stimme mit tiefem Nachdruck antworten: „Ich glaube“. Sie hatte den Herrn vorher besonders um Stärkung ihres Glaubens gebeten, nun war es ihr, als habe der heilige Geist selbst in ihr den Glauben bekannt, wie Er in unaussprechlichen Seufzern in uns betet. Sie schreibt darüber noch:

„Würdig ist das Lamm, das erwürgt ist, zu nehmen Kraft,

Reichtum, Weisheit und Ehre! Er hat sich selbst zu uns herabgeneigt und uns tief gesegnet. Möchten wir alle wachsen in die Ähnlichkeit unsres Heilands hinein, umgestaltet zu werden in Sein Bild, um Ihm, der für uns starb, zu leben!“

Am 3. Oktober 1873 wurde die Fürstin Noer 35 Jahre alt. Das war ihr ein ernster Abschnitt. Sie schreibt darüber, sie habe nun die Hälfte der Jahre erreicht, die dem Menschen gesetzt sind, und nun finge ihre abwärtssteigende Linie an, doch hat der Herr in Gnaden ihr Leben verlängert bis zu ihrem nicht ganz vollendeten 77. Lebensjahr, also in Wahrheit hatte sie die Hälfte ihrer Jahre noch nicht erreicht, und es lag noch ein Abschnitt ihres neu geschenkten Lebens vor ihr, vor dessen Thür sie, ohne es zu wissen, bereits angekommen war. Ein letztes Wort, nach einer Predigt des P. Hoffmann geschrieben, möchte noch zum Schluß dieses Abschnittes seinen Platz finden, es war das Thema: „Die Heilung des Blindgeborenen“:

„Der Pastor nahm ihn als Beweis der Segnungen, die in jedem Leid für Gottes Kinder enthalten sind. Ein Gedanke wurde mir wichtig: Wenn der Kummer jemand besucht, ist es, als wenn in seiner Seele eine Thür sich öffnet, durch welche das Himmlische Licht hereinströmt. Wenn nun das Leid, als von Gott gesandt, aufgenommen wird, tritt der Heiland selbst mit ins Herz herein und wohnt da als der Tröster der Betrübten. Wenn aber der Geschlagene Gott nicht in seinem Schmerz erkennt, dann schließt er damit selbst jedem Segen die Thür zu, und die Seele bleibt mit ihrem Elend allein; sie verhärtet sich gegen ihren himmlischen Vater!“

Ohne es selbst zu wissen, hat die teure Fürstin in diesem aus einer Predigt geschöpften Gedanken den Strich gezogen unter das Endergebnis des ihr von ihrem himmlischen Vater auferlegten bitteren Schmerzes, — sie hat gelernt, ihr Witwenkreuz aus Seiner Hand zu nehmen und es willig zu tragen, und so wurde es durch Seine Gnadenführung eine Quelle tieferer Segnungen. Als eine bis in das inwendige Heiligtum ihrer Seele im Feuer der Leiden Geläuterte stieg sie herauf aus der Wüste als Eine, die es gelernt hat, sich wie noch nie zuvor zu lehnen auf ihren Freund, und nun konnte Er sie hinaus treten lassen in den hellen Sonnenschein

eines neuen, großen Glücks, ihres eigentlichen, wahren Liebesglücks, und ihrer großen, neuen Aufgabe entgegenführen, zu der Er sie in 35 Jahren Seiner heiligen Gotteseerziehung wunderbar zubereitet hatte.

Gott ist getreu in allen Seinen Werken,
Macht Er mir gleich die Bürde noch so schwer,
So kann Er mich dabei doch wieder stärken,
Von Ihm allein kommt Trost und Labjal her.
Und wenn die Zeit vorhanden,
So machet Er mich frei
Von allen Jammerbanden.
Gott ist getreu!

Freylinghaus.

Gott ist getreu und gnadenreich;
Wenn wir aus Liebe kommen,
So werden wir von Ihm zugleich
In Ehren angenommen.
Daß Er uns überflüssig schenkt,
Mehr als man hofft und als man denkt,
So können wir uns freuen!

Astmann.



Das Lied: „Gott ist getreu“ wird als Lieblingslied der teuren Marie an diesem Wendepunkt angegeben. Da wir nicht wissen, welches der drei Lieder, die so anfangen, schreiben wir aus jedem einen Vers hierher.



XVIII.

Das neu geschenkte Leben.

1873—1874.

Gott ist und bleibt getreu,
Er stillt dein Begehren,
Er wollt' dein Glaubensgold
In Trübsalsglut bewähren.
Du nahmst von Gottes Hand
Den Kreuzeskelch ohn' Scheu,
Der Lebensbecher folgt —
Gott ist und bleibt getreu! (Wilhelmi.)

Im September 1873 waren Mrs. Lee und die Fürstin Noer mit der Baronin von Wächter in Brighton gewesen, wohin sie ihre junge Nichte Blanche v. Wächter gebracht hatten, und dann 14 Tage in Paris, wo sie mit großer Freude viele ihrer alten Freunde wieder sahen. Zu ihrem Geburtstag, von dem schon die Rede war, kehrten sie nach Lautenbach zurück, und am 6. Oktober reiste die Fürstin mit ihren alten Freunden, Baron und Baronin Ellrichshausen, zur Ausstellung nach Wien. Vielleicht hatten diese Freunde sie deshalb dazu beredet, weil sie eine Bekanntschaft vermitteln wollten, von der sie glaubten, daß sie für beide Teile von Wichtigkeit sein könnte. Doch scheint das in Wien nicht geglückt zu sein, und so lud der Baron Ellrichshausen seinen Freund und Waffengefährten der Kriegsjahre zu sich nach Schloss Assumstedt ein. Am 24. Oktober 1873 auf einem Diner dort sah die Fürstin Noer zum erstenmal den Grafen Alfred Waldersee. Er war zwar schon früher vom Generalgouvernement in Hannover aus, zu dem er seit 1866 kommandiert gewesen, Anfang des Jahres 1870 zur Botschaft nach Paris gekommen als Militärattaché, und hatte in dieser Zeit auch im Hause des württembergischen Gesandten verkehrt. Da aber die Fürstin sich fast ganz von dem geselligen Leben fern hielt, hatten sich die beiden damals nie kennen gelernt, obwohl sie voneinander wußten.

Als nach dem Kriege, wie schon angedeutet, die Fürstin mit ihrer Mutter noch einmal in Paris war zur Auflösung der eigenen Wohnung und der Häuslichkeit ihrer Schwester, die selbst krank war, waren sich die Fürstin Noer und Graf Waldersee fast geflüssentlich aus dem Wege gegangen. Graf Alfred Waldersee war nach dem Friedensschluß 1871 als kaiserlicher Geschäftsträger und Militärbevollmächtigter nach Paris zurückgekehrt. Eines Abends hatte er etwas Wichtiges mit einem Gesandtschaftssekretär, dem Grafen L., zu besprechen, und als er diesen Herrn nicht zu Hause antraf, fuhr er ihm nach und suchte ihn in der Wohnung der Fürstin Noer auf, wo dieser mit den beiden Damen zu Abend aß. Graf Waldersee ließ sich nun melden mit der Bemerkung, er möchte den Grafen L. in wichtiger Angelegenheit sprechen. Die Damen sagten dem Grafen L., er möchte doch den Grafen Waldersee hereinführen. Der Graf L. aber fertigte seinen Besucher im Vestibule ab, ohne ihm die Einladung der Damen zu übermitteln. Im Gegenteil, er sagte ihm, die Damen wären zu beschäftigt, um ihn empfangen zu können, was dem Grafen Waldersee wie eine Unfreundlichkeit erscheinen mußte, während Mrs. Lee und die Fürstin Noer sich über den wenig höflichen Besucher wunderten, der es vorzog, trotz ihrer Aufforderung nicht zu ihnen herein zu kommen. Dadurch gewann die Fürstin ein gewisses Vorurteil gegen Waldersee, und es war ihr keine besondere Freude, als sie erfuhr, daß sie ihn bei dem Diner in Affumstadt nun kennen lernen sollte. — Es scheint, daß dem Grafen L. die Möglichkeit einer Bekanntschaft zwischen den beiden damals unbequem war, und er sie darum absichtlich hinderte. Jedenfalls haben später die beiden es immer bedauert, sich auf diese Weise zwei lange Jahre aus dem Wege gegangen zu sein, wo nur eine Thür und das Wort eines Dritten sie noch von einander getrennt hatten. — Graf Waldersee kannte Baron Ellrichshausen schon seit dem Jahr 1858, wo er als Begleiter des Generals von Hermann zum württembergischen Bundeskontingent kommandiert gewesen war. Im Oktober 1873 verlebte er einen längeren Urlaub in Schloß Affumstadt, das nur 1½ Stunden von Lautenbach entfernt ist. Nach dem Essen an jenem 24. Oktober, zu dem der Graf Waldersee die Fürstin Noer zu Tisch geführt hatte, fesselte sie

vielleicht zunächst ein gewisses Mitleid an den durch ein Fußleiden etwas gehemmten Grafen, so daß sie bei ihm auf der Schloßterrasse zurückblieb, während die übrigen Gäste sich im Park ergingen.

Am nächsten Tage wurde Graf Waldersee mit seinen Wirten nach Lautenbach eingeladen, und so trafen sich die beiden auf verschiedenen Dinern in der Nachbarschaft immer wieder. — Einmal sagte die Fürstin dem Grafen auf eine diesbezügliche Frage, sie würde niemals ohne wahre Herzensneigung eine zweite Ehe eingehen. Aber als der Graf nach dem Urlaub wieder abreiste, korrespondierten sie miteinander auf seine Bitte. Sie schrieb ihm zuerst nur über religiöse Dinge, da sie wissen wollte, wie er zum Herrn stand. Sie hat ihm alle ihre Gewohnheiten mit der Sonntagsheiligung und der Morgenwache mitgeteilt und auch klargelegt, daß sie nie jemand erlauben würde, sich in das Verhältnis zwischen ihr und ihrem Gott einzumischen. Das Resultat dieser Korrespondenz muß ein zufriedenstellendes für sie gewesen sein.

Am 7. Dezember finden wir in den Tagebuchaufzeichnungen die erste Andeutung, die sich auf diese Bekanntschaft bezieht:

„Eine neue, schöne Hoffnung hat sich in meinem Leben entwickelt. Ein neues Glück dämmt herauf. Gott hat in Seiner unendlichen Barmherzigkeit mir die Liebe eines edlen Mannes geschenkt und mein Herz gleicherweise mit Liebe zu ihm erfüllt. O, wie scheint mir das Leben verwandelt. Vorher lag die Zukunft oft so dunkel und einsam, und nun wird bald ein geliebter Mann mir zur Seite stehen, der für mich empfindet und mit mir fühlt, und meine Pflichten werden wieder meine Freude werden. Vater, hilf mir, Dir meinen Dank mit meinem Leben darzubringen, und vereine uns beide in heißer, unergänglicher Dankbarkeit und Liebe zu Dir, dem Geber aller guten und vollkommenen Gaben!“

Trotzdem die Fürstin selbst schon dieser Sache so gewiß war, wußte es ihre Schwester nicht so sicher, denn als Marie sie bat, den Grafen Waldersee zu Weihnachten nach Lautenbach einzuladen, glaubte sie noch, Marie dächte noch nicht daran, sich zu verloben, sie wolle ihn nur näher kennen lernen. Am 14. Dezember kam Graf Waldersee nach Lautenbach, und als man am 15. Dezember eine kurze Zeit die beiden sich selbst überlassen hatte, kamen sie bald darauf miteinander zu der Mutter

ins Zimmer; er hielt sie im Arm, sie knieten zusammen vor der Mutter nieder und baten um ihren Segen. So erzählte es später die Schwester Josephine. — Im Tagebuch steht nichts darüber als nach Neujahr, am 4. Januar 1874, folgende Aufzeichnung:

„Ich bin in das neue Jahr mit frohen, lichten Hoffnungen auf ein glückliches irdisches Heim eingetreten, das mir die Liebe meines Alfred bereiten wird, denn ihm habe ich die Treue gelobt. Am 15. Dezember war unsre Verlobung. Ich glaube, daß wenn Gott uns das Leben läßt, dieser Tag uns immer als der Beginn unsrer glücklichen Vereinigung auf Erden in liebendem Gedenken bleiben wird. Möchten dankbare Lobpreisungen von unsren Herzen aufsteigen zu dem gütigen und barmherzigen Geber unsres Glückes. Wir möchten aber auch unseren Freunden danken, die es herbeigeführt haben, daß wir uns kennen lernten. — Gott ist getreu! Wie treu und liebevoll hat Er über mir gewacht in allen verschiedenen Stadien meiner Pilgrimschaft. Es ist ein Segen gewesen von Anfang bis zu Ende, durch Freud und Leid. Seine nie versagende Liebe hat mich getragen und getröstet. Und nun will ich von neuem mich Ihm zum Gehorsam hingeben für dieses Jahr, das ich so glücklich beginnen durfte. Hilf mir, geliebter Heiland und Vater, in meinem himmlischen Beruf voranzukommen, im Kampf gegen die Welt, Fleisch und Teufel nie zu erlahmen, vorwärts, aufwärts zu streben, näher, mein Gott, zu Dir; mehr und mehr theilhaftig zu werden Deiner göttlichen Natur, wieder und wieder getauft zu werden mit Deinem heiligen Geist, damit ich heilig werde, wie Du heilig bist! Amen.“

Über die glückliche Verlobungszeit hören wir weiter nichts. Ehe wir von der Hochzeit weiter reden, ist es wohl an der Zeit, sich, wie über Maries ersten Gemahl, nun auch über ihren zweiten Mann etwas genauer zu orientieren.

Alfred Heinrich Karl Ludwig Graf von Waldersee war am 8. April 1832 zu Potsdam geboren als dritter Sohn des Grafen Franz von Waldersee und dessen Gattin Berta, geb. Freiin von Hünnerbein. Seine Mutter war 1859 gestorben und sein Vater im Januar 1873 zu Breslau, wo er als General der Kavallerie, zur Disposition gestellt, lebte, nachdem er kommandierender General des 5. Armeekorps und später Gouverneur von Berlin gewesen war. Bei der

Geburt seines dritten Sohnes war der Vater Major im Regiment Garde du Corps in Potsdam. Sein Sohn Alfred trat bei der Garde-Artillerie ein. Den Krieg 1866 hatte er im Großen Hauptquartier mitgemacht, und erst nach dem Kriege wurde er als Major dem Großen Generalstab und dem General Moltke zugeteilt. Später trat er während seiner Tätigkeit beim General-Gouvernement in Hannover 1866—1870 zu Bismarck in nähere Beziehungen. Anfang 1870 zur Botschaft in Paris kommandiert, wurde er im Mai Flügeladjutant König Wilhelms I., der ihn bei Ausbruch der Feindseligkeiten an seine Seite zog. Seiner militärischen Bedeutung während des Krieges 1870/71, bei dem er in verschiedenen wichtigen Stellungen mitwirkte, hier gerecht zu werden, liegt außerhalb der Grenzen dieses Lebensbildes, besonders da diese Zeit noch nicht von seiner liebenden Gattin mit ihm geteilt wurde. Das Eisene Kreuz erster Klasse war der Beweis, daß seine Dienste anerkannt worden waren. Von Februar bis März 1871 war er als Kaiserlicher Geschäftsträger bei der französischen Republik in Paris tätig. Im August 1871 war er zum Oberst befördert worden und als Flügeladjutant zur Dienstleistung bei dem Kaiser kommandiert, in dessen Begleitung er 1873 in Petersburg war. Im Dezember 1873 wurde er als Kommandeur der 13. Manen nach Hannover versetzt, und dies war der Augenblick, wo er sich entschloß, sich ein eigenes Heim zu gründen. So lange sein Vater gelebt hatte, war er in dessen Hause ständig ein- und ausgegangen; besonders als derselbe im Gouvernements-Gebäude in Berlin lebte, und Graf Alfred bei dem Kaiser Flügeladjutant war, fehlte ihm die eigene Häuslichkeit kaum. Seine älteste Schwester, die Gräfin Amélie Pfeil, war in den Jahren, nachdem ihr Vater verwitwet war, viel mit ihrem Gatten und ihrer Tochter Clementine bei dem Vater gewesen, so daß ein inniges Familienband diese Glieder des Hauses zusammenhielt. Nun war der Vater gestorben und Alfred in Hannover fern von seinen Verwandten; da behagte ihm das Junggesellenleben nicht länger, und doch ahnte niemand, welche Absichten er hatte, als er zu jenem Weihnachtsurlaub nach Württemberg reiste. Er erzählte öfter in späteren Jahren in seiner launigen, schmunzelnden, kurz angebundenen Art, wie er seine Bekannten alle völlig

überrascht habe durch diese Verlobung mit „Ihrer Durchlaucht der verwitweten Fürstin von Noer“.

Am 14. April 1874, um 11 Uhr, fand in der kleinen Kirche zu Rochendorf die *Trauung* durch den Pastor Hoffmann statt. Es hat dabei sehr stark geregnet, was manche als ein Glückszeichen deuteten. Früher einmal war es Marie wie ein böses Omen erschienen, als es bei der Trauung einer Bekannten in Paris geregnet hatte; sie wußte damals noch nicht, daß der Volksmund sagt: Regentropfen im Brautkranz bedeuten Glück, — Regen gleich Segen! Während der Trauung wurde das Lieblingslied der teuren Braut gesungen: „Gott ist getreu!“ Um 1 Uhr war die Hochzeitsfeier, ein Diner mit 22 gedeckten; um 4 Uhr die Abreise aus dem lieben, alten Lautenbach, das ihr so lange eine Heimat gewesen war. — Etwas später schreibt die Gräfin Waldersee in ihrem Tagebuch über diesen Tag:

„Unser Hochzeitstag, der 14. April, war der Anfang unsrer glücklichen Doppelexistenz! Gott, dem wir alles verdanken, möge uns Ihm treu machen, und uns untereinander in unsrer gegenseitigen Treue befestigen, so daß der Einfluß, den wir aufeinander haben, uns beiden stets gesegnet sei und bleibe!“

Ich schreibe dieses, nachdem mehr wie ein Monat vergangen ist, seit meine Vereinigung mit meinem geliebten Alfred geschlossen wurde!“

Der 14. April blieb ihr Leben lang ein froher Tag glücklicher Erinnerung. Nicht nur am 14. dieses Monats, sondern am 14. Tage jeden Monats im Jahr zeugte ein Blumengruß davon, daß ihr lieber Mann dankbar des Tages gedachte. Auch wenn er später auf Reisen war, hatten die Hausgenossen Weisung, des 14. zu gedenken, selbst als er im fernen China weilte. Auch noch nach seinem Heimgang fehlte der Blumengruß an keinem 14. bis zu ihrem eigenen Ende.

Inzwischen hatten sie ihre Hochzeitsreise gemacht. Am 14. April fuhren sie nach Heidelberg und von dort nach München, wo sie Prinz und Prinzessin Weimar trafen, die auf dem Weg nach Stuttgart waren zur Trauung der Großfürstin Wera mit dem Herzog Eugen, die am 8. Mai vollzogen wurde. — Über Innsbruck ging es mit der Brennerbahn nach Verona, wo sie

es nachholte, Julias Grab zu besuchen, was sie bei ihrer früheren Reise zu ihrem Schmerz versäumt hatte. Dann weiter nach Bologna, wo das Ehepaar den ersten gemeinsamen Sonntag verlebte, indem sie eine Predigt zusammen lasen. Über Antona, „einem kleinen Neapel“, ging es dann nach dem wirklichen Neapel, wo man am 21. April anlangte. Bei der Erinnerung an ihren zweimaligen Aufenthalt dort mit dem Fürsten Noer schrieb Marie in ihr Tagebuch:

„Welch wunderbarer Wechsel der Zeiten! Es machte mich etwas traurig, an die Vergangenheit zu denken, aber gottlob, meine Gegenwart ist sehr glücklich und wird es immer mehr werden, wie ich bestimmt hoffe!“

Am 24. April erinnerte sie sich daran, daß sie und Alfred sich vor sechs Monaten zum erstenmal getroffen haben, — wie er sagt: „l'affaire a bien marché“ *) Sie verlebten diesen Erinnerungstag in Pompeji. Die französische Sprache mag ihnen zu Anfang ihrer Ehe wohl noch von Paris her geläufiger gewesen sein, wie eine andere. Graf Waldersee mußte sich an das Englisch seiner Frau erst gewöhnen, und sie mußte erst langsam in die deutsche Umgangssprache hinein kommen. So brauchten sie wohl die ersten Monate, auch vielleicht Jahre noch hin und wieder das Französische, was ihnen beiden gleich geläufig war, später aber hielt Graf Waldersee darauf, daß im deutschen Hause die deutsche Sprache allein die Umgangssprache sein durfte. Trotzdem blieb bis zuletzt für die Gräfin die englische Sprache als ihre Muttersprache ihr die liebste Umgangsform, während die französische Sprache später ganz zurücktrat. In Neapel wurde am zweiten Sonntag nach ihrer Hochzeit die kürzlich erbaute deutsche Kapelle besucht — leider war die Predigt so wenig gut, daß es eine Erlösung war, als es zu Ende war. Marie urteilte selten so scharf, aber auch hier wieder liegt ein Beweis dafür vor, wie unweise man bei der Wahl der deutsch-evangelischen Prediger im katholischen Italien zu Werke geht. Statt die besten Redner dahin zu senden, die im festen Glauben stehen und Zeugen dieses Glaubens sein können vor der katholischen Welt, werden meist freisinnige oder halblinkende Männer mit wenig Rednergabe dahin entsendet. Die Gräfin hat sich später für den Bau mancher

*) „Die Sache hat sich gut abgewickelt!“

deutschen Kapelle in verschiedenen Orten Italiens oder der Schweiz interessiert, aber immer von dem Gesichtspunkt aus, daß auch wahrhaft gläubige Pfarrer da amtieren möchten. Der „Verein zur Einrichtung deutsch-evangelischer Gottesdienste in den Kurorten“, der in Frankfurt am Main seinen Sitz hat, zählte sie daher unter seine Mitglieder.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zurück nach Neapel, wo das Ehepaar Waldersee am 27. April den Vesuv bestieg. Die seit 1872 neu entstandenen Krater warfen starken Rauch aus, die Luft war mit den Atem raubenden Schwefeldünsten durchsetzt, ein leiser Donner, wie von fernen Kanonen, erschütterte hin und wieder den Berg und der Boden war so heiß, daß man nicht auf einer Stelle stehen bleiben konnte. Am 28. April wurde die Fahrt nach Sorrent und der blauen Grotte nach Capri unternommen. Graf Waldersee traf auf der Fahrt den Generaladjutanten des Kaisers von Rußland, Prinz Barclay de Tolly Weymarn, den er im letzten Jahre in Petersburg und bei Manövern in Deutschland öfters gesehen hatte. Er und seine junge Tochter waren ihnen auf dieser Fahrt über den blauen Golf eine angenehme Reisegesellschaft. Über dieses Erlebnis schreibt die Baronin Ida von Krusenstjerna geb. Prinzessin Barclay in einem Brief vom 23. Juli 1914 und in ihrem Blatt*):

„Als ganz junges Mädchen führte auf einer bezaubernden Fahrt von Neapel nach Sorrento und Capri der Herr mich zum erstenmal mit der teuren Gräfin Marie Waldersee zusammen. Ich war etwas sekrank, das sah sie, die mir als wunderschöne junge Frau mit einer Fülle dunkler Haare und einem Ausdruck, wie ich ihn kaum je gesehen, erschien, und bot mir eine Orange an. Graf Waldersee erkannte meinen Vater, und so machten wir Bekanntschaft. Ich war kurz vorher schwer krank gewesen und hatte sehr Schönes mit meinem Heiland erlebt, sehnte mich nach Verständnis bei Menschen und mehr Erkenntnis. Die Liebe, mit der Gräfin Waldersee sich mir jungem Ding öffnete, fachte heiße Liebe und Bewunderung auch in meinem Herzen an. Solche Weitherzigkeit und solch gesammeltes Wesen waren mir noch nie begegnet. Der Friede,

*) 3. Jahrgang Nr. 3. 1911. „Unser Blatt“ — Erzelsior!

der über die ganze Erscheinung der jungen Frau gebreitet war, machte einen so tiefen Eindruck auf mich, daß sie zum Ideal meiner Jugend wurde, obgleich ich sie nach dieser ersten Bekanntschaft nur zwei- oder dreimal in Rom wiedergesehen habe, bis wir uns in späteren Jahren wieder fanden.“

Von diesem Wiedersehen in Rom ist noch bei anderer Gelegenheit die Rede. Auf einer Fahrt nach Amalfi zu Wagen hatte Marie tiefes Mitleid mit

„den armen Ratten von Pferden, die von einem Kutscher in unbeschreiblichem Aufzug durch einen Überfluß von Peitschentrallen und Stimmenlärm mühsam vorwärts gebracht wurden!“

Die Straße nach Castellamare erinnert sie an die Cornice bei Nizza. Sie besuchten dann Torre del Annunziata, Vietri, Cava und Ravello. Bei der Rückkehr nach Neapel empfing sie die betrübliche Kunde von dem Tode eines lieben alten Freundes, den sie seit 1857 in Paris gut gekannt hatte, und der nun auf einer Reise in Rom gestorben war, und die Frage: Wo ist seine Seele jetzt? geht ihr sehr nahe. Sie besuchte in Rom feinetwegen den protestantischen Friedhof, wo er provisorisch beigesetzt war. Noch vor sieben Monaten hatte sie ihn in Paris gesehen. Wie wenig hatte sie es damals geahnt, daß es das letzte Mal im Leben sein würde: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfungen!“

Das festzuhalten, was die Gräfin über ihre Eindrücke in all den wunderbar schönen Ortschaften am Golf von Neapel usw. schrieb, müssen wir uns wieder versagen, es würde zu weit führen. Wer die Gegend selbst kennt, wird durch die Namen allein an Sonnenschein, Meeresbläue, Orangenhaine und linde, weiche Lüfte erinnert, die die Sinne umschmeicheln, oder an geschichtlich interessante Stätten mit Kunstschätzen und Bauten, die einem das Herz weiten und dem Geist Nahrung geben. So müssen wir auch in Rom, wohin sie am 1. Mai kamen, uns wieder nur auf sehr wenige Andeutungen beschränken. Es war das erste Mal, daß Marie mit der Eisenbahn dorthin reiste; bei früheren Besuchen war sie noch zu Wagen durch die Porta del Popolo eingefahren. Jetzt erschienen ihr die Straßen sehr verbreitert seit ihrem letzten Besuch vor zehn Jahren; wie anders war jetzt alles, als damals, wo sie auf der Ausreise nach Palästina sich nur wenige Tage dort aufhielten. Diesmal

waren sie schon auf der Heimreise. Gräfin Marie lernte dort zuerst den Schwager ihres Gatten, den Grafen Woldemar Pfeil und seine Tochter Clementine kennen, und erst einige Tage später auch Alfreds Schwester, Gräfin Amelie Pfeil, die von einer schweren Typhuserkrankung sich nur langsam erholte. Sie war noch im Bett, aber das Fieber war nun, gottlob, überwunden. Marie schreibt von ihr:

„Alfreds süße Schwester Amelie empfing mich mit der größten Liebe, ich finde sie sehr sympathisch und reizend, auch ihre Tochter sehr angenehm.“

Sie sahen sich mit diesen ihrem lieben Alfred so besonders nahe stehenden Verwandten ziemlich häufig, aber auch andere Freunde trafen sie hier, z. B. die Prinzessin de la Trémoille und ihre Tochter Luise mit deren Gatten, dem Prinzen Torremuzza, und auch die oben erwähnten neuen Freunde Prinz Barclay mit seiner Mutter und reizenden Tochter.

„mit der ich eine lange Unterhaltung hatte, hauptsächlich religiösen Inhalts.“

Hier hat sie vielleicht der jungen Prinzessin Ida von ihrer steten Gewohnheit erzählt, die erste Morgenstunde Gott zu weihen, denn Frau von Krusenstjerna schreibt darüber: „Sie hat mir den unbeschreiblichen Segen treuen Haltens der Morgenstunde schon bei unserer ersten Bekanntschaft und dann in ihrem ganzen ferneren Leben vorgelebt.“ Wir werden später Gelegenheit haben, noch darauf zurückzukommen.

Die italienische Flagge auf dem Quirinal war der Gräfin Waldersee ein erfreulicher Anblick, hatte sie doch vor zehn Jahren schon dem Prinzen Umberto geweissagt, daß er und sein Haus einst dort als Könige sitzen würden. Bis 1878 war es noch der Vater des Prinzen, Viktor Emmanuel, der die Krone trug. Nun war Rom endlich die Hauptstadt des geeinigten Italien geworden! Dies war schon dem Prinzen von Schleswig-Holstein so wichtig gewesen. Auch in S. Pietro in Montorio wurde sie besonders an den Fürsten, ihren ersten Gemahl, erinnert, der von hier aus den letzten Blick über sein geliebtes Rom und hinüber zu den Sabiner Bergen hatte schweifen lassen, den Blick, den er so liebte und nie wieder sehen sollte. Viele Besuche in Rom und Umgebung, besonders wieder die Katakomben von S. Callistus mit den beweglichen Erinnerungen

an die vielen Christen, die ihren Glauben mit dem Tode besiegelt, das alles zieht an unserem geistigen Auge vorüber, wenn man dies Tagebuch ihrer zweiten Hochzeitsreise liest, und weckt sehnüchtige Erinnerungen bei denen, die das alles gesehen haben und lieben, aber näher darauf eingehen dürfen wir nicht. Ein gereifteres Verständnis für die wundervolle reine Antike und die herrlichen Gemälde des Mittelalters und neuerer Zeiten läßt sich wohl herausfühlen, wenn man die Gräfin Waldersee vergleicht mit dem, was die Fürstin Noer vor zehn Jahren gewesen war, und wie sie jetzt geworden war. Wer sie in ihrer großen Gründlichkeit beim Aufnehmen all des Sehenswerten später kannte, wundert sich nur, wie viel in die kurze Zeit ihres zwölfstägigen Aufenthalts hineingepreßt wurde. Bei einem Besuch draußen vor den Mauern in der S. Paolo Basilika amüsierte sich die Gräfin darüber, daß sie denselben Führer hatten wie vor zehn und zwölf Jahren!

Ein Mittagessen bei der Familie Field und Brancaccio in ihrem höchst interessanten Palazzo, ein Tee beim Botschafter von Reudell und seiner lebenswürdigen Frau im Palazzo Casarelli waren die Ruhepunkte, wie auch die Gottesdienste in der Preussischen Botschaft oder der amerikanischen Kirche, oder Spazierfahrten in der Villa Borghese und über den Pincio mit der in der Genesung fortschreitenden Schwägerin Amelie, oder ein Besuch mit Clementine in der Missionschule einer Mrs. Gould, die Besuche der Museen und Galerien angenehm unterbrachen. Besonders erwähnt die Gräfin noch den Ankauf einer kleinen Kopie der Sybille von Guido Cagnacci im Palazzo Borghese, die ihr so gut gefiel, wie sie überhaupt von ihren Reisen auch später noch eine Fülle schöner Kopien mitzubringen pflegte, die ihr Heim zierten und Zeugnis von dem hohen Kunstsinne gaben, den Marie allmählich durch ihre Reisen in sich herangebildet hatte.

Als sie am 13. Mai nach Florenz abreisten, war der Graf nicht wohl, er hatte etwas Fieber, weshalb Marie froh war, von Rom fortzukommen, hoffend, daß er sich in wenigen Tagen erholen möchte. Bei einem Gottesdienste dort, am 14. Mai, erlebten sie eine Konfirmation. Die Erinnerung an ihre eigene Einsegnung sowohl wie an die gerade vor einem Monat vollzogene Trauung erweckt in ihr ernste Gedanken:

„Möchte das Gelübde der Treue, das ich meinem Gott abgelegt habe, immer in gleicher Weise meine Freude und Wonne sein, wie das, das ich vor einem Monat abgelegt habe. Ich werfe mich und alles, das ich bin und habe, für Gegenwart und Zukunft und alle, die ich liebe, auf Dich, mein Vater und Heiland, und flehe zu Dir, uns allen zu helfen, daß wir einst am Thron der Gnade bei Dir vereint sein können in ewiger Freude und Seligkeit!“

Am 18. Mai ging es dann über Parma und Mailand nach Bellaggio, wo die Villa Carlotta besucht wurde, die früher der Mutter des Prinzen Albrecht von Preußen gehört hatte, bei der Gräfin Amelie Pfeil Hofdame gewesen war, während ihr Gatte ihr Kammerherr war. Die beiden hatten sich hier verlobt, was die Gräfin Marie in der Erinnerung daran mit lebhaftester Anteilnahme erfüllte. Ohne sich dort länger aufzuhalten, ging es am 21. Mai nach Chiavenna, wo sie erfuhren, daß der Splügen-Paß hohen Schnees wegen nicht zu passieren sei. In Silva Plana im Engadin empfing sie die „strenge, kalte, aber großartige Schweiz“, nachdem sie dem sonnigen, warmen Italien den Rücken gekehrt hatten. Hier wird die treue Jungfer Frida zum erstenmal erwähnt, die ihrer Herrin wilde Veilchen brachte. — Frida war schon vor der Verheiratung der Gräfin bei ihr in Stellung gewesen und blieb, auch nachdem sie später den Kammerdiener des Grafen, Heinrich Kreikenbohm, geheiratet hatte, bis kurz vor dem Tode des Grafen in derselben Stellung. Als sich ihr Mann zurückzog, um sich zur Ruhe zu setzen, blieben die beiden doch bis ans Ende der teuren Frau Gräfin ihr stets in dankbarer Treue ergeben. Die Gräfin Waldersee hat es stets verstanden, ein persönliches Verhältnis zu denen zu haben, die ihr dienten; es waren immer Menschenseelen, für deren Wohl und Wehe sie sich verantwortlich fühlte, und denen sie jeden ihr erwiesenen Dienst mit freundlichem Dank lohnte. So waren es hier die wilden Veilchen, die in den Bergen wuchsen („erstaunlich, daß sie die Kälte ertragen können“), die der treuen Frida einen Dank eintrugen, der im Tagebuch zum Ausdruck kam und also unvergessen blieb, noch über das Leben hinaus. — Über den Julier-Paß, Albula und Thusis erreichten die Reisenden Coire, wo die Sonntagsruhe gehalten wurde. Es war Pfingsten, und sie besuchten dort die deutsche Kirche und lasen

und sprachen den Tag viel über christliche Fragen. Die Gräfin hat es auch in ihrer Ehe stets fest gehalten, die Sonntage auszuondern für den Dienst Gottes, und auf Reisen an diesen Tagen immer einen Ruhetag aus dem Sabbat gemacht. Am 25. Mai erreichten sie über Rorschach und Friedrichshafen am Bodensee wieder das liebe Württemberg. An der Grenze hatte der Graf seinem Kammerdiener für die Zollrevision seine Karte zum Vorzeigen gegeben, wobei es sie amüsierte, daß derselbe mit höflichsten Verbeugungen durchgelassen wurde, „wahrscheinlich wurde Frida für die Gräfin gehalten“. Im königlichen Schloß in Friedrichshafen hatten sie dem jungen Herzogspaar ihre Aufwartung machen wollen, die hier ihre Flitterwochen zugebracht hatten, aber Herzog Eugen und Großfürstin Wera waren schon abgereist. Auf der Fahrt bis Lautenbach trafen sie eine Reihe guter Bekannter, so daß sie es merkten, das ungestörte Zusammensein der Hochzeitsreise war vorüber. In Heilbronn holten die Mutter, Josephine und deren Sohn sie von der Bahn ab, sie brachten Alfred noch nach Neckarsulm, von wo er weiter reisen mußte, ohne mit nach Lautenbach zu kommen. Dienstliche Pflichten trennten ihn auf zehn Tage von seiner jungen Frau. Danach wollte er kommen, um sie heimzuholen. Diese erste Trennung nach ihrer Verheiratung wurde Marie schwer, und sie bat Gott, über ihm zu wachen und ihn zu segnen.

Derselbe Zug, der ihn entführte, brachte den Bruder David aus Wildbad. So kam Marie nach Lautenbach zurück, im Kreise ihrer eigenen Familie, und doch eine andere! — Am Hochzeitstage war es kalt und regnerisch gewesen, heute prangte alles in frischem Grün, ihr Zimmer war voll der schönsten Blumen, es war wie ein Nachhausekommen, und doch, jetzt war ihre Heimat an der Seite ihres geliebten Mannes, und sie sehnte sich, mit ihm vereinigt, das neue Leben zu beginnen. Sie dankte dem HErrn, der ihren Ausgang und Eingang gesegnet, für alle erfahrene Güte von ganzem Herzen, aber dies konnte nicht der Abschluß sein; ihr Herz zog sie fort, dahin, wo der weilte, den sie liebte. —

Leider schließt mit dieser Ankunft in Lautenbach das kleine Tagebuch, und ehe sie wieder etwas aufzeichnete, vergingen fast vier Monate. So haben wir von ihrem Einzug in

ihr neues Heim nur eine Runde durch das erste Geschenk ihres Gatten dort. In einem wohl sonntäglich von ihr gebrauchten Gesangbuch der Hannoverschen Landeskirche findet sich von des Grafen Hand die Inschrift:

„Meiner lieben Marie, am Tage ihrer Ankunft in Hannover, den 9. Juni 1874. Alfred.“

Darunter in ihrer Handschrift: „Am 12. Juni 1874 in der Schloßkirche zu Hannover zum erstenmal gebraucht.“ Nach dieser Ankunft, auf die wohl noch kein Schatten fiel, und nach dem ersten gemeinsamen Kirchgang der Gatten dort, folgte eine Zeit schwerer Sorge. Es scheint, daß der Graf sich aus Italien den Typhus mitgebracht hatte, und die erste Aufgabe seiner Frau war die, ihren Mann in ernster Krankheit zu pflegen. Wie mag ihr Herz gezittert haben in der Besorgnis, daß dies zweite Glück noch schneller wie das erste von ihr genommen werden könnte, ehe sie es recht ihr eigen genannt hatte. Aber Gott erbarmte sich ihrer und hörte ihr Flehen. Neu geschenkt gab Er ihr den Gatten gesund zurück, der nach dieser ersten Angst um sein teures Leben ihr wie ein um so köstlicherer Besitz erschien.





XIX.

Im eigenen Heim!

1874—1881. Hannover.

„Ich aber und mein Haus wollen dem
Herrn dienen!“ Josua 24, 15.

Das war ihr Sehnen gewesen, schon lange vor ihrer ersten Ehe, als Hausfrau im eigenen Heim walten zu dürfen; nun endlich hatte sie dies Ziel erreicht, und was für eine Hausfrau ist sie gewesen! Wie fühlten sich in ihrem Hause alle wohl, die als Gäste darin weilen durften, und welch sonniges Heim hat sie ihrem Gatten bereitet, und auch ihrer lieben Mutter, die bis an ihr Lebensende ihr Zuhause bei ihrer jüngsten Tochter hatte, wenn sie auch jährlich lange Zeit bei ihrer Tochter Wächter weilte.

Hannover, Parkstraße 2, das war das erste „Zuhause“, das sich das Ehepaar Alfred Waldersee geschaffen hatte. Die Parkstraße mit dem freien Blick über den Welfenpark gewährt einen angenehmen Aufenthalt. Vor sich hat man die weiten, grünen Rasenflächen des schön gepflegten Parks vor dem Welfenschloß mit dem springenden Erz-Ros in der Mitte, dem alten Wahrzeichen der Welfen. Der Park wird begrenzt durch die schöne, breite Herrenhauser Allee mit ihren alten Baumreihen, die zum nahen Georgs-Garten führt, in dem im Frühjahr die Nachtigallen schmettern und die Bäume in üppiger Fülle blühen, und zu dem nicht allzu fernen Schloß Herrenhausen mit dem weitläufigen, sonnigen, im Versailler Stil angelegten Schloßpark einerseits und dem botanischen Garten andererseits, in dem sich das hohe Palmenhaus und die Gewächshäuser befinden, die prächtig blühenden Azaleen und Rhododendren im sogenannten Paradies, und am Ende der stillen Allee das ernste Mausoleum der dahingegangenen Könige von Hannover. In diese dahin führende Allee mündet die Parkstraße ein, so daß sie daselbst ihre täglichen Spazier-

gänge mit der geliebten Mutter machen konnte. Die im Garten gelegene Villa mit der breiten bedeckten Einfahrt an der linken Seite diente vom Jahre 1874 bis Dezember 1881 dem Grafen Waldersee zur Wohnung. Er war zuerst hier Kommandeur des 13. Ulanen-Regiments, dessen Uniform er bis zuletzt so gern getragen hat. Erst später wurde der Graf mit dem Range und den Kompetenzen eines Brigadefeldkommandeurs zum Chef des Generalstabes des 10. Armeekorps ernannt.

In dem Erdgeschoß befanden sich die Gesellschaftszimmer, der große gelbe Salon nahm die ganze Breite des Hauses ein, daran anstoßend nach der Straße zu der geräumige Eßsaal mit den hochlehnigen Eichenstühlen. In diesem Raum war die tägliche Familienandacht. Nach dem Garten hinaus lag das Wohnzimmer des Grafen, in dem man abends saß. In den oberen Etagen befanden sich die Privaträume der Familie.

Den Garten, an den sich der Hof mit Stallgebäuden anschloß, benützte hauptsächlich der gelbe Tockel, der „alte“ Zentler, der Stammvater eines weitverzweigten Geschlechts von Waldersee-Tockeln. Er war der einzige, der mit seiner tiefen Bellstimme manchmal etwas laut wurde, sonst war es ein stilles Haus, alle Geräusche gedämpft durch dicke Teppiche. Man hatte immer den Eindruck von feiertäglicher Sonntagsruhe in diesem Hause.

Die Tagebuchnotizen werden in jenen ersten Jahren ihrer zweiten Ehe spärlicher und seltener, bis sie im Jahre 1877 ganz versiegen.

Im September 1874 ist die erste Eintragung in Hannover gemacht worden. Ohne auf des Grafen schon erwähnte schwere Krankheit einzugehen, schreibt die Gräfin:

„Gott hat uns sehr gesegnet, hat uns Sorgen und Kummer-
nisse gesandt, aber in Seiner Liebe alles zu unserem Besten
gewendet, mit dem Ziel, uns Ihm näher zu bringen. Ungetrübtes
Glück gibt es wohl nicht auf Erden, ohne die Gefahr, daß wir
dadurch Gott entfremdet werden könnten. Darum werden uns
schwere und leichte Bürden auferlegt, wie die Gewichte, die eine
Uhr in Bewegung halten. Jemand hat unser Wesen mit einer
Uhr verglichen, deren Gewichte die Bewegung des Pendels
regeln und die Uhr vor dem Stillstehen bewahren. So würde
unsre Entwicklung ohne die sich die Wage haltenden Gewichte
des Kummers und der Freude ins Stocken geraten. Gott weiß
am besten, was wir brauchen.“

Es mag nicht immer ganz leicht gewesen sein für eine an völlige Freiheit gewöhnte, selbständig denkende Frau, die in Pariser Verhältnissen oder in süddeutscher Gemütlichkeit so lange gelebt hatte, sich nun in ein norddeutsches, militärisch geregeltes Hauswesen einzugewöhnen. Bei der großen Liebe, die diese beiden Menschen miteinander verband, gab es doch kaum zwei verschiedenere Naturen. Wenn junge Leute sich verheiraten, so wachsen sie beide schnell und unvermerkt in die Doppeleristenz hinein. Aber hier war es ein 42jähriger Mann, ein vollkommen abgeschlossener Charakter, und eine 37jährige Frau, die auch in sich fertig war, ausgereift in ihren mancherlei Lebensführungen, abgeklärt in ihrem Christentum, die Gott hier zusammengeführt hatte, — die nun in dem gemeinsamen Lebensweg sich gegenseitig zum Segen gesetzt waren, und die jeder den andern gern beeinflussen, dem andern gern Gutes tun wollten. — Es war für die Gräfin eine ganz neue Schule, mit ihrer weichen Seele, der auch ein fester Wille gepaart war, sich anzulehnen an einen eisenfesten Mann, der wohl in großer, zarter Rücksichtnahme und Aufmerksamkeit seiner geliebten Frau die Hände hätte unterbreiten mögen, um ihr jeden Anstoß aus dem Wege zu räumen, ihr auch in der Verwaltung ihres eigenen Vermögens vollste Freiheit gewährte, hatte er ihr doch bei Beginn ihrer Ehe versprochen, nie danach zu forschen, wofür sie die Gelder verwandte, die sie dem Bau des Reiches Gottes zur Verfügung stellte oder für Wohltätigkeitszwecke verwendete. Andererseits wollte er aber für seine eigene Person, seine Ansichten und Auffassungen naturgemäß die vollste und unbeschränkteste Freiheit der Entscheidung sich bewahren. Die Beeinflussung, die von einem zum andern hinüber wirkte, mußte daher ganz allmählich, unbemerkt und unbeabsichtigt aus dem gemeinsamen Leben herauswachsen, sich entwickeln, wie die Frucht an einem lebendigen Organismus, wenn es nicht zu schmerzhaftem Widerstand auf einer oder der andern Seite führen sollte. — Wir wissen es aus einer früheren Äußerung in ihren Aufzeichnungen, Marie hätte sich nie in slavischer gehorsamer Unterwürfigkeit einem Mann gebeugt — und ihr Mann war viel zu klug, um das zu fordern —, aber sie selbst war in der tiefen, heiligen Abhängigkeit von ihrem Herrn und Heiland zu einer demütigen, gehorsamen Magd

Jesu Christi geworden, und so verstand sie es, in ihrem Mann ihr Haupt zu ehren und ihm untertan zu sein, und er hat in wunderbarer Weise das Wort der Schrift geübt: „Gebet dem weiblichen als dem schwächeren Werkzeug seine Ehre.“ In mancher anderen Ehe sind die Knirschtöne einer ungeöhlten Maschine doch manchmal wahrnehmbar, auch wo innige Liebe die Herzen verbindet. In dieser Ehe waren solche Töne nicht zu hören. Wo die verschiedenartigen Charaktere der beiden einmal nicht ganz übereinstimmten, kam es höchstens zu einer gut gelaunten Neckerei, oder auf ihrer Seite zu einem sich selbst anklagenden Stohseufzer, wenn er etwas kürzer, als es sonst ihr gegenüber seine Art war, seinem Willen Ausdruck gab. Ein ungedulbiges Scheltwort des Mannes, ein gereizter Widerspruch des Weibes kam in den 30 Jahren ihrer von Gott gesegneten Ehe wohl kaum vor. Das Geheimnis lag nicht darin, daß ihre Liebe sie so zusammenschmolz, daß etwa ihre Verschiedenheiten dadurch aufgehört hätten, nein, das Geheimnis lag tiefer, es war Öl vorhanden und es war Salz da (Mark. 9, 50). Es kann sein, daß er mehr das Salzfaß bei sich trug, — das attische Salz weiser Zurückhaltung und reinigender Schmachthaftigkeit, — und sie mehr das Öltrüglein benutzte, das Öl des heiligen Geistes, das sänftigend wirkte — Sanftmut und Demut.

Jedenfalls gab es in dieser Ehe keine Dissonanzen, sondern einen klaren, reinen Einklang, trotzdem jeder für sich ein Ton war, ganz verschieden in der Klangfarbe, bei ihm der tiefe, starke, seiner selbst sichere Baßton eines weisen, klugen Kopfes, bei ihr der hohe, reine, helle Ton eines nach himmlischen Höhen strebenden Herzens.

Wie konnten sie fröhlich zusammen sein, die beiden, dieser Mann mit den lustigen, schelmischen Augen, die immer beobachteten und immer wissend waren! Wie traf er mit kurzem, knurrendem Wort immer mitten ins Schwarze, und wie konnte dann ein singendes, klingendes, leises Lachen ihm antworten, und der immer gütige Mund und die strahlenden Augen seiner Frau verständnisinnig mit ihm einstimmen oder vorwurfsvoll leise mahnend seine Schärfe zügeln, wenn das Salz seiner Rede einmal drohte beißend zu werden.

Von einem Zug in dem Charakterbild ihres Gemahls erzählte die Gräfin später oft in beweglichen Worten. Der Graf rauchte

gern und stark. Obwohl seine Braut ihm darüber nie etwas gesagt hatte, mag er wohl empfunden haben, daß es ihr nicht sehr angenehm war. Am Tage vor der Hochzeit zog er sich auf mehrere Stunden zurück. Erst später während der Hochzeitsreise bemerkte sie, daß er gar nicht mehr rauchte. Als sie ihn darüber befragte, sagte er ihr, er habe am Tage vor der Hochzeit noch einmal eine Menge Zigarren hintereinander geraucht, bis er genug und übergenuß davon gehabt, und dann habe er ihr zuliebe diesem Genuß entsagt, da er gemerkt habe, daß sie es nicht liebte. — Seitdem hat Graf Waldersee kaum mehr zu Hause geraucht, so daß seine Gäste meinen konnten, er sei ebenso wenig Raucher, wie sein Vorfahr, der im Tabakskollegium des Königs immer mit kalter Pfeife zugegen war.

Ein Tag im Hause Waldersee war etwas sehr Geordnetes. Die Gräfin hatte es sich zur Bedingung gemacht, nie in ihrer Morgenstunde gestört zu werden, selbst wenn allerhöchster Besuch sich anmeldete. So frühstückte das Ehepaar nicht zusammen. Der Graf ging nach ihrem Morgengruß zum frühen Dienst oder zum Morgenritt, während niemand seine Gattin vor einer bestimmten Stunde zu sehen bekam. Es war die stille Zeit, die sie allein mit Gott verbrachte. Zu einer späteren Stunde sammelte sich der ganze Haushalt zur Familienandacht. Sehr oft mußte die Gräfin die Andacht halten, weil der Graf im Dienst oder verreist war. Konnte er es jedoch möglich machen, kehrte er dazu aus dem Büro zurück, und nachdem ein Lied gesungen, las er dann selbst die Andacht. Darnach knieten alle nieder, und es wurde noch ein Gebet gelesen und dann gemeinsam das Vaterunser gesprochen. Auf viele, die es vergessen hatten, daß man vor Gott die Knie beugt, haben diese Andachten, einen tiefen Eindruck nicht verfehlt.

Im Anschluß daran wurde das zweite Frühstück genommen, dem Ausfahrten oder Spaziergänge folgten. Nach dem späten Mittagessen um 6 Uhr blieb man im Zimmer des Grafen am gemütlichen Mittelstisch zusammen, wenn nicht irgendwelche Geselligkeit diese stillen Abende störte. Der Graf erledigte an seinem Schreibtisch, ungestört durch die Unterhaltung um ihn her, seine Schreibereien, bis er Zeit fand, jeden Abend eine oder zwei Partien Trick-track (Tarok) mit seiner alten Schwiegermutter zu spielen, die durch ihre Schwerhörigkeit mit den

Jahren immer weniger sich an der Unterhaltung beteiligen konnte, der er aber stets ein aufmerksamer, liebender Sohn war, obwohl er nur wenig Worte mit ihr wechselte.

Wollen wir aus diesen ersten sieben Jahren ihrer Ehe noch Einzelheiten erfahren, soweit die Tagebuchnotizen sie angeben, so finden wir in einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1875 den festen Entschluß erneuert, sich ihre volle Morgenstunde vor dem Frühstück für den Umgang mit Gott nicht verkümmern zu lassen, da später am Tage es so schwer sei, noch eine stille Zeit zu finden. In einem Rückblick auf den Sommer 1876 schreibt die Gräfin aus der Erinnerung eine Predigt nieder, die sie im September in Rochendorf gehört hatte über die Ausdehnung der Liebe Gottes in Christo Jesu: ihre Tiefe, die hinabsteigt zum tiefst gefallenem Sünder, ihre Länge, die zurückgreift zu dem Anfang der Schöpfung und hineinreicht in die Ewigkeit der Ewigkeiten, die Breite, die alle Gesellschaftsklassen, alle Nationalitäten umfaßt, und sich über den ganzen bewohnten Erdball ausbreitet, und endlich die Höhe, die uns aus der Erniedrigung des Falles heraushebt, weit über Erde, Nebel und Wolken, hinauf zum Himmel, unserm ersehnten Ziel. „Dies ist das Werk und die umfassende Kraft der Liebe Christi; diese Liebe erkennen, das übertrifft alle Erkenntnis.“

Nachdem die Gräfin in diesem Herbst von Lautenbach zurückgekommen war, kam mit der Mutter Mrs. Lee auch die Nichte Blanche mit nach Hannover, während die Schwester bei ihrem kranken Gatten in Stuttgart zurückblieb. Die Gräfin erwähnt bei diesem Rückblick auf den Sommer noch, daß es ihr ein Schmerz sei, daß „gute Freunde“ sie so wenig verstanden, daß sie sie für fanatisch einseitig in ihren religiösen Gefühlen hielten und ihren Einfluß auf ihre eigene Schwester fürchteten. Sie sieht zwar einerseits ein Vorrecht darin, um des Namens Jesu willen Schmach leiden zu dürfen, andererseits aber stellt sie in gewohnter Demut, die immer geneigt war, lieber die Schuld bei sich selbst, als bei anderen zu suchen, eine ernste Untersuchung an, ob sie diesen (nicht genannten) Freunden nicht doch vielleicht durch eigenen Sinn einen Anlaß gegeben habe zu dieser Kritik, und es ist ihr ein größerer Kummer, daß es dem Feind gelungen, ihre christliche Berufung durch einen Tadel herabzusetzen, als daß sie selbst dadurch falsch beurteilt worden war.

Diese sie schmerzende Erfahrung ist ihr ein Anlaß, Gott um die Gnade zu bitten, daß sie es immer besser lernen möchte, ihren eigenen Willen zu kreuzigen und ihn dem Seinigen völliger zu unterwerfen.

Es ist nicht das letzte Mal gewesen, daß Menschen, die sich ihrem Einfluß zu entziehen suchten, sie verspottet haben, oder ihre Beweggründe durch falsche Beurteilung ihrer selbst in ein verkehrtes Licht gestellt wurden. Es war ihr jedes Mal ein Schmerz, wenn sie es erfuhr, nicht, daß sie selbst dadurch gekränkt oder beleidigt worden wäre, denn sie fragte sich immer, ob sie vielleicht irgend etwas verkehrt gemacht habe, aber sie kannte keinen größeren Kummer, als wenn sie sah und erlebte, daß man das Heil in Christo, das sie so gern allen gebracht hätte, abwies und ihre Bemühungen für Fanatismus erklärte, weil sie fühlte, daß die Schärfe der Waffe, die man gegen sie richtete, immer auf die zurückwirkte, von denen die verwundenden Äußerungen ausgingen. Sie hatte dann ein Gefühl, als habe sie, statt ihnen Segen zu vermitteln, mit dazu beigetragen, daß sie sich selbst durch ihre Zurückweisung das Gericht zuzögen, und das war ihr ein tiefer, oft lange währender Schmerz, der nur dadurch gemildert wurde, daß sie um so inniger für solche betete, die ihr weh getan hatten, in der Hoffnung, daß dadurch das Unheil abgewendet werden würde, was sie gewissermaßen dadurch verschuldet zu haben meinte, daß sie in ihrer Beeinflussung nicht weise und vorsichtig genug vorgegangen sei. Gerade wenn sie mit ihrer Liebe abgewiesen wurde, trieb sie das stets in um so treuere Fürbitte hinein.

Vom Jahr 1877 finden sich noch zwei Aufzeichnungen vom Februar und vom April, die wir gern noch festhalten, da es das letzte sogenannte religiöse Tagebüchlein ist, das uns erhalten blieb.

Sie erwähnt mit tiefer Betrübniß den Tod ihrer lieben und verehrten Freundin, der Frau Prinzessin de la Trémoille, die, umgeben von Kindern und Enkeln, in Neapel im Hotel starb. Sie war, wie bekannt, eine geborene Murray, die Schwägerin ihrer Schwester Blanche gewesen, die ihnen allen so nahe gestanden hatte.

„Die Zeit ist ernst, Kriegsgerüchte*), Hungers- und Wassersnöde,

*) Der russisch-türkische Krieg.

plötzliche Todes- und Unglücksfälle, alles ruft uns Lebenden zu: Seid ihr auch bereit!“

Dann erwähnt sie eine schwere Indisposition ihres geliebten Alfred, von der sie für ihn und sich einen Gottessegens erhofft, wie auch davon, daß sie ihm das Buch von Doddridge in seiner Krankheit zu lesen gab, das ihr selbst so zum Segen geworden sei. In ihrer treuen Fürbitte für ihn und alle, die sie liebt, wurde sie gestärkt durch eine Predigt von Dr. Uhlhorn über das kananäische Weib:

„Glaube ist der Maßstab des Segens, den wir von Gott erwarten können. Ist unser Glaube groß, so dürfen wir auch großen Segen erwarten, ist unser Glaube klein, empfangen wir nur kleine Segnungen!“

Mit Freuden begrüßt sie es, daß die Schuld, die sie der Gesellschaft gezollt hätten, durch eine große Soiree, die sie geben, Gott sei Dank, glücklich überstanden sei. Hierbei war ihr ein Mißgeschick zugestoßen, das sie sehr beschämte. Sie war durch ein Musikstück, das sie zu spielen unternommen hatte, nicht glatt durchgekommen. Wahrscheinlich war das ihr besonders peinlich, weil der Musikkenner und -Freund Prinz Albrecht von Preußen zugegen gewesen, dem sie in all den Jahren in Hannover so viel Anregung in dieser Beziehung verdankte — waren doch seine Bachabende nur auserwählten Gästen zugänglich und für die Gräfin Waldersee stets ein hoher Genuß. Da war es ihr sehr demütigend, daß ihr Versuch nicht so gut gelungen war, wie sie es natürlich erstrebt hatte.

„Es wurde mir schwer, mich unter Gottes Willen zu beugen, der dies zugelassen hatte, und einzusehen, daß Er mir diese Demütigung sicher nur deshalb geschickt hat, weil sie mir um so notwendiger war, je schwerer es mir wurde, sie von Ihm anzunehmen!“

Im April stellte es sich heraus, daß in dem Befinden ihres Mannes sich eine gefährliche Wendung anzubahnen drohte; es seien Anzeichen vorhanden, die befürchten ließen, daß eine schwere Krankheit sich vorbereitete. Sie schreibt darüber:

„Gott hat meine geliebte Mutter nach einer ernsten Krankheit auf mein Gebet aus Gnaden wieder hergestellt, Ihm sei Dank dafür. Nun flehe ich zu Ihm, daß Er auch Alfred wieder gesund machen möchte, uns aber in jedem Fall Ergebung in Seinen Willen schenken wolle, und uns in der Heiligung wachsen lassen

möge durch dieses Kreuz, das Er uns auflegt. Ich möchte Ihm für so viele Segnungen danken. Ich flehe zu Ihm, daß das Leben Jesu in mir immer mehr zum Durchbruch kommen möchte, und daß ich meinen Vater im Himmel durch zunehmende Treue verherrlichen möchte. Herr erbarme Dich unser aller!“

Hier schließt das nur zur Hälfte benützte letzte religiöse Tagebüchlein. Da es nicht weiter fortgeführt wurde, ist anzunehmen, daß die Gräfin später nicht wieder in diesem Sinn ein Tagebuch geführt hat. Eine kleine Agende mit kurzen Tagesberichten ist noch vorhanden, aber hier sind es nur äußerliche Erlebnisse, die kurz niedergelegt sind.

Der Graf erhielt im Mai 1877 einen längeren Urlaub, um etwas für seine Gesundheit zu tun. Für seine Genesung und auch für ihren eigenen angegriffenen Hals erhoffte die Gräfin durch Gottes Gnade von einer Kur in Ems segensreiche Wirkungen. Mit ihnen weilte die Mutter und die Nichte Blanche dort, die mit einer Nichte Alfreds, Frä. Armgard von Kalitsch, dort Freundschaft schloß. Mitte Juni kam Seine Majestät der Kaiser Wilhelm I. nach Ems, und Gräfin Waldersee hatte die Ehre, ihm ein Bukett überreichen zu dürfen, das er dem Grafen Lehndorff zu halten gab. Am 18. Juni wird erwähnt:

„Der Kaiser kam heut morgen zu Alfred und mir heran; wir hatten eine nette kleine Plauderei. Er bedauerte, daß Alfred so wenig wohl ausfähe.“

Etwas später kam die Kaiserin nach Koblenz und erteilte einigen Damen Audienz, unter denen auch die Gräfin Waldersee war:

„Der Kaiser und der Kronprinz kamen auch herein und waren beide sehr gnädig! Die Kaiserin sah in Schwarz (Hoftrauer) ausgezeichnet aus.“

Einige Tage später erfreute die Gräfin sich darüber, daß der Kaiser ihres Gatten Urlaub gnädigst bis zum Oktober verlängert habe, damit seine Gesundheit völlig wieder hergestellt werde.

Es folgte dann ein schöner, stiller Aufenthalt auf dem Bürgerstock am Vierwaldstätter See mit der Mutter, Frau von Wächter, und deren Tochter. Von friedlichen Sonntagen, an denen der Graf ein Kapitel aus der Bibel vorlas und aus dem Buch „Priscilla an Sabina“, wird kurz berichtet, im übrigen von Partien oder Spaziergängen und von der Weiterreise nach

drei Wochen, in denen ihr Mann sechs Pfund zugenommen hatte. Von Luzern ging es nach Rigikultm, dann über den Brännig nach Interlaken, und von da nach Mürren, wo die Gräfin sich erst langsam an die Höhe gewöhnen konnte. Am 5. August erlebten sie gemeinsam den 74. Geburtstag der geliebten Mutter, und dann reisten ihre Lieben nach Lautenbach zurück, während sie beide noch bis Ende August unterwegs waren. In Bermatt erfreute sich die Gräfin, wie an andern Orten der Schweiz, der englischen Kirchen. Dies war ihr wohl wieder ein neuer Ansporn, künftig auch für deutsche Gotteshäuser mitsorgen zu helfen. In Chamonnix hörten sie die Predigt eines amerikanischen Geistlichen über die *Geweiht*, die man haben könne, daß unsere Sünden abgewaschen und wir gekleidet seien in der fleckenlosen Gerechtigkeit Jesu.

In Genf besuchten sie ihre Freundinnen Helene und Alice Jeppelin, die in Voltaires früherem Haus sich ein reizendes Heim gegründet hatten. Von Vevey aus sahen sie in Belair, nahe am Genfer See, die verwaisten Töchter*) von Alfreds Rusine, Frau von Hottinger geb. Gräfin Waldersee, und deren Tante, Fräulein von Rochow. Dann ging es, nach zehn Wochen in der Schweiz, am 31. August nach Lautenbach zurück. Ein stiller Sonntag in der Kirche in Rochendorf erinnerte an den glücklichen Hochzeitstag. Es wurde auch wieder das Lied: „Gott ist getreu“ gesungen, und die Gräfin bezeugt:

„Er hat Seine Treue wieder bewährt, indem Er Alfred wieder hergestellt hat, gottlob!“

Der Graf kehrte dann nach Hannover zurück, um dienstliche Angelegenheiten mit dem Prinzen Albrecht zu erledigen. Seine Frau erwähnt ihren täglichen Brief von ihm und ihre tägliche Antwort. Lebenslang haben sie, wenn sie getrennt waren, täglich einander geschrieben. Am 2. Oktober kam der Graf, um den Geburtstag mit zu feiern, es war der 40.:

„Welch ernster Gedanke: schon so viel Zeit meines Lebens vergangen! Heiland, hilf mir, meine Tage zählen, daß ich mein Herz an Weisheit gewöhne!“

Am 5. Oktober reisten sie wieder heim. Es war ihr schwer, ihre teure Schwester in der Sorge um den kranken Gatten ver-

*) Die älteste Tochter Augusta von Hottinger heiratete 1881 den Grafen Andreas Bernstorff in Berlin.

lassen zu müssen, und sie fragt sich, ob sie ihn wiedersehen werde. Die liebe Mutter wollte erst Anfang November zurückkommen. Die Gräfin aber freut sich darauf, ihre häuslichen Pflichten wieder aufzunehmen. Zwar war es ihr zuerst immer ein wenig schwer nach der Trennung von ihren Lieben im eigenen Hause, in dem sie bei der Vielgeschäftigkeit des Mannes, den sein Dienst so oft fern sein ließ, so viel allein sein mußte.

In dem Agendebüchlein werden nun die kleinen häuslichen Dinge kurz erwähnt.

Von ihrer eigenen Arbeit schreibt sie einmal:

„Den ganzen Tag emsig wie eine Biene, vom Boden zum Keller, Trepp auf, Trepp ab, und alles prüfend und ordnend! Gottlob, nun ist alles wieder im Gange!“

Im Herbst kam die Nichte Blanche Wächter für einige Wochen zu den Verwandten. Als gewandte Reiterin durfte sie fast jeden Morgen den Grafen auf seinen Ritten begleiten. Das Tagebuch der Gräfin erwähnt auch Tagden auf Schwarzwild. Es scheint, daß sie selbst, die früher eine passionierte Reiterin gewesen war, jetzt nur noch selten das Pferd bestieg. Doch hat sie ihrem Gatten jedes Jahr an ihrem Geburtstage bis 1896 die Freude gemacht, mit ihm zu reiten. Auch sonst hat sie ihn ausnahmsweise auf seinen Ritten begleitet. Damals, Ende der 70er Jahre, war der Verlobte ihrer Nichte, Baron von Palm, häufiger Gast des Hauses, während er zur Reitschule kommandiert war.

Wie sie am 27. September ihres Verlobungstages mit dem Fürsten Noer gedacht hatte, so erinnerte sie sich am 3. November auch des 13. Gedenktages ihrer ersten Hochzeit mit den Worten:

„Diesen Tag werde ich nie vergessen; aber nun hastet er nicht mehr wie sonst in meinem Gedächtnis in sehnstüchtiger Traurigkeit, jetzt, wo der Stern des Glücks mein Leben wieder vergoldet. Gott sei Dank für Seine Barmherzigkeit!“

Dann reiste „Bunnie“ ab, so nannte sie ihre Nichte Blanche, die bei ihr geblieben war, als der Onkel dienstlich verreiste, und Frida, die sie bis Frankfurt begleitete, brachte statt ihrer die Mutter zurück. Auch der Graf kehrte zurück, „ein glücklicher Tag, der alle ihre Lieben wieder um sie vereinte“. Acht liebliche Gloire de Digeon-Knospen, im

eigenen Garten gepflückt, schmückten den Mittagstisch zu diesem frohen Empfang.

Schon im Jahr 1877 erwähnt das Tagebuch allerlei Wohltätigkeits-Interessen, an denen die Gräfin sich in Hannover beteiligte, z. B. die monatliche Nähstunde für das Magdalenenstift, die sie im Henriettenstift besuchte, oder die Eröffnung einer neuen Diakonissenstation Bethanien in der Pferdestraße, Missionsfeste und Armenbesuche werden berührt. Die Verwundeten des russisch-türkischen Krieges wurden im Militär-Frauen-Verein bedacht, an dessen Sitzungen sie regelmäßig teilnahm. Ebenso besuchte sie gern und häufig das Kinderhospital.

Der Militär-Frauen-Verein wurde von der Gräfin etwas reorganisiert, indem sie es durchsetzte, daß die Zusammenkünfte nicht mehr, wie früher, ohne Gebet stattfanden. Ein Werk, in dem der Herr nicht der Mittelpunkt war, befriedigte sie nie, und sie hat sich später von vielen solchen Arbeiten losgesagt, die nur irdische Zwecke verfolgten. Wo Jesus nicht der Mittelpunkt, Zweck und Ziel der Arbeit war, das lehnte sie bald als ein Stück „Welt“ ab.

Viel Freude hatte die Gräfin auch von dem sich immer herzlicher gestaltenden Verhältnis zu den Verwandten ihres Vaters, dessen älterer Bruder Fritz nach ihm die Alanen in Hannover kommandierte, und mit dessen Frau Geraldine sie sich sehr oft sah. Einmal wird ein Besuch erwähnt, den sie mit dieser Schwägerin im Schloß bei den kleinen Prinzen Friedrich Heinrich und Joachim gemacht habe. Diese Besuche wurden öfter wiederholt, und später schenkte die Prinzessin Albrecht beim Abschied aus Hannover „ihrer Lieben Gräfin“ (wie sie sie zu nennen pflegte) die Bilder ihrer drei Söhne mit ihrer eigenen Unterschrift. Häufige kleine Dinners, zu denen Graf und Gräfin Waldersee ins Schloß befohlen wurden, und auch Besuche, die die hohen Herrschaften bei ihnen machten, brachten die beiden Frauen einander nahe, so daß ein persönliches Verhältnis des Lebens und Nehmens hin und her zwischen diesen beiden Marien im Lauf der Jahre zustande kam, das bis zum Tode der Frau Prinzessin sich erhalten hat.

Zu Weihnachten 1877 war, wie alljährlich, ihre Schwägerin Gräfin Laura Waldersee mit ihren Söhnen in Hannover, und

mit ihnen beschlossen sie denn auch unter den feierlichen Schlägen der Mitternacht in stillem Gebet das alte Jahr.

„Nachdem die anderen sich zurückgezogen, lasen Alfred und ich noch zusammen! So ist auch dies Jahr in die Ewigkeit hinübergegangen!“

So schließt die kleine Agende; die letzten persönlichen Aufzeichnungen, die wir besitzen, haben hiermit ihr Ende erreicht. Wir müssen von nun an, da wir das Leben der heimgegangenen Gräfin Waldersee nun nicht mehr Schritt für Schritt verfolgen können, in großen Zügen wiederzugeben suchen, was sich zusammentragen läßt aus der Erinnerung derer, die mit ihr gelebt haben oder die als Gäste in ihrem Hause weilten.

Hier empfing wohl mancher von ihr den tiefen Eindruck eines Menschen, der mit Gott wandelt! Sie hatte gern junge Gäste um sich, die in das leider kinderlos gebliebene Haus Sonnenschein hereinbringen sollten, aber noch mehr Sonnenschein vorfinden und als Erinnerung fürs ganze Leben davon trugen! Die Stellung ihres Mannes erforderte es, daß die Gräfin sich der Geselligkeit nicht ganz entzog. Wenn sie auch nicht mehr, wie in früheren Jahren, die Welt liebte, und sie ihr irgendwie zur Gefahr wurde, so durfte sie sich doch, als Frau ihres Mannes, nicht ganz von der Welt fern halten. Sie lebte jetzt das aus, was sie früher fast für unmöglich gehalten hatte, „in der Welt sein und doch nicht von der Welt“. So wurden in den Mittagsstunden Besuche gemacht und empfangen, zur Teestunde kamen und gingen die Besucher, auch Diners wurden gegeben oder man folgte den Einladungen zu Diners, und ebenso mußte die Gräfin auch größere Abendgesellschaften besuchen und geben. Da war es ihr eine Freude, ihren Nichten in ihrem Hause die Gelegenheit zu geben, eine edle Geselligkeit kennen zu lernen. Nur daran hielt sie fest, sie begleitete ihre jungen Gäste niemals ins Theater. In den Morgenstunden vor der Morgenandacht oder auch sonst an Tagen, wenn nicht viel vorlag, erwartete sie, daß die im Hause weilenden jungen Mädchen ihre Zeit nützlich verwerteten, entweder unter der Aufsicht der guten Frida oben in der Nähstube notwendige Änderungen an den eigenen Toiletten selbst vornahmen oder auch sonst sich so beschäftigten, daß der Tag in irgend einer Weise gut angefangen sei, und auch in seinem

Fortgang nicht nur mit dem Vergnügen ausgefüllt sein möchte.

Ein tiefgehender Einfluß ging von ihr auf die Jugend aus, nicht nur auf die, die als Gäste in ihrem Hause weilten, obgleich diese natürlich in erster Linie unter demselben standen. Die schlechte Angewohnheit vieler Deutscher, den Namen Gottes unnützlich im Munde zu führen, war ihr ein tiefer Schmerz. Da geschah es bei dem längeren Aufenthalt einer jungen Verwandten dort, daß die Gräfin diese einmal mit ihren ernstesten und doch so liebevollen Augen durchdringend ansah und stille sagte:

„In meinem Hause wird Gottes Name nicht mißbraucht, du bist gewiß so gut, dir das zu merken, mein liebes Kind.“

Wenn es dann doch geschah, daß der heilige Name unvermerkt über die Lippen kam, schüttelte sie nur mit ernstem, tief traurigem Blick den Kopf und man schämte sich sehr, und ihre Liebe und Geduld wurden bald Herr über die böse Sünde. Auch später noch bezeugten Gäste, die in ihrem Hause ein- und ausgingen, und die sich nicht viel dabei gedacht hätten, den Namen Gottes unnützlich im Munde zu führen, wie jedes Mal ein schmerzliches Zusammenzucken, als täte es ihr körperlich weh, die Betreffenden auf ihre Verfehlung aufmerksam machte. Auch in den Bibelfunden, die sie in späteren Jahren in ihrem Hause hielt, deutete sie oft an, welche große Sünde es sei, den Namen, der über alle Namen ist, anders als in heiliger Ehrfurcht — im Gebet — zu nennen. Unvergesslich sind wohl jedem, der in ihrem Hause weilen durfte, die Sonntage. Lag in jedem Fremdenzimmer eine Bibel und ein Gesangbuch, so wurde des Sonntags noch ein anderes frommes und doch unterhaltendes Buch dazu gelegt, ohne viele Worte. Die Gräfin ließ sich am Sonntag in ihrem Zimmer nicht stören, es war überhaupt ein Heiligtum, das man nur betrat, wenn man dazu aufgefordert wurde, und Sonntags geschah das selten. Aber sie kam zum Besuch zu ihren Gästen und sprach dann gern über das Buch, um zu erfahren, ob man wohl verstanden hatte, was man las. Es wäre wohl unmöglich gewesen, in ihrem Hause ein Buch zu lesen, das man vor ihr hätte verbergen wollen, dazu war die Atmosphäre zu rein, und nichts Unreines konnte sich da halten, aber auch die guten und reinen, aber weltlichen Bücher, die

man vielleicht selbst ohne Gewissensbisse auch am Sonntag las, verschwanden an diesem Tage mehr und mehr, weil man es ihr anfühlte, daß es sie schmerzte, wenn man sie am heiligen Tage des Herrn las. Sie schalt oder verbot nie, aber ihr Blick, der zuerst das Buch und dann das Auge suchte, bewirkte es schnell, daß man beschämt das Buch beiseite legte, das für den Sonntag nicht passend war, und wie freute es sie, wenn man die von ihr gewählten Sonntagsbücher gern las und ihr Gelegenheit gab, darüber zu reden. Natürlich ging man morgens gemeinsam zur Kirche, und niemals war am Sonntag irgendwelche Geselligkeit. Das Schönste waren die Sonntag-abende, da setzte sie sich ans Harmonium im Eßzimmer, und dann wurden vor der Abendandacht die Lieder gesungen, die sie liebte, englische oder auch deutsche, und es war ihr eine Freude, wenn man eins vorschlug und es auswendig singen konnte, denn das Auswendiglernen von Gesangbuchliedern, das war ihr stets zum Segen gewesen, und das war eine schöne Sonntagsübung, die sie selbst noch pflegte. Ramen aber andere junge Mädchen, um ihre Nichten zu besuchen, so wurden auch diese mit zu den Gesangsübungen herangezogen. Auch zu Weihnachtsbescherungen armer Kinder lud sie junge Damen aus der Gesellschaft ein, mit denen sie vor dem Fest die Lieder übte, die dann gesungen werden sollten.

So beeinflusste sie ohne viele Worte und ohne einen Versuch zu machen, gewaltsam zu ihrer Auffassung bringen zu wollen, in stiller Weise ihre jungen Gäste. Aber nicht nur in ihrem eigenen Hause stand die Jugend unter diesem Einfluß. Wie oft haben es junge Offiziere bezeugt, daß ein heiligender Einfluß von ihr auf sie ausgegangen sei, durch ihre Art, sich mit ihnen zu unterhalten. Es war bald ein Kreis von jungen Leuten beiderlei Geschlechts in den Gesellschaftskreisen, die sie beeinflusste, vorhanden, die es sich zum Ziel setzten, in den Gesprächen, die sie führten, nicht nur oberflächliche Dinge zu berühren. Wenn die Gesellschaft an einem Sonnabend war und die Mitternacht nahte heran, so verstand es sich bald von selbst für diese jungen Leute, daß man am anbrechenden Sonntag nicht mehr tanzte. Man konnte ja nicht das Fest verlassen, solange die hohen Herrschaften nicht aufgebrochen waren, das erlaubte die Hofetikette nicht, aber man setzte sich dann zusammen und

ließ die andern tanzen; man unterhielt sich, und es waren ernste Dinge, die da verhandelt wurden. Unter den jungen Männern, die in jener Zeit unter dem Einfluß der Gräfin standen, fehlte dann am Sonntag keiner im Gottesdienst, und wenn man zu einem Diner zusammentam, so waren es diese jungen Leute, die es ganz selbstverständlich fanden, daß man bei Tische betete. Einmal aß die Jugend, etwa acht Personen, allein an einem Tisch, während die älteren Herrschaften in einem anderen Zimmer saßen. Da forderte einer der Offiziere eine Nichte der Gräfin auf, das Tischgebet zu halten; sie war zu schüchtern dazu. Darüber ganz erstaunt und fast verwundert, betete dann dieser junge Leutnant, ehe man sich setzte, und sagte dann, das hätte er doch nicht für möglich gehalten, daß eine Nichte der Gräfin Alfred Waldersee ohne zu beten sich zu Tisch setzen könnte. Und das war nicht etwa Spott, nein, es war ernste Überzeugung, es ging ein heiliger Einfluss von ihr aus auf alle, die mit ihr in Berührung kamen mitten in der weltlichen Umgebung, soweit man sich dieser Beeinflussung nicht entzog! Die Art, wie sie bei Tisch betete, das allein weckte in manchem, der es hörte, das Bewußtsein, daß es nicht etwa eine tote Gewohnheit war bei ihr, sondern daß sie es bei jedem solchen Gebet mit dem lebendigen Gott zu tun hatte, und daß man nun in Wahrheit bei der Mahlzeit mit allen Gesprächen, die bei Tisch geführt wurden, in der Gegenwart Dessen war, den sie gebeten hatte, gegenwärtig zu sein.

Seit dem März des Jahres 1881 hatte der Graf wieder mit seinem alten Leiden zu tun, was seiner Frau Anlaß zu ernster Besorgnis war. Eine Kur in Karlsbad hatte nicht zu dem gewünschten Erfolg geführt. Dem schloß sich eine Wanderzeit durch den Thüringerwald und dann im Juni eine Nachkur in Kreuth an. Von hier ist ein Brief datiert, den seine Frau erst nach seinem Tode fand. Er war ihr ein tiefer Trost und eine große, wehmütige Freude. Der Graf hatte damals den Eindruck gehabt, sein Ende könne nahe sein, und er fühlte, daß er nicht bereitet sei; da hatte er Gott um eine Frist gebeten, ihm Zeit zu lassen zur Vorbereitung, und er sah in den vier Monaten, die er nun schon leidend war, eine Erhörung seines Gebetes. Jetzt, schrieb er, könne er ihr die Freude machen, ihr zu sagen, daß er den Heiland, den für ihn gestorbenen und auferstandenen

Sohn Gottes als seinen Erlöser angenommen habe und daß er hoffe, durch Seine Gnade selig zu werden. — Er dankte der geliebten Frau für das, was sie ihm gewesen, ihn auf diesem Wege des Heils zu befestigen und zu stärken, den er ja schon im Elternhause vor Augen gehabt habe, zu dessen lebendiger Ergreifung er aber erst durch sie gekommen sei.

Er dankte ihr auch für die Liebe und Güte, die sie all seinen Familiengliedern erwiesen habe in den sieben Jahren ihrer Ehe, und legte ihr besonders die Söhne seines ältesten Bruders Georg, der 1870 gefallen war, ans Herz. Diese Nissen, Georg und Franz, waren mit ihrer Mutter regelmäßig in den Ferien dort im Hause aus- und eingegangen und genossen dort fast Sohnesrechte, wie sie auch später mit ihren Frauen und Kindern dem Haus dieser Verwandten besonders nahe standen bis zulezt.

Neben dieser Erkrankung des geliebten Mannes, die natürlich in erster Linie das Herz der Gräfin bewegte, waren es allerlei andere Ereignisse in der Familie und Freundschaft, die sie in diesen Jahren in Hannover bewegten. Es seien noch einige davon erwähnt, die ihr besonders nahe gingen.

Der Schwager, Baron von Wächter, in dessen Haus in Paris und später in Stuttgart und Lautenbach Marie eine zweite Heimat gefunden hatte, war inzwischen am 3. August 1879 nach jahrelangem Leiden abberufen worden, und die nun verwitwete Schwester Josephine, deren Tochter sich 1880 mit Baron von Palm verheiratete, blieb nun vereinsamt zurück. Um so enger schlossen die Schwestern sich aneinander, und zu den Gästen des Hauses in Hannover gehörte außer dem Bruder David, der oft kam, schon um der Mutter nahe zu sein, nun auch regelmäßig die Schwester Josephine, die gewöhnlich im Herbst, nachdem Marie mit der Mutter einige Wochen bei ihr in Lautenbach gewesen war, mitreiste. Im Spätherbst 1881 erkrankte die Mutter gefährlich an der Rose, was ihre Töchter in große Besorgnis versetzte, doch ihre Gebete wurden erhört und die teure Mutter blieb ihnen noch viele Jahre erhalten.

Wie in dem täglichen Kreislauf eine gewisse Gleichförmigkeit unverkennbar war, so auch in dem sich stets wiederholenden Kreislauf des Jahres: nach den Pflichten des Winters eine

Sommerreise, die in Lautenbach endete, der sich dann wieder die Aufgaben in Haus und Beruf angeschlossen.

Ohne Hausgäste waren der Graf und die Gräfin in Hannover wohl fast niemals, Verwandte und Freunde wechselten ab, aber auch diese kamen in gewissem sich wiederholendem Turnus, so daß man damit rechnen durfte, zu gewissen Zeiten wieder eingeladen zu werden, und wie gerne kehrte man immer wieder zurück in das liebe Haus in der Parkstraße!

O selig Haus, wo man dich aufgenommen,
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu Christ,
Wo unter allen Gästen, die da kommen,
Du der gefeiertste und liebste bist;
Wo aller Herzen Dir entgegenschlagen
Und aller Augen freudig auf Dich seh'n,
Wo alle Lippen Dein Gebot befragen
Und alle Deines Winks gewärtig steh'n!

Ph. Spitta.





XX.

Aus der Enge in die Weite!

Berlin 1882—1891.

Aus der Enge in die Weite,
Aus der Tiefe in die Höh
Führt der Heiland Seine Leute,
Daß man Seine Wunder seh.

Schon während Graf Alfred Waldersee in Hannover die Stellung des Generalstabchefs bei dem 10. Armee-corps bekleidet hatte, wurden ihm mehrfach außergewöhnliche militärische Aufgaben übertragen. Im September dieses Jahres wurde er zum General à la suite Seiner Majestät des Kaisers ernannt. Dies bereitete seine Berufung nach Berlin vor, die im Dezember 1881 erfolgte. Auf Wunsch des Generalfeldmarschalls Grafen von Moltke trat er zu dieser Zeit als Generalquartiermeister an seine Seite, und im Juni 1882 wurde er zum Generalleutnant befördert.

Für ihn und seine Gattin änderte sich das Leben durch diese Versetzung völlig. Bis zum Jahre 1891, also volle neun Jahre, wohnten sie nun in Berlin, Herwarthstraße, nahe am Tiergarten. Das Generalstabsgebäude, der Mittelpunkt all der geheimen Fäden, die die Kriegsbereitschaft des Deutschen Reichs vorbereitet haben, wurde nun ihr Heim. Hier lebte, arbeitete und starb der große Schweiger Moltke, der den Generalstab zu dem gemacht, was er geworden ist, und in dieser Aufgabe stand ihm Graf Alfred Waldersee seit 1882 zur Seite, bis er sein Nachfolger wurde.

Gewissermaßen hatte das Privatleben des Gräflich Waldersee'schen Paares aufgehört, als sie die stille Wohnung in der Parkstraße in Hannover mit der Dienstwohnung in Berlin vertauschten. Hier stand auch die Gräfin im Mittelpunkt großer neuer Aufgaben, die weit über ihre bisherigen Interessen hinausgingen.

Waren es in Hannover, in der ersten Zeit ihrer Ehe, mehr die Wohltätigkeitsbestrebungen gewesen, denen sie sich widmete, die Diakonissenarbeit in ihren mannigfachen Aufgaben, für die sie ja schon in Paris sich so lebhaft interessiert hatte, neben ihren vielen Armen, die sie nach innen und außen versorgte und pflegte, so traten in Berlin nunmehr die Arbeiten der Inneren Mission in ihren Gesichtskreis, die nicht in erster Linie die Pflege des Leibes oder die Linderung äußerer Not sich zur Aufgabe setzt, sondern die Pflege der Seele, die Ergänzung der kirchlichen Arbeit, die Gewinnung solcher Volkselemente, die sich der Kirche entfremdeten, und die Sammlung der Zurückgewonnenen in Vereinen aller Art.

In diese Interessen ist die Gräfin Waldersee wohl hauptsächlich durch den Hofprediger Stöcker, der in jener Zeit an der Domgemeinde stand, hineingezogen worden, sowie durch den Garnisonpfarrer Hofprediger Frommel, der ihr, besonders später, sehr nahe stand. In erster Linie war es wohl Stöcker*), der ihr reges Interesse an der Großstadtbevölkerung zu beleben verstand. Wollte sie doch als Frau des deutschen Mannes und als Jüngerin Jesu gern der „Stadt Bestes“ suchen, in die sie geführt worden war. Die Gleichgültigkeit der evangelischen Bevölkerung Berlins, die zum Kirchenabfall, ja zum Christushaß führte, hatte Stöcker, seit er in Berlin weilte, veranlaßt, sich mit aller Kraft der Stadtmission zu widmen, als „all des Großstadtlebens dunkle Schatten ihm auf Herz und Gewissen gelegt wurden“. Zu dem Vorstand der Stadtmission gehörte auch Graf Andreas Bernstorff. Er hatte Stöcker früher in Chicago getroffen, als dieser dort, von Moody gerufen, unter den Deutschen evangelisierte. Im November 1882 berief Stöcker den Evangelisten Friedrich von Schlümbach**) nach Berlin. Dieser Deutsch-Amerikaner, von Geburt Württemberger, war als Fähnrich nach Amerika gekommen. Im Kriege zwischen Nord- und Südstaaten hatte er als Offizier auf seiten der ersteren mitgefochten. Schwer verwundet wurde er durch seine

*) „Adolf Stöcker“ von Max Braun.

**) Die Notizen über Schlümbach aus den Lebensbildern des Grafen Andreas Bernstorff von H. v. Rebern, Eberhard v. Rothkirch von U. v. Hassell und aus eigener Erinnerung.



Gräfin Marie Waldersee
bei ihrem Abschied von Berlin 1891

Pfleger, die an Gott gläubig waren, zu Christo bekehrt und wurde später ein begnadeter Zeuge des Herrn. Für alle diese Schicksale, die eine Brücke schlugen zwischen ihrer alten und neuen Heimat, interessierte sich die Gräfin Waldersee sehr, so daß sie schon mit warmem Vorgefühl diesem deutsch-amerikanischen Prediger entgegentrat. Er war ein Mann von hinreißender, volkstümlicher Beredsamkeit und brannte für das Werk des Herrn. Stöcker wurde von Professor Christlieb dazu ermuntert, diesen Mann nach Berlin zu rufen.

Ein neuer Aufschwung in der christlichen Arbeit in Berlin wird von verschiedenen Seiten auf den Besuch dieses deutsch-amerikanischen Evangelisten zurückgeführt. In Rothkirchs Lebensbild heißt es von ihm: „Seine Reden wurden für viele zum wichtigsten Erlebnis. Die Christen atmeten auf.“ Man sah, daß das Wort Gottes noch die Macht hatte, auch auf die entkirchlichten Massen zu wirken.

Als Schlümbach im Norden von Berlin eine Weile gearbeitet hatte, wurde dort ein bisher übel berüchtigtes Tanzlokal gemietet und hier anfang Januar 1883 ein Vereinshaus gegründet, in dem die von Schlümbach erweckten Seelen gepflegt werden sollten. Der Leiter dieses Vereinshauses wurde Graf Eduard Pückler, der in einem Nachruf, den er der Gräfin Marie Waldersee widmete, im Juli 1914 schrieb (Vote d. St. Michaels-Gemeinschaft):

„Eine große Wohltäterin der Armen, hat sie auch unserem Werk, als es klein und arm in dem alten Vereinshaus am Wedding begann, mit äußerer Hilfe und warmem Interesse dienen dürfen, ebenso wie dem Christlichen Verein Junger Männer, und zwar so sehr, daß ihr Name mit diesen beiden Werken unauflöslich verknüpft ist.“

In einem Kondolenzbrief schrieb derselbe, daß er in 32jähriger Mitarbeit ihre Güte, Teilnahme und liebevolle Reichsgottesfürsorge reichlich erfahren durfte, und daß sie von den ersten Anfängen der Gemeinschafts Sache an unablässig hilfreich bemüht war, diesen Werken beizustehen und ihnen die Lebensbedingungen zu schaffen, deren sie bedürften.

Am 22. Januar 1883 berief Schlümbach eine Anzahl Männer nach der Behrenstraße 29*) und trug ihnen den Plan vor,

*) Dem späteren christlichen Hospiz.

einen Christlichen Verein Junger Männer ins Leben zu rufen. Bei dieser Besprechung wurde der Oberförster von Rothkirch, der bisher Sonntagschulhelfer gewesen war, von Schlümbach zum Vorsitzenden vorgeschlagen. Der Verein wurde am 8. März 1883 in einer Hofvilla, Friedrichstraße 214, in gemieteten Räumen eröffnet und hatte bereits 125 Mitglieder, als Schlümbach am 5. April abreiste.

Schon in diesem ersten Vereinsjahr wurde ein Damen-Hilfskomitee gebildet, dessen Vorsitzende Gräfin Alfred Waldersee wurde. Später, als sie nicht mehr in Berlin war, übernahm dieses Amt die Nichte des Grafen, Gräfin Augusta Bernstorff. Das junge Bernstorff'sche Paar verkehrte viel und oft im verwandten Hause, und auch durch diese Beziehungen wurde die Gräfin Alfred Waldersee in die dem Grafen Bernstorff so teuren und wichtigen Interessen hineingezogen.

Die Mittel für die beiden genannten Missionswerke wurden gemeinsam lange Jahre zum Theil durch einen Landproduktenverkauf und durch ein Gartenkonzert aufgebracht. Letzteres fand damals im Garten des Kriegsministeriums, später in dem des Hausministeriums statt. Bei beiden Veranstaltungen stand die Gräfin Waldersee, solange sie in Berlin war, stets an der Spitze und im Mittelpunkt, und nicht zum geringsten verdankten diese Unternehmungen ihrer großen Liebenswürdigkeit ihre allgemeine Beliebtheit. Ihr Tisch bei dem Verkauf im Vereinslokal der Jungen Männer, an dem es die schönsten, ausgewählten eingemachten Früchte gab und der auf das geschmackvollste malerisch hergerichtet war, bildete, im Mittelpunkt des Raums stehend, den Hauptanziehungspunkt der laufenden Besucher. Die Gräfin selbst hatte für jeden ein liebevolles Wort; so gab es immer eine Art Gedränge um ihren Tisch. Eine besondere Freude war es ihr, wenn ihre Nichte, Frau von Palm, deren Mann bei den Gardedragonern in Berlin stand, in späteren Jahren mit ihren drei lieblichen Töchterchen zu diesem Verkauf kam. Sie stellte diese Großnichten dann allen anderen Gästen vor mit dem Stolz der Großmutter. Es war ihr ja ein Schmerz, daß ihre Ehe kinderlos geblieben war; ihres treuen Gatten Versicherung, daß sie selbst ihm lieber sei wie zehn Kinder, tröstete sie wohl darüber, daß er nichts ver-

mißte; aber wenn man sie mit den Kindern ihrer Nichte zusammen sah, dann empfand man es doch, daß sie selbst etwas entbehrte.

Wenn sie früher in Paris in einem Wohltätigkeitsbazar geholfen hatte, war es ihr oft schmerzlich gewesen, daß man dabei fast nicht empfand, daß man dem Herrn dienen wollte. So war es ihr ein Anliegen, daß diesem von ihr ins Leben gerufenen Landprodukten-Verkauf ein ganz anderer Stempel aufgedrückt sein möchte. Er wurde mit einer ernststen Andacht eröffnet, wobei alle Verkäuferinnen den Eindruck bekamen, daß es sich um eine heilige Sache handelte und daß nur durch den Segen Gottes diese Veranstaltung zu einem guten Ende geführt werden würde. Auch hier war der Einfluß, der von der allverehrten Vorsitzenden des Damenkomitees ausging, zu spüren.

Von dem, was die Gräfin in ihren persönlichen Erfahrungen in diesen ersten Jahren in Berlin erlebte, ist nicht viel aufbewahrt worden. Das Wichtigste für sie war wohl der Tod ihrer lieben Schwester Anna, die im Jahre 1883 in Bordeaux starb und eine schmerzliche Lücke im Geschwisterkreis zurückließ.

Die Beförderung des Grafen zum General à la suite Seiner Majestät brachte im Mai 1884 neue Ehre, der sich im März 1885 die Ernennung zum Generaladjutanten anreihete.

Inzwischen war, durch die große Kirchennot in Berlin hervorgerufen, der Plan gereift, hier und da durch Kapellen der größten Not abzuhelpfen. Stöcker hatte die Freude, „ein besonderes Geschenk durch den Bau der Immanuelskapelle im Norden zu erhalten, den er der treuen Stadtmissionsfreundin Gräfin Waldersee verdankte“.*)

In dem Nachruf,**) den P. M. Braun 1914 der teuren Heimgegangenen widmet, findet sich darüber noch folgende Notiz: „Eine besondere Gabe der Gräfin an die Stadtmission war die Erbauung der Immanuelskapelle, wo nicht nur ihr Erscheinen an der Seite ihres Gemahls bei den Festfeiern der Kapelle, sondern auch ihre persönlichen Armen- und Krankenbesuche noch heute unvergessen sind.“

25 Jahre später (am 2. November 1909) wurde das Subi-

*) „Adolf Stöcker“ von Max Braun.

**) „Die Stadtmission.“ 37. Jahrgang Nr. 8/9, 1914.

läum der Einweihung dieser Kapelle gefeiert, und wenn auch der Begründer der Stadtmission nun nicht mehr unter den Lebenden weilte, hatte doch die Gräfin die Freude, daran teilnehmen zu können. Die Inspektoren der Stadtmission, P. Braun und P. Thieme und der zweite Vorsitzende P. Philipps empfingen sie und hielten die Ansprachen. Lebende Bilder aus Luthers Leben wurden dargestellt, ein Kinderreigen, Deklamationen und ein besonders gut eingeübter Männerchor verschönten die Feier und wurden von der Gräfin lobend anerkannt; nur zu den ernstesten Liedern, die zum Reigen der Kinder so gar nicht passen wollten, schüttelte sie den Kopf; jedes für sich wäre ihr lieber gewesen.

Daß sie mit dazu hatte beitragen dürfen, daß hier an dieser Stätte ein Platz geschaffen werden konnte, wo das Wort Gottes rein und unverfälscht gepredigt werden sollte, war ihr eine bleibende Freude. Große Prunkkirchen, in denen Geistliche wirken durften, die dem Glauben „freidenkend“ gegenüberstehen und die dem Volk Steine statt Brot bieten, waren ihr stets ein tiefer Schmerz. Viel lieber ein einfacher Saal, in dem Gott im Geist und in der Wahrheit angebetet würde! Daß das stets in der von ihr erbauten Kapelle der Fall sein und bleiben möchte, war ihr ein ernstes Gebetsanliegen.

Ferner findet sich in dem Nachruf des P. Braun noch ein Hinweis darauf,*) daß sie außer großen einmaligen Gaben „aus eigenen Mitteln einen Stadtmissionar angestellt hatte, und dieser Bruder Scharpff während sieben Jahren die Freude hatte, als ihr spezieller Mitarbeiter zu gelten, der sich regelmäßig ihre Aufträge holte“. Es war das also die gleiche Art der Hilfstätigkeit, wie sie sie schon in Paris zu üben begonnen hatte. Durch die Sammlung und Leitung eines Damen-Nähvereins in ihrem Hause reichte sie der Stadtmission außerdem alljährlich erhebliche Geldsummen und zu Weihnachten „die besten Armensachen“ dar.

Sie hat aber nicht nur durch die Stadtmission für die Armen sorgen lassen, sondern es war ihr eine besondere Freude, in den Häusern der Armen und Kranken Besuche zu machen und dort nicht nur die äußerliche Not zu lindern, sondern auch ihnen das Eine, was not tut, zu bringen. Sie mochte nicht gern, daß

*) „Die Stadtmission.“ 37. Jahrgang Nr. 8/9, 1914.

die Leute wußten, wer sie war, und ließ deshalb den Wagen in einiger Entfernung halten. Oft war sie vom zweiten Frühstück bis zum späten Mittagessen um ½7 Uhr unterwegs bei diesen Besuchsfahrten. Auch regte sie andere an, solche Armenbesuche zu machen, indem sie hin und her ihr innerlich nahe stehenden Verwandten die Adressen ihrer Armen übertrug und sich dann von ihnen Bericht erstatten ließ.

Der alte Vater Bodelschwingh hielt in jener Zeit Vorträge über seine Arbeiterkolonien, die von der Gräfin mit warmem Herzensinteresse verfolgt wurden. Bei solchen Veranstaltungen begleitete sie oft Mrs. Davis geb. von Dungern, die ihr in der Berliner Zeit nahe getreten war. Sie war die Witwe eines englischen Geisslichen, der in Beziehung zur britischen Bibelgesellschaft gestanden hatte. Nach seinem Tode hatte sie sich der Droschenkutschermmission gewidmet, der bis über den Tod der Freundin hinaus die Gräfin eine warme Anteilnahme bewahrte.

Die schlichte Art, in der Mary Davis mit ihren Droschenkutschерfrauen in der Bibel las und sie erst persönlich und bei zunehmender Ausdehnung der Arbeit durch ihre Bibelfrauen beeinflusste, war für Marie Waldersees spätere Wirksamkeit vorbildlich. Vorläufig erlaubte es ja die Stellung ihres Mannes ihr nicht, sich persönlich der Missionsarbeit zu widmen. Ihr Dienst mußte sich doch mehr auf äußere Hilfeleistungen beschränken. Doch ließ sie es sich immer anlegen sein, z. B. auch bei den monatlichen Stadtmissions-Nähvereinen in ihrem Hause, bei denen die verschiedenen Missionsinspektoren Vorträge hielten, die Damen dieses Kreises, wie überhaupt jeden, der mit ihr in Berührung kam, zu beeinflussen.

Das Jahr 1886 war ein besonderes Segensjahr für Berlin, ja für Deutschland, eine Fortsetzung des Segens, der 1883 entstanden war. Vielleicht wurde in dieser Zeit die Gräfin noch entschiedener in die Bahn hinein geführt, die künftig ihres Lebens Richtung ausmachen sollte. War bisher der Segensstrom gewissermaßen in einem Bett dahingeflossen, so teilte sich der Strom jetzt wie bei einem Delta, und die verschiedenen Strombetten umfaßten nun mit ihrem Lebenswasser größere Strecken Landes, als es vorher das eine Strombett vermocht

hatte. Aus der rückschauenden Vogelperspektive kann man verstehen, daß sie alle dem einen Meer entgegenfließen und ausmündend sich wieder vereinigen werden. Für die Gegenwart aber sieht es aus, als ob betrübliche Zertrennungen einreißen! Und doch ist das nicht zu vermeiden. Wer nun in die Flut, die vom Heiligtum (Hes. 47) aus dem Herzen Gottes quillt, hinabgestiegen ist und nicht nur die Füße darin neken ließ, sondern tiefer hineingeführt wurde, so daß die Wasser ihm immer höher steigen, bis er sich von ihnen getragen fühlt, der muß, wenn solche Teilung der Ströme eintritt, sich entscheiden, welcher Richtung er folgen will, und in dieser von den übrigen Strombetten abgesonderten Flut wird man dann der Ewigkeit entgegengetragen. Nur die kühl und zurückhaltend beiseite Stehenden, die überhaupt nicht im Strom sind, sondern daneben, urteilen dann hart und wegwerfend über die, die mitfortgerissen werden in dieser oder in jener Richtung. Es war ein starker Strom, der viele mit sich fortriß, der damals durch die Häuser und Straßen und Herzen in unserer Großstadt hindurchbrauste.

Im Dezember 1885 war Schlümbach wieder in Berlin. In der Allianz-Gebetswoche, der ersten Woche des Jahres 1886, wirkten die Domprediger Rögel und Stöcker und der Hofprediger Frommel Seite an Seite mit den Leitern der verschiedenen Werke der Inneren Mission — der Ausdruck „Gemeinschaften“ war noch nicht geprägt. Geistliche und Laienprediger dienten gemeinsam an demselben Werk, auch in anderen Mittags-Gebetsversammlungen, die in diesem Winter zuerst in der Behrenstraße eingerichtet wurden, wie auch in einer Allianz-Bibelstunde, die sich dort zusammenfand. An allen diesen Versammlungen nahm Gräfin Waldersee regen Anteil.

Zu den Allianz-Gebetsstunden mußten damals die größten Säle in Berlin gemietet werden, die doch fast die Menge nicht fassen konnten, die herbeiströmte. Unvergeßlich werden vielen diese Abende sein, im Eiskeller mit Stöcker und Graf Bernstorff als Redner, oder in der Invalidenstraße 1, wo Graf Pückler über den Schatz im Acker sprach, oder im Saal der Brüdergemeinde, wo Hofprediger Rögel über den Sauerteig redete. Fast jeden Abend sah man auch die Gräfin Waldersee bei diesen Versammlungen, oft begleitet von einem ihrer

jugen Nissen, die in der Garde als Offiziere dienten, oder anderen Verwandten. Sag ihr doch stets daran, sie alle, wo es möglich wäre, zu beeinflussen. Von besonderer Bedeutung waren diesen Winter Zusammenkünfte, die in verschiedenen Salons für Schlümbach eingerichtet wurden. Als erste hatte am 26. Januar 1886 die Gräfin Waldersee ihre Wohnung in der Herwarthstraße geöffnet, damit auch ihre Kreise erreicht werden möchten. Mit warmherziger Liebenswürdigkeit und großer Erwartung, daß Gott dieses Zusammensein segnen möchte, empfing sie ihre Gäste. Nachdem Graf Bernstorff die Versammlung mit einem Gebet eröffnet hatte, trat der schlichte Prediger von Schlümbach in den Rahmen der Thür. Es war nichts Ansehnliches an ihm, außer seinen blauen, durchdringenden Augen, doch als er zu reden anfang, fesselte er alle, die ihm zuhörten. Sein Thema war das Blut Jesu Christi, das uns rein wäscht von aller Sünde. Und die Worte fielen wie Reulenschläge: „Wo Reinigung notwendig ist, da ist Schmutz vorauszusetzen. Sie meinen, das sei ein Wort, das nicht in diese Räume paßt, ich möchte es verschärfen und ‚Dreck‘ statt seiner sagen.“ O, wie sie zusammenzuckten, diese vornehmen Damen, vor diesem vulgären Deutsch! Und dann erzählte er aus seiner Missionsarbeit im Osten Berlins, wie dort die Menschen dürstend sich nach dem Heil ausstreckten, sie wüßten es, daß sie im Sündenschmutz erstarrt seien und sehnten sich nach Reinigung, — und wieder kehrte er zurück in den Salon der Gräfin Waldersee, und, sich blitzenden Auges umschauend, die Frage: „Und Sie? meine Damen, — wie Sie hier sitzen auf den seidenen Lehnstühlen, in Gottes Augen ist jede von Ihnen beschmutzt bis in das tiefste Innerste Ihres Wesens. Sie bedürfen des Blutes Jesu zur Reinigung genau, wie die armen Leute dort draußen im Osten oder im Norden der Stadt, sonst gehen Sie ebensogut verloren, wie die, wenn Sie nicht gereinigt werden im Blut des Lammes!“ Bitternd stand man auf, tief erschüttert, — gewiß waren da viele abgestoßen, — aber andere wurden in jener Stunde ergriffen in ihrem Gewissen. — Noch denselben Abend traf man sich wieder im Stadtmissionsaal am Johannestisch und hörte Stöcker reden über die christliche Mission für die Frauen im Orient. — Schlag auf Schlag folgten sich die Versamm-

lungen, Bibelstunden und Gebetsstunden, man traf sich immer wieder mit denselben Menschen, man redete untereinander über diese Fragen und über weiter nichts; auch in anderen Kreisen wurde die „Bewegung“ zum Gesprächsstoff. Stöcker und Schlümbach waren in aller Mund, auch Pückler und Bernstorff, — und nun auch der Graf Waldersee —, es gab Leute genug, die es nicht gut heißen konnten, daß vornehme Männer, und gar noch hohe Offiziere, sich an solcher Bewegung beteiligten.

Eine schwere, langwierige Erkrankung ihres Gemahls bewegte das Herz der Gräfin schmerzlich in diesem Frühjahr. Auf ihre Bitte besuchte der Prediger Schlümbach den Kranken, und es war ihr ein großer Trost, als er unter Handauflegung mit dem Kranken betete, worauf sich eine sichtliche Besserung anbahnte, die sie später in den Stand setzte, eine längere Erholungsreise anzutreten. Doch vorher wurde im April, ehe Schlümbach abreiste, in einer wichtigen, drei Tage dauernden Konferenz in der Behrenstraße die neue Evangelisations-Gesellschaft ins Leben gerufen, deren Träger, außer den öfter genannten Berliner Brüdern, der Professor Christlieb aus Bonn und der Prediger Schrenk aus Bern waren. Die Gräfin Waldersee stand in wärmster Sympathie mit dieser neuen Aufgabe, die neue Wege zeigte, an das dem Evangelium entfremdete Volk heran zu kommen. Die Evangelistenschule „Johanneum“ in Bonn, später in Elberfeld, war die Frucht dieser Besprechungen, an denen teilnehmen zu dürfen jedem, der dabei zugegen war, als eine unverdient hohe Ehre erschien, als ein Segen, der noch in der Ewigkeit nachwirken müsse. An diese Tage schloß sich eine bewegliche Abschiedsfeier im Christlichen Verein Junger Männer an, in der Schlümbach dankerfüllten Herzens für diesmal von Berlin Abschied nahm. Gräfin Waldersee und ihr Gemahl ließen es sich angelegen sein, ihm die wärmsten Segenswünsche mit auf den Weg zu geben. Auch in ihrer Familie war ein spürbarer Segen zurückgeblieben, und wieviel die Gräfin selbst mit ihren Gebeten dabei mitgewirkt hat, das wird die Ewigkeit offenbaren.

Nach der oben erwähnten Erholungsreise, die das Ehepaar diesmal über München, wo es mit Frau von Wächter zusammentraf, nach Tirol geführt hatte, verlebte die Gräfin ihren

Geburtstag diesmal in Berlin, was für die Familienglieder eine besondere Freude war, da sie ja sonst meist diesen Tag in Lautenbach zubrachten. So wurde der Tag besonders festlich im größeren Familientreise begangen.

Im November und Dezember besuchte die Gräfin wiederholt die Versammlungen des Dr. Ziemann, eines Laienpredigers, der in großem Segen im gleichen Geist wie Schlümbach wirkte. Sie trat dabei seiner Gastfreundin, einer alten Engländerin, Miß Garnett näher, die in allen diesen Bewegungen eine führende Rolle gespielt hatte, indem auch sie ihr Haus in der Regentenstraße allen denen öffnete, die dem antichristlichen Geist zu steuern suchten, der mehr und mehr sich breit zu machen suchte. Denn — wie wichtig diese Bestrebungen waren, und wie sie andererseits doch den Widerspruch mächtig erregten, zeigt die Tatsache, daß im Dezember dieses Jahres auf den Straßen Berlins große Mengen von Flugblättern Verbreitung fanden, die zu einem allgemeinen Bruch mit der christlichen Religion, zu einer Lösung von allen Dunkelmännern und zur Gründung einer neuen deutschen Vernunft-Religion aufforderten.

Die ernstesten Bestrebungen, denen sich Graf und Gräfin Waldersee gemeinsam widmeten, nahmen auch im Jahre 1887 ihren Fortgang. Der Evangelist Schrenk hielt im Mai gesegnete Versammlungen in Berlin, und die Gräfin Waldersee beteiligte sich mit wärmster Anteilnahme an seinen ernstesten, vertiefenden Bibelstunden. Inzwischen wuchs die Feindschaft gegen solche, die mit Ernst Christen sein wollten, und Graf und Gräfin Waldersee wurden deshalb von vielen angegriffen und verurteilt, was sie aber nicht abhielt, sich an Tee-Abenden und Gemeinschafts-Versammlungen wiederholt zu beteiligen, in diesem und auch den folgenden Jahren.

Im Frühling 1887 war Graf Waldersee im Gefolge des alten Kaisers öfters bei Paraden und allerlei militärischen Schauspielen in Potsdam, im Lustgarten oder auf dem Bornstedter Felde, und immer war es eine Freude, ihn wieder so frisch zu sehen, und seine gütige Freundlichkeit zu empfinden, wenn er, aus der Suite heraustretend, grüßend heran kam. Einmal war es sehr beweglich, mit zu erleben, wie nach einer Parade der alte Kaiser Wilhelm am Stadtschloß seinen Wagen

besteigen wollte, wobei er leise schwankte. Der Prinz Wilhelm stützte ihn dabei und man hörte deutlich, wie er zu diesem sagte: „Die Balance fängt an, verloren zu gehen!“ Sicher waren diese Worte nur für den Enkel und für dessen Gemahlin, die Prinzess Wilhelm bestimmt, die mit den drei ältesten Prinzen dem Kaiser das Geleite an den Wagen gegeben hatten. Aber durch eine unberechenbare Luftwelle wurden die wehmütigen, tief bedeutsamen Worte zu den in ehrfurchtsvoller Entfernung stehenden Damen herübergetragen, die als Verwandte der Offiziere der Garnison Zutritt im Lustgarten hatten. Zum erstenmal kam es uns dabei zum Bewußtsein, daß der alte Herr vielleicht nicht mehr lange unter seinem Volke weilen könnte, und o, wie weh tat der Gedanke! Es war das Jahr, in dem man auch in ernster Besorgnis an den Kronprinzen zu denken begann.

Schlümbach, der wieder in Berlin gewesen war und am letzten Tage vor seiner endgültigen Rückkehr nach Amerika noch einmal in der Herwarthstraße bei Graf und Gräfin Waldersee gegessen hatte, schied als ein kranker Mann. Es war ein Schmerz, ihn so in seiner Leibeskraft gebrochen zu sehen. Es wurden später allerlei unfreundliche Gerüchte über ihn verbreitet und auch widerlegt. Was wahr daran gewesen, läßt sich schwer erweisen. Was durch seine Vermittlung nach Gottes Gnadenratschluß in Deutschland gewirkt worden ist, hat Ewigkeitsfrucht eingetragen, das ist gewiß, und es ist der Gräfin auch eine tiefe Freude gewesen, als sie nach vier Jahren hörte, daß der alte, gesegnete Freund im Frieden Gottes, gereinigt in seinem Gewissen, hingegangen sei. Das Blut Jesu Christi hat auch an ihm seine Kraft erwiesen. Es ist nicht das Werkzeug, was gepriesen werden soll, sondern der Herr, der Seine Kraft in der Schwachheit Seiner Knechte und Seiner Mägde auswirken will.

Eine gewisse Wehmut aber lag für die Gräfin Waldersee in diesem Scheiden, wie über dem ganzen Jahr. Dieser dunkle Schatten fiel auch auf einen Tag, der eine Art traurige Berühmtheit erlangt hat. Es ist über die sogenannte *Waldersee-Versammlung* am 28. November 1887 viel geredet und geschrieben worden. Da die Gräfin selbst weder vorher, noch auch später je darüber geredet hat, müssen wir uns darüber

durch andre Quellen unterrichten. Dem Lebensbild des Hofpredigers Stöcker entnehmen wir: „Prinz und Prinzessin Wilhelm bekundeten ein warmherziges Interesse für die Liebesarbeit, wie sie Stöckers Stadtmission trieb. — Der gütige Plan des Prinzen, durch ein Fest größere Mittel zu beschaffen und das Protektorat über die Stadtmission zu übernehmen, wurde durch die Krankheit des Kronprinzen verhindert. Darum beschlossen die hohen Gönner, angesehene Männer zu berufen, ihnen die geistliche und sittliche Not der Hauptstadt ans Herz zu legen und sie zu tätiger Hilfe aufzurufen. Zu diesem Zweck fand in der Wohnung des Grafen Waldersee eine Versammlung statt, bei der Prinz Wilhelm in einer bedeutsamen Rede aussprach, daß es sich für ihn um christliche Bestrebungen handele, die jedem einseitig kirchlichen Standpunkt fern lägen. Es gelte, der geistlichen Verwahrlosung der hauptstädtischen Massen zu steuern . . . nur durch christlich-sozialen Geist sei der Umsturz zu überwinden. Der Erfolg war die Gründung des evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins, der auch der Berliner Stadtmission alljährlich eine größere Geldunterstützung verhielt. Statt sich dieser hochherzigen Tat christlicher Opferwilligkeit zu freuen, sahen gewisse „offiziöse“ Blätter sie durch die Brille einseitiger Parteipolitik an, als sei der Versuch gemacht worden, die jungen Glieder des Kaiserhauses für Stöcker'sche Parteipolitik zu gewinnen.“*)

Im „Reichsboten“ vom 8. März 1904 findet sich in einem Nachruf für Graf Waldersee noch eine Andeutung; es heißt dort, es sei später der Wunsch des Kaisers Wilhelm II. gewesen, daß über den Streit wegen der sogenannten Waldersee-Versammlungen Gras wachsen möge. „Welchem Zweck diese Versammlungen dienten, warum derselbe damals erkannt, entstellt und alteriert werden konnte, darüber wird sich später noch berichten lassen.**) Einstweilen genüge es, festzustellen: die fruchtbringende Tätigkeit der Inneren Mission datiert von den Waldersee-Versammlungen eine neue, wichtige Epoche — ob dies die . . . Gegner christlicher Liebestätigkeit gern zugeben oder nicht.“ — „Es wurde ein intimer Zeitungs-

*) „Adolf Stöcker“ von Max Braun. S. 130, 131.

**) Ob das je geschehen, ist uns unbekannt. D. Verf.

krieg gegen Waldersee begonnen, der schließlich in seiner Versetzung nach Altona sein Ende fand.“ So heißt es in demselben Nachruf an anderer Stelle und in anderem Zusammenhang.

Es kamen also mehrere Verdachtsmomente und Gründe der Anfeindung zusammen, teils politischer, teils religionsfeindlicher Art, um diese Versammlungen (es scheint noch eine im Frühjahr 1888 stattgefunden zu haben),*) die von den Beteiligten gewiß mit großen Hoffnungen begrüßt worden waren, in ein falsches Licht zu stellen. Es muß das einen tiefen, schmerzlichen Schatten in das Erleben der teuren Gräfin geworfen haben, die sicher gehofft hatte, daß von einem Zusammenwirken des künftigen Herrschers und seiner hohen Gemahlin mit den christlichen Bestrebungen, denen sie diente, ein tiefer Segen ausgehen würde. Statt dessen gelang es den Feinden dieser Bewegung, infolge dieser Versammlung einen Riß zwischen dem Kaiserhaus und dem Hofprediger Stöcker vorzubereiten und eine Saat des Mißtrauens zu streuen, die sowohl ihrem geliebten Gatten, als auch ihr selbst den Einfluß unterband, den sie beide vielleicht auszuüben gehofft hatten, nicht um die Grenze ihrer Stellung irgendwie zu überschreiten, sondern lediglich um dem Vaterlande einerseits, um dem Reich Gottes andererseits mit ihren besten Kräften zu dienen, zu Heil und Segen derer, für die zu leben ihr höchstes Ziel war.

Vorerst waren die peinlichen Folgen nach der Versammlung im November 1887 allerdings noch nicht ausgereift. Nur die Zeitungen redeten viel Ernstes und Aufregendes und brachten die Waldersee-Versammlung in Zusammenhang mit den Kriegsaussichten mit Rußland, als sei das religiöse Ziel derselben nur ein Deckmantel gewesen, und der eigentliche Zweck sei, den künftigen Kaiser gegen Bismarcks Politik zu beeinflussen. Es hieß, Waldersee wünsche den Krieg mit Rußland als Präventivkrieg, um einen späteren, viel gefährlicheren Krieg zu verhindern, während Bismarck den Frieden zu erhalten wünsche, solange der greise Kaiser lebe. Unterdessen litt der todkranke Kronprinz in San Remo und siechte seinem baldigen Ende

*) Siehe: „Die Stadtmission“, 37. Jahrgang Nr. 8/9, 1914. Nachruf von P. M. Braun.

entgegen, während der greise Kaiser bis zum letzten Atemzuge keine Zeit hatte, müde zu sein.

Das große Trauerjahr 1888 war inzwischen hereingebrochen. Die Sorge um den geliebten alten Kaiser teilten mit dem Grafen und der Gräfin Waldersee Gräfin Amelie Pfeil und ihre Tochter, die wie alljährlich um diese Zeit Gäste in der Herwarthstraße waren. Sie begleiteten die Gräfin Marie gern in die Versammlungen des Evangelisten Schrenk, zu denen auch die Geschwister, Admiral Graf Franz und seine Gemahlin, Gräfin Helene, hin und wieder aus Potsdam kamen, wie auch andere Verwandten.

Am 9. März ging der teure Kaiser Wilhelm I. heim. Am 22. März, am wehmütigen Gedenktag des Kaiser-Geburtstages, war Graf Alfred Waldersee zum Generaladjutanten Seiner Majestät des Kaisers Friedrich ernannt, und am 23. April zum General der Kavallerie befördert worden. Am 15. Juni, dem Tage des schmerzlichen Abscheidens des Kaisers Friedrich, nach nur 99tägiger Regierungszeit, war die Gräfin schwer leidend an einem quälenden Gelenkrheumatismus. Schon zu Weihnachten hatte sie an einem kranken Hals sich recht elend gefühlt. Diese Blutstokungen waren ja nichts Besorgliches, aber für die sonst immer gesunde Frau erstaunliche und peinliche Erscheinungen.

Trotzdem nahm sie natürlich lebhaften Anteil an all den beweglichen Ereignissen, die mit dem Tode der beiden Kaiser und dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. zusammenhingen, der als junger Prinz seit so vielen Jahren in ihrem Hause aus und einging und nun nach so kurzer Regierung des Vaters 29jährig Deutscher Kaiser geworden war. In welchem Geist, das zeigten dem lauschenden Ohr und aufmerkenden Herzen seiner Untertanen seine ersten Kaiserworte an sein Volk, an Heer und Marine. Die Gräfin nahm von ganzem Herzen teil an all diesem Erleben und es ging sicherlich eine große, dankbare Freude durch ihre Seele, als sie von ihrem geliebten Mann hörte, mit welch heiligem Ernst der junge Kaiser sein hohes Amt demütig aus den Händen des Allerhöchsten annahm: „Auf den Thron meiner Väter berufen, habe ich die Regierung im Aufblick zu dem König aller Könige übernommen und Gott gelobt, nach dem Beispiel meiner Väter

meinem Volk ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen, den Frieden zu schirmen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer, dem Recht ein treuer Wächter zu sein!“ So las sie die erste Rundgebung des Monarchen an sein Volk und „die Frau, die ein besonders warmes Herz für die Kinder des Volkes und ihre Nöte gehabt und eine Liebestätigkeit auf dem Gebiete religiöser und sozialer Wohlfahrt entfaltet, die ihren Namen für immer eingeschrieben hat in die Chronik des Reiches Gottes“ (wie ihr der Stadtmissionsinspektor Braun in seinem Nachruf bezeugt hat), hat sicherlich Gott gedankt, als sie diese Rundgebung des Herrschers vernahm. Aber die törichten und lügenhaften Gerüchte, die über ihre politische Bedeutung ausgestreut wurden, konnten doch nur von solchen ernst genommen werden, die gar kein Verständnis für das lediglich auf das Innere gerichtete Wesen dieser Frau hatten, weil sie selbst dem Leben aus Gott entfremdet waren. Die Zeitungen brachten schon am 19. Juni allerlei Stimmen aus dem „Figaro“ und aus der englischen Zeitung „Truth“ über den Regierungsantritt unseres Kaisers und zugleich Verdächtigungen gegen die Gräfin Waldersee. Die verwandtschaftliche Beziehung zum Hause Holstein durch ihre erste Ehe mit dem Großonkel der Kaiserin, auf die Gräfin Waldersee wohl in ihrem Verkehr mit der hohen Frau nie auch nur andeutungsweise gefußt hat, wurde von den feindlichen Hehlblättern dazu benutzt, um durch eine verkehrte Darstellung ganz aus der Luft gegriffener ehrgeiziger Pläne das gute Einvernehmen womöglich zu stören und Mißtrauen zu wecken.

Wir sehen hier, zu welchen Entstellungen die lügenhafte, Gott feindliche und dem Frieden abholde Presse greifen kann, um edle und heilige Motive in den Staub zu ziehen. Und daß solche Verleumdungen aus Paris stammten, der Stadt, der sie so lange Jahre ihre wärmsten Sympathien entgegenbrachte, die ihr zur zweiten Heimat geworden, ja, wo sie zum Leben aus Gott durchgedrungen war, machte ihr diese Scheußlichkeit doppelt bitter.

So war für die Gräfin Marie der Regierungsantritt des jungen Kaisers, dem sie bis zum letzten Atemzuge in treuester Ergebenheit zugetan war, ein Anlaß, bei dem man versuchte,

ihr wehe zu tun. Gewiß hat sie diese Verleumdungen als eine Schmach Christi empfunden, denn der Haß, der diese Gerüchte austreute, um ihr zu schaden, galt ja doch im tiefsten Grunde Ihm, dem ihr ganzes Leben zum Opfer hingegeben war.

In diese Zeit fiel ein Besuch ihrer jungen Freundin, Frau von Krusenstjern, die es versteht, uns ein anschauliches Bild ihrer wunderbar gesammelten Stimmung zu geben. Sie schreibt darüber: „Ein Jahr, nachdem Graf Waldersee uns 1887 in Petersburg besucht hatte, war ich mit meinem Mann in Berlin. Wir wurden zu Tisch geladen mit Mrs. Davis und Graf Moltke. Ich fand die Gräfin gealtert (sie hatte sie seit 14 Jahren, seit der Hochzeitsreise 1874 nicht gesehen), mit grauen Haaren, aber derselbe Ausdruck verkündete ihr liebes Gesicht. Sie lebte an der Seite ihres Gatten in einer der höchsten und kompliziertesten Stellungen der Welt. Dem Feinde gelingt es nur zu oft, selbst Gläubige in solcher Lage durch nervöse Heße und Oberflächlichkeit von enger Gemeinschaft mit Gott abzubringen. Über ihrem Wesen aber lag derselbe Frieden wie früher. Ich sah sie mitten unter den Weltmenschen, dann mit einem schlichten Missionar redend, immer gleich gesammelt, gleich friede- und liebevoll. Es ging ein Duft von ihr aus. Mrs. Davis, die ich nach dem Geheimnis dieses Friedens fragte, das mir noch nicht bekannt war, erzählte mir, was sie mir später auch selbst mitteilte, sie habe mit 19 Jahren bei ihrer Bekehrung dem HErrn gelobt, Ihm die erste Stunde des Tages zu weihen. Ich glaube, sie hat nie dies Gelübde gebrochen. Weil sie so vor Gott stand, war sie immer frei von Menschen. Wie viele Parteien haben versucht, sie in ihr Lager zu ziehen, es gelang keiner von ihnen. Ich traf sie seitdem öfter, in Berlin, in der Schweiz, in Blankenburg, zuletzt in Dresden. Nie war ihr Friede gestört, ihres HErrn Wille ging ihr über alles. Nie habe ich ein hartes Urteil aus ihrem Munde gehört. Wurde ein Reichsgottesarbeiter in ihrer Gegenwart schlecht gemacht, ging sie nie auf das Gespräch ein. „Er meint es so t r e u!“ hörte ich sie dann sagen. Sie hatte die gleiche Ehrfurcht und Liebe für den Höchstgestellten wie für den Geringssten. Das Größte, was sie uns hinterlassen, ist ihre Treue in der „Morgenwache“. In Dresden (bei unserm letzten Wiedersehen 1906) sagte ich ihr: „Marie, das hast du uns vorgelebt“,

und sie sagte so einfach: „Ja, der Herr hat es gesegnet!“ Und auf meine Frage, ob denn auch eine kinderreiche Mutter es durchführen könne, sagte sie in ihrem lieben englischen Akzent: „Aber erst recht! Wie kann eine Mutter Kinder erziehen, wenn sie nicht Kraft und Weisheit von Gott empfängt.“ Ich hörte, daß sie, wenn sie eine Reise vorhabe, eine Stunde früher aufstand, um diese stille Zeit nicht zu versäumen. Ja, der Herr lasse uns von dieser Treue lernen!“

Mit welcher innigen Anteilnahme hat sie auch damals im Juli 1888 fürbittend der Friedensfahrten des Kaisers nach Rußland, Schweden, Dänemark gedacht, und gewiß wird es sie, wie so viele, bewegt haben, wie bei der Rückkehr des Kaisers am 2. August der Regenbogen sich in wunderbarer Pracht über dem Meer ausspannte, als ein Bundeszeichen dessen, der ihn zum Hüter des Friedens gesetzt hatte für die Völker Europas.

Am 4. Juli hatte das gräfliche Paar die Freude, daß der älteste Neffe Georg sich mit der Freiin Elisabeth von Maltzahn vermählte. Der jüngere Neffe Franz hatte sich schon im Oktober 1887 mit der Gräfin Lucie von Holstein in Neverstorff verheiratet. Beides war den Verwandten eine große Freude.

Am 12. August 1888 bewilligte der Kaiser dem greisen Feldmarschall Moltke den erbetenen Abschied, indem er ihn von dem Posten des Chefs des Generalstabes entband; doch behielt er seine Dienstwohnung in der nach ihm benannten Straßenseite des Generalstabsgebäudes bis an sein Lebensende. Da Graf Alfred Waldersee nunmehr zu seinem Nachfolger ernannt wurde, blieben sie wie bisher Hausgenossen und waren von der Wohnung des Grafen Moltke nur getrennt durch den weitläufigen, und doch durch viele hineingebaute Baulichkeiten winkeligen Hof, der auch den Garten darstellte.

Hier haben Marie und Alfred sich manchmal mit dem zahmen Raben und den tobenden Tockeln vergnügt, die hier ihr Wesen hatten, und über die die Gräfin so herzlich lachen konnte, ja, von denen sie noch in ihren letzten Lebensjahren allerlei lustige Streiche zu erzählen wußte.

Ein kleines, unbedeutendes Erlebnis mit dem zahmen Raben hat sie später oft erzählt, das ihr ein Bild wurde, ein Gleichnis für manche Art der Wohltätigkeit, die doch nur selbstsüchtige Ziele

verfolge, ein warnendes Beispiel, doch ja nie sich selbst zu suchen in dem, was man Gutes zu wirken trachtete.

Dieser Rabe hatte im Garten einen großen Käfig, in dem er gut gepflegt wurde. Eines Tages beobachtete man, wie er von seinem Futter Fleischbröckchen aus dem Gitter hinauswarf, worauf die kleinen Hühnerküken sie gierig verzehrten. Ganz gerührt von so viel selbstloser Nächstenliebe bei einem Tier wurde dieser Vorgang weiter beobachtet. Den nächsten Tag gab der Rabe wieder etwas ab und die Küken wurden schon zutraulicher; alle Tage kamen sie dem Bauer des Raben, den sie früher gefürchtet, näher. Eines Tages legte dieser Schlauberger die Bröckchen, statt sie hinaus zu werfen, zwischen die Gitterstäbe seines Käfigs, den nächsten Tag innerhalb der Stäbe ganz nahe derselben, so daß die Küken nun mit ihren Hälsen hineingreifen mußten, um sie zu haschen. Aber da war es zu Ende mit der Wohltätigkeit — ein Biß, und dem armen Hühnchen wurde der Schnabel abgebissen.

Wenn die Gräfin diese Geschichte erzählte, konnte sie bis zu Tränen lachen, aber zum Schluß wurde sie ganz ernst und meinte, so macht es der Feind mit den Seelen der Menschen; er spielt sich auf als ihr Wohltäter, und es sind doch nur Lockspeisen, mit denen sie angezogen werden sollen, während er doch nur sucht, sie zu verschlingen.

Im Jahre 1889 feierte die Familie ungetrübt den Geburtstag des Grafen in der Herwarthstraße; im letzten Jahr hatte dieser Tag ja so ganz unter dem Druck der Trauer um den alten Kaiser gestanden, und der Unfall seiner lieben Schwester, die sich in Potsdam bei einem Besuch der Geschwister den Fuß gebrochen hatte, war auch ein Schatten gewesen. 1888 hatte die Geburtstagsfeier wegen des Sonntags, auf den der 8. April fiel, am 9. April gefeiert werden müssen, was ein neuer Hinweis ist, wie die Gräfin sich die Heiligkeit des Sonntags selbst nicht durch eine Familien-Geburtstagsfeier entweihen lassen mochte. Dies Jahr war es wie gesagt ein ungetrübtes Zusammensein der Familienglieder von nah und fern am richtigen Geburtstag. Wenig Tage vorher hatte der Kaiser den Grafen am 1. April abgeholt, um mit ihm dem Altreichskanzler zum Geburtstag Glück zu wünschen. Das gab auch einen freudigen Glanz für den 8. April, denn es war der Gräfin eine hohe

Freude, zu erleben, wenn gewisse Unstimmigkeiten einem friedlichen Ausgleich entgegenstrebten. War sie doch so durch und durch ein Friedenskind, daß ihr schon jede politische Meinungsverschiedenheit wie eine Störung des inneren Friedens erschien.

Am 20. November 1889 wurde das neue Heim des Christlichen Vereins Junger Männer in der Wilhelmstraße 34 eingeweiht. Zu großer Freude aller Beteiligten war es der Gräfin Marie Waldersee gelungen, daß Ihre Majestät die Kaiserin ihr Erscheinen bei dieser Feier zugesagt hatte. Aber dieses im Leben der Gräfin wichtige Ereignis lassen wir die Biographie des Präses des Vereins reden: *)

„Am 30. September fand die letzte Versammlung des Christlichen Vereins Junger Männer in der Villa statt, am 20. Oktober wurde das neue Haus mit einer Gebetsandacht eröffnet, an die sich eine religiöse Versammlung anschloß. Die in Berlin erscheinende „Volkszeitung“ schrieb damals: „Ist denn Berlin, die Stadt der Intelligenz, ein Nest von Muckern und Frömmlern geworden, so muß man sich im Angesicht des stattlichen Hauses fragen, das jetzt auf dem Grundstück Wilhelmstraße 34 für den Christlichen Verein Junger Männer errichtet wird. Jedermann kennt den Geist, der diesen von Betbrüdern geleiteten Verein durchweht, und doch war es möglich, für solche Vereinigung ein eigenes Haus zu gründen, auf dessen Giebel das weithin leuchtende Firmenschild des Vereins angebracht ist, — ein Verein, in welchem die Gemüter verdunkelt und starrer Buchstabenglaube und Intoleranz gelehrt werden, kann sich in Berlin ein eigenes Prachtgebäude errichten. Wahrlich auch ein Zeichen der Zeit.“

(Vielleicht tat diese Zeitung dem Verein einen ungewollten Dienst mit dieser gehässigen Empfehlung! Ja, ein Zeichen der Zeit war die Gründung dieses Vereinshauses, — der Zeit einer neuen Lebenskraft des Evangeliums.)

„Die feierliche Einweihung dieses so geschmähten Hauses durfte man in Gegenwart Ihrer Majestät der Kaiserin am 20. November begehen. Das Haus war überfüllt. Auch der greise Feldmarschall Moltke nahm an der erhebend verlaufenen Feier teil. — Da die Kaiserin nur genau eine Stunde Zeit hatte,

*) Eberhard von Rothkirch von U. v. Hassell.

so mußte der offizielle Teil der Feier auf eine halbe Stunde abgekürzt werden, um noch das ganze Haus in seinen drei Stockwerken der Kaiserin zu zeigen und ihr bei dieser Gelegenheit auch die Mitglieder des Beirats und Damenhilfskomitees vorzustellen.“ — H. v. Rothkirch selbst schrieb darüber an seine Schwester: „Es ist alles in bester Ordnung und nach Wunsch verlaufen, und — was in der That das Wunderbarste — ich bin nicht stecken geblieben in meiner Rede, obgleich ich bis zum letzten Moment voll Angst im Herzen war. Unsere liebe, teure Kaiserin war so lieblich, daß ich immer versucht war, mich ganz gemütlich mit ihr zu unterhalten.“ Die Redner des Abends waren außerdem der Hofprediger Frommel, P. Krummacher, Jasper von Oerzen und P. Dryander. Mit der Kaiserin war die Hofdame Fräulein von Gersdorff bei der Feier anwesend. Ihre Mutter war zu der Zeit, als Graf und Gräfin Alfred in Hannover lebten, Oberhofmeisterin der Prinzessin Albrecht gewesen. So gehörte sie mit zu dem Kreise derer, die dem Haus in der Parkstraße freundschaftlich nahe standen, und ihre Töchter zu den jungen Mädchen, die unter dem Einfluß der Gräfin Marie gestanden hatten. Auch Fräulein von Gersdorff war es eine Freude, die Gräfin Waldersee hier als Vorsitzende des Damenkomitees und den Grafen als Mitglied des Beirats begrüßen zu können.

In dem Lebensbild des Forstmeisters von Rothkirch wird erwähnt: „Rothkirchs Augen strahlten, wenn er von der entscheidenden Sitzung in der Wohnung des damaligen Generals der Kavallerie, Graf Waldersee, erzählte.“

Zwischen den Zeilen ist da wohl zu lesen, daß es zum Teil auch die reichen Gaben der Gräfin waren, die sie in hochherziger Opferwilligkeit für dieses Werk gespendet hatte, wodurch der Ankauf des eigenen Grundstücks, sowie der Bau des Hauses ermöglicht wurden. In einem Zimmer des Vereins hingen die Bilder des Gräfl. Waldersee'schen Paares mit dem von Herrn von Schlümbach zusammen, als den geistigen und finanziellen Mitbegründern und Urhebern dieses so gesegneten Sammelpunktes der männlichen Jugend der Großstadt. Dieser Verein war bahnbrechend, nicht nur für ähnliche Vereine in ganz Deutschland, sondern er half auch den ihm entsprechend eingerichteten Schwesternverein mitbegründen, den „Christ-

lichen Verein für Frauen und Mädchen“, der sich ganz an den Bruderverein anlehnte. Gräfin Marie Waldersee hat auch diesen Berliner „C. V. F. M.“, der seit 1904 besteht, bis über ihren Tod hinaus mit durch ihre Gaben gestützt und ihn auf betendem Herzen getragen. Für die Arbeit des Christlichen Vereins Junger Männer empfand die Gräfin ein sehr warmes Interesse, und noch auf ihrem Sterbebett beschäftigte sie so sehr das Wohl der „jungen Männer“, daß sie noch in ihren Phantasien von der rechten Art redete, ihnen das Heil nahe zu bringen.

Das nach der Straße zu gelegene Vorderhaus übernahm der Graf Pückler mietweise für die St. Michaels-Gemeinschaft. In dem dort eingerichteten Hospiz hat die Gräfin später, so oft sie besuchsweise in Berlin weilte, stets gern gewohnt, und besonders in den letzten Jahren ihres Lebens kehrte sie hier regelmäßig ein, auch mit ihrer Schwester, Freifrau von Wächter. Es war ihr dann immer wieder eine Freude, den Präses des Christlichen Vereins Junger Männer, Herrn von Rothkirch, wiederzusehen, der bis zu seinem Lebensende hier lebte, und mit ihm zu essen und so vieles zu besprechen, was ihr wichtig war. Auch ihre Verwandten sah sie hier gern als ihre Tischgäste bei sich, — so ist dies Haus für viele unzertrennlich von der Erinnerung an sie.

Ihr Herz blieb immer offen für allerlei Liebeswerke und Missionsinteressen, und stets ließ sie sich von all diesen Arbeiten berichten, so oft es die Gelegenheit erlaubte.

Ein Werk, das bisher noch unerwähnt blieb, war das des Oberstleutnants von Knobelsdorff, eines Vettters des Grafen Waldersee. Die Gräfin stand mit ihm und seiner Frau in freundlichen Beziehungen. Er hatte im Herbst 1888 in Berlin zu arbeiten begonnen. Als er auf einem Gemeinschafts-Abend bei Mrs. Davis 1889 über seine gesegnete *Blaulreuz-Arbeit* berichtete, war Gräfin Waldersee unter denen, die mit regem Interesse zuhörten und sich mit freute über die rettende Kraft der Gnade auch für die Trinker.

Wie sie für dieses Werk sich vielleicht auch deshalb interessierte, weil es durch einen Verwandten ihres Mannes ins Leben gerufen worden war, so hatte sie auch für die Liebesarbeit einer Rusine ihres Gatten eine warmherzige Anteilnahme, das war

das Stift Salem in Stettin, das von Fräulein Thella von Hünerbein begründet worden war.

Wie wir von Berlin Abschied nehmen, soll noch der Frauen-Missionsverein für China genannt werden, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, das Findelhaus Bethesda in Hongkong zu unterhalten. Auch dieser Verein bekundet in Dankbarkeit für die ihnen geschenkte Liebe in seinen Mitteilungen vom Sommer 1914, daß er die Heimgegangene als Ehrenmitglied zu seinem Vorstand zählen durfte bis zuletzt. — Wahrscheinlich ist noch vieles unerwähnt geblieben, für das ihr warmes Herz bewegt worden ist. Die Ewigkeit wird es erst offenbaren. Sie wollte ja nie gern, daß man viel von dem redete, was sie tat, oder von dem, was sie gab. Es schien ihr wie eine Entweihung, wenn davon die Rede war. Sie konnte erröten, wie ein junges Mädchen, das man etwa beim Lesen eines verbotenen Buches überraschte, wenn man sie bei irgend einer Tat opferwilliger Liebe unversehens antraf. Und doch wäre es unmöglich, ihr Leben zu zeichnen, ohne diese Taten christlicher Liebe für die arme und leidende Menschheit, die ihr Leben so reich machten, zu erwähnen. Daß es, wie sie es gern wollte, nur zur Ehre dessen geschehen möchte, der sie zu diesem Dienst berufen und befähigt hatte in Seiner großen Gnade, das soll hier noch betont werden.

Bei ihrem letzten Geburtstag in Berlin hatte die Gräfin eine große Herzensfreude an dem Gesang der Kurrende gehabt. Dabei war ihr der Gedanke gekommen, auch dem greisen Feldmarschall Moltke zu seinem 90. Geburtstag diese Freude zu bereiten. Durch ihre Vermittlung wurde es dann möglich, daß die Kurrende am 26. Oktober 1890 ihm das erste Morgenständchen darbringen konnte.

Als die Familienglieder Weihnachten 1890 wieder zu frohem Beisammensein in der Herwarthstraße eingeladen waren, ahnte wohl noch niemand, daß es das letzte Weihnachtsfest dort sein würde.

Ende Januar 1891 trat die vielfach in den Tagesblättern damals besprochene Walderseekrise ein, die wohl noch ihren Grund in der ausgestreuten Saat des Mißtrauens hatte. Militärische Erörterungen, die bei den Manövern in Gegenwart des Kaisers von Österreich zuerst zur Sprache gekommen

waren, ließen es dem Grafen Waldersee geboten erscheinen, sein Abschiedsgesuch einzureichen. In einer gnädigen Kabinettsordre sprach jedoch der Kaiser aus, daß es ihm schwer werde, den Grafen Waldersee als Chef des Generalstabes verlieren zu sollen, aber im Interesse der Armee sei es geboten, ihn an die Spitze eines Armeekorps zu stellen, da er für den Fall eines Krieges zur Führung einer Armee in Aussicht genommen sei. Er wurde unter Belassung in dem Verhältnis als Generaladjutant Seiner Majestät und à la suite des Ulanen-Regiments Nr. 13 zum kommandierenden General des 9. Armeekorps ernannt, „das dem Kaiser vermöge seiner Beziehung zur Heimatprovinz Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin besonders nahe stünde!“ Diese Ordre war vom 4. Februar 1891 gezeichnet.

Graf Waldersees Versetzung nach Altona war ein großer Schmerz für viele, besonders auch für die zahlreichen Familienglieder, die in dem Haus in der Herwarthstraße, das neun Jahre das Heim ihrer lieben Verwandten gewesen war, einen Mittelpunkt gehabt hatten, in dem die Gräfin in ihrer alle Herzen gewinnenden Gütigkeit wie eine liebe Mutter von allen jüngeren Familiengliedern geliebt und geehrt worden war. Der 16. Februar versammelte die Verwandten zum letztenmal zu wehmütiger Abschiedsfeier im Generalstabsgebäude. Am 4. März verließ die Gräfin mit ihrer Mutter und ihrer Freundin Gräfin Schlippenbach Berlin und folgte ihrem Mann in das neue Heim, wohin er schon vorher übergesiedelt war.





XXI.

In gutem Fahrwasser.

Altona 1891—1898.

Es kann uns nichts geschehen,
Als was Er hat ersehen
Und was uns nützlich ist, —
Drum nehm ich's, wie Er's giebet.
Was Ihm von mir beliebt,
Dasselbe hab' auch ich erliebt.

Bei dem Abschied aus Berlin gab Gräfin Marie Waldersee vielen ihrer Freunde und Bekannten ihr Bild mit Namensunterschrift und Jahreszahl. Dies Bild zeigt einen ernsten, wehmütigen Ausdruck. Es wurde ihr doch wohl schwer, alle die Beziehungen abzubrechen, die nicht nur für diese Erde geknüpft waren. Der Anfang in Altona war darum für sie nicht leicht, denn je älter man wird, je schwerer ist es, sich wieder neu anzuschließen.

Die treue Pflegerin ihrer Mutter, Maria Zwingauer, die von Berlin nach Altona mit übersiedelte und später als Bibelhauschwester in den verschiedenen Wohltätigkeitsarbeiten der Gräfin tätig war, schreibt darüber: „Ich entsinne mich noch, wie Frau Gräfin am Anfang beinahe unglücklich war, daß sie nicht soviel Gelegenheit zum Geben hatte, weil sich zu wenig „Armentumschaft“ einstellte. Doch bald hatten die Armen die neue Wohltäterin entdeckt, und es kamen ungezählte Bitten von Hamburg, Altona und Ottensen. Die Stadtmissionare erhielten die Bittgesuche zur Untersuchung und erledigten dieselben.“

Der 5. März war der erste Tag, den Gräfin Marie mit ihrer Mutter in Altona verlebte. Das Generalkommando hatte seinen Sitz in dem Dienstgebäude an der Palmaille, jener schattigen Straße, die an der Elbe entlang führt. Ein großer Garten hinter dem Haus reichte zwar nicht ganz an den Fluß hinunter, da noch eine schmale Uferstraße dazwischen lag, aber von dem Hause aus sah man dies kaum, so daß man den Eindruck hatte, dicht am Wasser zu sein. Tag und Nacht hörte man die Sirenen

der Schiffe ihre verschiedenen Signale geben, bald konnte man schon an dem Tone unterscheiden, welcher Nationalität und welcher Gesellschaft die großen Ozeandampfer angehörten, die fortwährend vorbeifuhren, in majestätischer Langsamkeit die großen Passagierdampfer, in eifriger Geschäftigkeit die kleinen Boote, die den Verkehr zwischen dem Hafen und all den Ortschaften elbabwärts aufrecht erhalten, in schwerfälliger, stampfender Gewichtigkeit die Last- und Handelsdampfer und Ever unter schwerer Takelage, in eleganter, zielsicherer, glatter Fahrt die vielen kleinen und großen Segelboote, — man hat dort immer etwas zu sehen, und wenn die liebe alte Mrs. Lee auf ihrem sonnigen Balkon saß in ihrem großen Strandstuhl und hinaus sah auf den breiten, glitzernden Strom, dann leuchtete ihr Auge, denn sie konnte Grüße senden in die f e r n e H e i m a t, oder sie empfing ein leises, geheimnisvolles Grüßen von dort, wenn die Hamburg—Amerika-Dampfer gingen oder kamen. Für die geliebte Mutter war allerdings dies stille, sonnige Heim, umblüht und umduftet von den schönsten Gartengewächsen, mit der frischen Seebriese, die ihr ins Schlafzimmer hineinflutete, ein schönerer Aufenthalt als das düstere Dienstgebäude in Berlin. Vielleicht war das ihrer Tochter doch ein kleiner Trost, wenn sie wehmütigen Herzens zurückdachte an die gesegneten Jahre in Berlin, die sie auf die Höhe des Lebens gestellt hatten, und die nun dahinten lagen. Und doch war die Gräfin nicht ein Mensch, der sich lange bei der Rückerinnerung aufhielt. Sie war ein Ewigkeitsmensch, und darum waren ihre Blicke immer vorwärts und aufwärts gerichtet. Auch d i e J a h r e i n A l t o n a waren S e g e n s j a h r e; auch hier warteten ihrer große Aufgaben, auch hier war es ein Wachsen in fortschreitender Segens-Entwicklung, der Fruchtreife entgegen, wie der Baum gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit. Der inwendige Mensch wurzelnd in dem Strom, der vom Heiligtum ausgeht, während da draußen auf dem breiten Strom das Leben pulsiert und vorüberflutet, auf guter Fahrstraße, hinaus in das Meer, ein Bild des Lebensschiffleins, das auf hoher See doch immer das Ziel im Auge behält, den Heimathafen! Schon nach wenigen Monaten war eine lebendige Fühlung mit allerlei christlichen Bestrebungen hergestellt.

Von dem Grafen wurde in dem Nachruf der „Kreuzzeitung“ (vom 6. März 1904) über diesen Anfang gesagt: „Er erwarb sich als kommandierender General des 9. Armeekorps schnell die Liebe und Achtung der Bevölkerung seines Befehlsbereichs.“ Natürlich mußte er viel unterwegs sein, um die in der ganzen Provinz ihm unterstellten Truppen kennen zu lernen. Daß er bei dieser lebendigen Berührung mit den Mannschaften und Offizieren in bester Laune war, dafür geben seine kurzen täglichen Grüße an seine Frau das beste Zeugnis. Einmal findet sich auf einer Postkarte aus dem Lockstedter Lager eine Photographie des Grafen mit einem andern Offizier auf einem leichten Wagen sitzend, auf dem Rücksitz ein Ziegenbock, dazu die launige Bemerkung: „Der Ziegenbock wollte meine Bekanntschaft machen!“ Das vergnügte Schmunzeln seines Gesichts zeigt, daß er in guter Stimmung ist.

So waren sie beide wieder im Fahrwasser, hatten vollauf zu tun und taten ihren Dienst mit Freuden, wenn es auch anderer Dienst war, als der, den sie bisher hatten tun dürfen. Gott sorgt dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, sagt ein Sprichwort, und es ist gewiß Seine weise erziehende Liebe, wenn Seinen Kindern auf irdischen Höhen vielleicht irgendwelche verborgene Versuchung zur Selbsterhebung drohen könnte, daß Er dann eingreift und den Weg mit Dornen verzäunt, dafür aber einen andern Weg öffnet, auf dem sie sicher zum Ziel kommen. Sehr bald war die Gräfin völlig befriedigt von ihrem Aufenthalt in Altona, sie äußerte, erst hier lerne sie Familienleben kennen.

Anfang Juni unternahm das gräfliche Paar eine Fahrt nach dem **R a u h e n H a u s e** in Horn bei Hamburg. Der feierliche Empfang des kommandierenden Generals mit seiner verehrten Gemahlin war ganz beweglich. Dr. Wichern und Frau standen schon am Eingangstor und die 300 Böglinge waren in militärischer Haltung bereit, mit lautem Hurrarufen den Willkomm zu bieten. Danach wurden die Gäste in all die verschiedenen netten Häuser geführt, in denen die Böglinge familienartig zusammen leben, worauf die Tischler, Schlosser, Zeichner, Drucker ihre technischen Leistungen vorführten, aber auch ihre Sing- und Turnspiele zeigten. Plötzlich ertönte ein Signal: „Feuer! Feuer!“ Alle jungen und älteren

Knaben verließen ihre Beschäftigung, in wenig Sekunden waren sie eingekleidet als Feuerwehr, die einen zogen den Spritzenwagen, die andern bedienten die Leitern und die Schläuche, Dr. Wichern war zum Branddirektor geworden, und mit vollem Strahl wurde das nicht vorhandene Feuer gelöscht. Man sah es ihnen an, mit welcher Begeisterung, aber auch mit welcher Geschicklichkeit und Genauigkeit den knappen Befehlen Folge geleistet wurde. Sie erteten aber auch ein wohlzufriedenes „Bravo“ über das andere aus dem Munde des Generals. Reich beschenkt mit dort verlegten und gedruckten Schriften kehrte das Ehepaar nach 4½ Stunden heim, unter dem Eindruck, daß hier der Sohn des gesegneten Stifters das Werk seines Vaters in wirklich fruchtbarer Weise fortführte.

An einem andern Tage empfing die Gräfin den Besuch eines Hamburger Stadtmissionars, der dazu helfen sollte, daß sie selbst erst alles kennen lernte, ehe sie mit ihrer Person und ihren Mitteln für ein Wohltätigkeitswerk einträte. Mit großer Aufmerksamkeit hörte sie zuerst einen kleinen Vortrag von ihm an, den er in ihrem Salon im Generalkommando zu halten hatte. Sie unterbrach mit ernster Gründlichkeit durch Fragen alles, was ihr nicht ganz klar geworden, und dann fuhr die Gräfin in seiner Begleitung in ganz Hamburg herum. Auf dieser Fahrt begleitete sie Frau Rätin Rufenack, eine Dame, die schon in Berlin und dann während mehrerer Jahre in Altona die getreue Privat-Sekretärin der Gräfin war. Aber Frau Rätin Rufenack war nicht nur Sekretärin, sie sollte die Gräfin besonders auch in ihren großen, ausgedehnten Wohltätigkeitsbestrebungen unterstützen. So war es wünschenswert, daß sie auch in dieser Weise alles mit kennen lernte. Es wurden der Gräfin bei dieser Ausfahrt nicht nur allerlei Anstalten und Stadtmissionsäle gezeigt, Kleinkindergärten und Volksküchen, sondern besonders auch die Armenquartiere, die engen Straßen, in denen man von Haus zu Haus sich die Hand über die Straße reichen konnte, die dunkeln, schmutzigen Höfe, in denen das Elend und das Verbrechen ihre Wohnstätten hatten. Für diesen Jammer hatte sie ein tiefes Mitempfinden, und ihr Herz brannte dafür, daß hier Wandel geschafft werden möchte. Sicher hat sie viel mit Gott darüber geredet, und es ist wunderbar, daß im nächsten

Jahr 1892 schon der Behörde durch die furchtbare Cholera-Epidemie, die in Hamburg so entsetzliche Opfer forderte und die gerade in diesen Löchern der berühmten Armenquartiere ihren Nährboden fand, die Augen darüber geöffnet wurden, daß dies nicht menschenwürdig sei und eine Gefahr für das Gemeinwesen bedeute. Diese engen Straßen und Höfe sind dann zum großen Teil niedergelegt worden und haben anderen besseren Wohnstätten weichen müssen. Die Gräfin selbst hat die Cholera-Epidemie nicht in Altona miterlebt, da sie gerade in die Sommermonate fiel, in denen sie zumeist in Lautenbach war. Im September erreichte die Seuche ihren Höhepunkt. Ihr Mann blieb jedoch auf seinem Posten, und seiner Vorsicht, die darin bestand, daß die ganze Garnison sofort bei Ausbruch der Seuche in das Lockstedter Lager übersiedeln mußte, war es wohl zu danken, daß die Truppen verhältnismäßig verschont blieben. Ihn selbst befiel einmal eine, Gott sei Dank, rasch vorübergehende und nicht gefährliche Anwandlung der Krankheit, als er mit den Soldaten dort im Lager weilte; ein ernster Anlaß zur Sorge wird es immerhin für seine liebende Frau gewesen sein, ihn in der gefährdeten Nähe des Krankheitsherdes zu wissen. Doch wußte sie ihn auch dort in Gottes allmächtigem Schutz.

Es war immer eine große, tiefgehende Freude in dem lieben, gastlichen Hause weilen zu dürfen. Es kam dann auch oft zu angeregten, tiefgehenden Gesprächen, z. B. über das damals sehr beliebte und einflußreiche Buch von Henry Drummond, über das „Naturgesetz in der Geisteswelt“, das ihnen beiden zum Segen geworden war. Auch über die Heilsbegriffe: Rechtfertigung, Heiligung, Wiedergeburt und über die Bedeutung der Taufe im Verhältnis zur letzteren wurde geredet, und die Gräfin vertrat auch hier wieder energisch den Standpunkt, daß, obwohl sie an der Kindertaufe festhielt, diese doch niemals die Wiedergeburt sein könne. Sie erzählte, sie habe darüber einmal mit dem Generalsuperintendenten Braun in Berlin geredet, daß die Vertreter der Lehre von der Taufwiedergeburt sich selbst widersprächen, wenn sie dann doch noch Bekehrung von den getauften Menschen forderten, da doch ein wiedergeborener Christ keine nochmalige völlige Umgestaltung und Erneuerung durchzumachen bedürfe. Von neuem geboren könne man doch nur einmal werden.

Es wurden auch niedergeschriebene Auszüge aus allerlei Vorträgen und Bibelfunden, die in Berlin gehalten worden waren, vorgelesen, und auch diese gaben dann Anlaß zu Besprechungen über die so wichtigen Fragen, an denen sich auch der Graf in seiner knappen Art mit kurzen Einwürfen beteiligte, die bewiesen, daß er über diese Dinge ernstlich nachgedacht hatte und seine eigene Ansicht über dieselben hatte, die, wenn sie vielleicht auch nicht immer ganz mit der seiner Frau übereinstimmte, ihr doch vollkommen gerecht wurde.

Der Sonntag wurde auch in Altona, wie überall, in tiefster Stille zugebracht. Den Gottesdienst besuchten die Familienglieder meist in der Christianskirche in Ottensen. Am Nachmittag sagte Mrs. Lee, die ihrer Schwerhörigkeit wegen von der Teilnahme am Gottesdienst gänzlich ausgeschlossen war, ihre Lieder her, und abends sang man die alten Choräle, deutsche und englische, oder man saß auch still beisammen und las die interessanten Missionsblätter und christlichen Zeitschriften, die immer aufgehäuft auf dem Tisch lagen.

Zu W e i h n a c h t e n wurden eine Anzahl Kinder im Generalkommando beschert, wobei ein Altonaer Stadtmissionar eine Ansprache hielt. Im Hause fand auch, ähnlich wie in Berlin, alle 14 Tage ein S t a d t m i s s i o n s - N ä h v e r e i n statt, und es war der Gräfin, wie dort, ein Anliegen, den Armen durch die Stadtmission möglichst gute Sachen zukommen zu lassen. Die Damen aus den ersten Kreisen der Stadt, die ihr dabei mit warmem Herzen und offener Hand halfen, wurden gleichfalls gesegnet durch die Bibelfunden, die dabei gehalten wurden. Um sich der Armenpflege noch intensiver und persönlicher zu widmen, schloß die Gräfin sich dem von Frau Senator Krauß geleiteten A l t o n a e r K r a n k e n v e r e i n an und besuchte als Mitglied desselben die ihr überwiesenen Kranken wöchentlich persönlich. Wie groß der Segen war, der von dieser Beeinflussung ausging, erwies sich in einem Fall in hervorragender Weise dadurch, daß ein roter Sozialdemokrat, den sie rührend treu besucht hatte und dem sie, außer den Unterstützungen, das Wort des Lebens brachte, wie all' ihren Kranken, im Frieden heimging. Ihre Freude darüber war groß, und sie sorgte nachher weiter für seine zurückgebliebene Familie, so daß sie keinen Mangel hatten.

Auch das Krankenhaus des Roten Kreuzes Helenenstift durfte sich ihrer Fürsorge erfreuen, mit dem sie wohl durch den Vorsitz des Vaterländischen Frauenvereins, der ihr in ihrer Stellung als Frau des kommandierenden Generals naturgemäß zutam, in Berührung trat.

Wie in Berlin war ihr auch in Hamburg der Christliche Verein Junger Männer (am Pferdemarkt) besonders ans Herz gewachsen, dessen Präses Jasper von Oerzen war. Ebenso interessierte sie sich für die Seemannsmission, diese gesegnete Arbeit, die gerade in der Hafenstadt von so außerordentlicher Bedeutung ist.

Ein Arbeitsfeld, das ihr wohl schon in Berlin aufs Herz gelegt worden war, durch die nahen Beziehungen zu Graf Bernstorff sowohl als auch dadurch, daß sie Herrn Jasper von Oerzen schon dort öfters gesehen und gesprochen hatte, war der über die Grenzen der Stadt allerdings weit hinausgehende Schleswig-Holsteinische Gemeinschaftsverein, der gleichfalls bis zu seinem 1893 erfolgten Tode von Jasper von Oerzen geleitet wurde und für den Graf Bernstorff schon seit seinem Bestehen sich warm interessierte, da er als Rittergutsbesitzer von Stintenberg im Kreise Lauenburg ja gleichfalls in Schleswig-Holstein heimatberechtigt war. Schon seit 1859 waren in Holstein, „dem kirchenärmsten Land“, *) von den dort gesammelten gläubigen Kreisen „Sendboten“ ausgegangen, erst zwei, später wurden es zwölf, die im Lande zu evangelisieren hatten. Diese so wichtige Gemeinschaftsarbeit, für die Gräfin Waldersee ja schon in Berlin so ganz eingetreten war, förderte sie dadurch, daß sie einen der Sendboten ganz aus ihren Mitteln unterhielt. War ihr doch Holstein, „die Heimatprovinz Ihrer Majestät“, wie sie der Kaiser in der Rabinettsordre an den Grafen genannt hatte, schon von ihrer ersten Ehe her so vertraut gewesen, hatte sie doch damals gehofft, hier ihre Heimat zu finden. Nun sollte sie doch — wenn auch auf andere Weise — in dieser Provinz ein Heimatsrecht sich erwerben, und sie half bei der Pflege dieser Kreise, von denen Graf Bernstorff einmal 1894 schrieb: *) „Im Gemeinschaftsverein in Schleswig-Holstein lernte ich wertvolle einfache Christen kennen. Wie schön ist es doch, zu sehen, was aus einem Menschen

*) Andreas Graf von Bernstorff's Lebensbild von H. v. Redern.

gerade aus diesen Kreisen wird, wenn Jesus wirklich Wohnung in ihm nimmt“. Oerzen starb am 17. November 1893, was der Gräfin sehr nahe ging, und im Februar 1894 folgte ihm Graf Bernstorff im Vorjiz des Vereins.

Zu großem innerem Segen gereichten der Gräfin Waldersee in dieser Zeit die *Allianz-Bibellesprechungen* für ernste Christen zur Vertiefung des Glaubenslebens, die in Hamburg im Hause von Fräulein Tenisch stattfanden. Bei diesen Zusammenkünften trat ihr auch Frau Rudolf Schröder sehr nahe, mit der sie später gemeinsam den christlichen Verein Junger Männer in Hannover ins Leben rief. In diesen Stunden war Gräfin Waldersee sowohl die Nehmende wie die Gebende, da diese Vereinigungen zu gemeinsamem Austausch der Glaubenserfahrungen aller Beteiligten Anregung gaben.

Es knüpften sich natürlich außer mit den bereits Genannten viele Beziehungen an, denen wir nicht nachgehen können. Nur eine möchten wir noch erwähnen. Dadurch, daß die Gräfin wenige Tage vor ihrer letzten Krankheit noch einmal nach Hamburg fuhr, um in Blankenese eine Freundin zu besuchen, mit der sie seit der Altonaer Zeit verbunden war, wurde diese Dame um einige Aufschlüsse aus ihrer Erinnerung über diese Zeit gebeten. Sie schreibt: „Die geliebte Gräfin Waldersee lebte still und ruhig in ihrer wunderbaren, friedevollen Stimmung, Liebe um sich verbreitend, wie ein Engel über allem schwebend, mit demselben sanften Wesen, auch wenn ihr Hindernisse entgegentraten oder sie nicht verstanden wurde. Zu schlichten, wo Unebenheiten das Gleichgewicht zu stören drohten, und andere zum Herrn zu führen, war ihr Lebensodem. Sie war stets frisch und lebensfroh und von einer unermüdblichen Tätigkeit. Arme zu besuchen und Missionsversammlungen zu halten, das füllte, wie man weiß, meistens ihr Leben dort aus.“

Über ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen, die ihr als erste Frau in den militärischen Kreisen natürlich oblagen, schreibt die Dame, daß sie ihnen treu nachkam, soweit es notwendig war: „Einen Kummer kannte ich bei ihr: sie mochte nicht gern Tanzfeste und war doch durch die Stellung ihres Mannes verpflichtet, in jedem Winter einen größeren Ball in ihrem Hause zu geben.“

Das wurde ihr von Jahr zu Jahr schwerer, wenn sie auch nur die Damen empfing und sich dann zurückzog. Wie alles, so

machte sie auch dieses zu einem Gebetsanliegen, und der Herr erhörte wunderbar mehrere Male ihre Gebete und F r a g e n, was sie tun sollte. Einmal im vorletzten Jahr ihres Aufenthalts in Altona wurde ihre Mutter so krank, daß der Ball noch ganz kurz vorher abgesagt werden mußte. Das letzte Mal erkrankte sie selbst und mußte nachher wochenlang mit einem kranken Fuß still liegen, da unterblieb der Ball ebenfalls.

Aber das Verhältnis zu Mrs. Lee schreibt dieselbe Freundin noch einige wertvolle Worte der Erinnerung:

„Was mich sehr in ihr Haus zog, war auch der Verkehr mit ihrer Mutter. Da ich auch Amerikanerin bin, führte uns die Sprache näher zusammen. Das Verhältnis der Tochter und Mutter war so edel, so natürlich und herzlich; eine unbegrenzte Liebe verband sie. Der schweren Pflege der Mutter, die betagt, taub und ganz unbeholfen war, widmete sie sich in hingebender Liebe. Ich kann nur hinzufügen, ein reineres, lautereres Wesen habe ich nie gekannt.“

Ehe wir nun auch diesen Abschnitt schließen, sollen noch ganz wenige Daten festgehalten werden, die in diese Zeit gehören.

Wie alle, die den Kaiser auf betendem Herzen tragen, hatte die Gräfin im November 1892 die große Freude, daß er in Wittenberg bei einer Rede (in Erwiderung auf Professor Harnacks Angriff des Apostolikums) ein Bekenntnis ablegte, das der Generalsuperintendent Braun in Berlin eine Kronenweihe nannte.

Eine Zeit banger Sorge war im September 1894 die schwere Erkrankung der teuren Mutter in Lautenbach. Auch dieses Mal wieder erhörte Gott die Gebete der Töchter und erhielt ihnen die greise Mutter noch vier Jahre.

Im März 1895 durfte der seit September 1894 verheiratete Nefse Graf Gustav Waldersee den Verwandten in Altona seine junge Frau vorstellen, Marie geb. von Gandecker. Dieser erste Besuch legte den Grund zu langsam sich anbahnenden, innigen Beziehungen zwischen den beiden Frauen, die in ihrer Ehe den gleichen Namen trugen.

Im Juni 1896 besuchten Graf und Gräfin Waldersee mit Erzellenz von Wächter und dem Bruder Mr. Lee die Berliner Gewerbe-Ausstellung. Bei diesem Besuch freute sich die Gräfin besonders über die Fürsorge für die weiblichen Angestellten und besichtigte mit Interesse das Erholungshaus mit

Mittags- und Abendtisch und guter Bibliothek, das von dem Verein zur Fürsorge für die weibliche Jugend ins Leben gerufen worden war. Es war ihr auch lieb, zu hören, daß wöchentlich dort 1000 Frohe Botschafts-Predigten, die durch P. Michaelis zur Verfügung gestellt waren, und ebenso viele, die Hofprediger Stöcker dem Erholungshaus überwiesen hatte, verteilt wurden. Ganz besonders warm aber nahm sie Anteil an der Evangeliums-Halle, die vor den Toren der Ausstellung täglich vielen Hunderten der Besucher die Möglichkeit gab, Gottes Wort zu hören.

Im Juli 1896 weilte das Ehepaar einige Wochen in Westerland auf Sylt, wo sie, wohl nicht zum erstenmal, in der Villa Roth wohnten. Mit ihnen zugleich war die Gräfin P. dort, die aus ihrer Erinnerung über diese Zeit mittheilte, wie es ihr einen großen Eindruck gemacht habe, als sie einmal bei Waldersees zu Tisch eingeladen war, zu beobachten, wie ein Herr, der bei Tisch über heilige Dinge gespottet hatte, von Gräfin Waldersee zum Schweigen gebracht wurde. Sie habe ihn einen Augenblick angesehen mit ihren ernstesten Augen, die so traurig und vorwurfsvoll blicken konnten, dann habe sie still in ihren Schoß gesehen und habe die Hände fest gefaltet — kein Wort gesagt —, bis die ganze Tischrunde verlegen geworden sei, und der Spötter selbst beschämt schwieg. Gräfin P. sagte, sie habe selten einen so tiefen Eindruck von der Geistesmacht eines Menschen gehabt, als bei diesem Stillschweigen in der Nachfolge dessen, von dem es heißt: „Er antwortete ihm aber nichts!“

Wiederum folgten stille, friedliche Sonntage am Strande mit ernstesten Gesprächen über göttliche Wohlthaten und den Segen, den Er auf die Werke Seiner Hände gelegt hat.

Herr Roth, bei dem die Gräfin wohnte, sandte ihr von jener Zeit an jährlich zu Neujahr ein *Lösungsbuch* mit schön geschnitztem oder gemaltem Holzeinband, und seine Frau eine große Kiste voll warmer Sachen und Spielzeug für die armen Kinder in Altona oder Hannover, ein Beweis, wie menschlich nahe sie stets denen trat, mit denen andere Gäste vielleicht nichts als geschäftliche Verbindungen eingingen.

So ernst und abweisend sie war, wenn ein Mensch das Heilige in ihrer Gegenwart anzutasten wagte, ebenso kindlich fröhlich konnte sie sein. Selten sah und hörte man wohl jemand so herz-



Graf und Gräfin Waldersee
Silberhochzeit 1899

lich lachen, wie sie, besonders wenn die beiden Schwestern Josephine und Marie zusammen waren, die ihr Leben lang durch innige Liebe und Gemeinschaft im HErrn verbunden waren. Es war rührend, die beiden Damen im Rosengarten in Lautenbach oder auch im Heim der Gräfin miteinander wandeln und Erinnerungen austauschen zu sehen. Da schallte dann oft das fröhliche Lachen und Necken herüber zu den andern, die sich mitfreuten an der Frische und gesunden Fröhlichkeit der geliebten Schwestern.

Im Lauf des folgenden Winters wurde die Rätin Rusenak, die ihr einige Jahre zur Seite gestanden hatte, mehrfach von Schwächezuständen heimgesucht, und als sie im Sommer 1897 schwer erkrankte, wurde es der Gräfin ein Gebetsanliegen, jemand als deren Nachfolgerin zu finden, die so recht in ihre Arbeit und in ihre Gesinnungsart hineinpassen möchte. Doch wartete sie still, bis der HErr ihr selbst solch ein Menschenkind zuführen würde. Bei einem Besuch einer alten Bekannten aus Berlin, Erz. von G., erzählte sie dieser davon. Da fiel es der Dame ein, sie habe durch Frau von Below der Leiterin des St. Michaels-Hospizes in Berlin von einer Persönlichkeit in Ostpreußen gehört, die gleichfalls den HErrn gebeten habe, ihr die von Ihm bereitete Stellung zu zeigen, und die nun ebenso auf Seinen Wink wartete. Die Gräfin schrieb dann sofort an die Dame, und so wurde Frä. Maria Wiehe ihr zugeführt, die als ihre Sekretärin, als ihre Vertraute, als ihre ihr töchterlich nahe stehende, liebe Gefährtin seit dem Oktober 1897 bis zum Heimgang der Gräfin bei ihr blieb, mit der sie, besonders in den letzten Jahren ihres Lebens, alles teilte, Freud und Leid, die sie auf ihren Reisen begleitete, und die völlig mit ihr eins war im Glauben, im Hoffen und in der Liebe.

In diesen Jahren nahm die Gräfin von Herzen freudigen Anteil an den verschiedenen Geburten von Großneffen und Großnichten in der Familie ihres Mannes, die ihrem Herzen mit der Zeit immer näher traten. Ein Patenamt zu übernehmen, lehnte sie jedoch immer ab, da sie wußte, daß es nicht immer erwünscht gewesen wäre, wenn sie ihrem Gelübde gemäß religiösen Einfluß auf die Patenkinder ausgeübt hätte. Ein nicht gelöstes Gelübde aber vertrug sich nicht mit ihrer

ernsten Gewissenhaftigkeit und ihrer hohen Auffassung von der Heiligkeit des Tauffegens für die Kinder.

Nachdem Graf Alfred Waldersee schon während der Kaisermanöver in den Jahren 1895 und 1896 mit der Führung von Armeen betraut worden war, wurde er Anfang des Jahres 1898 von Altona abberufen und zum General-Inspektor der 3. Armee-Inspektion ernannt. Diese Stellung hatte bis dahin der Feldmarschall von Blumenthal bekleidet; leider wurde nunmehr der Standort dieser Inspektion von Berlin nach Hannover verlegt!

Während des Aufenthalts in Altona besuchte das Waldersee'sche Paar auch den in dem benachbarten Friedrichsruh lebenden Fürsten Bismarck. Bei diesen Besuchen mögen die beiden Männer sich über viele Fragen, über die sie vielleicht früher nicht immer einer Ansicht waren, im stillen Austausch der Gedanken verständigt haben. Stand doch ihnen beiden hoch über eigenen Meinungen das Wohl und die Ehre des Vaterlandes und ihres kaiserlichen Herrn. Am 7. Mai 1898 machten Graf und Gräfin Waldersee ihren letzten Besuch bei dem greisen Fürsten. Es war ein Abschied fürs Leben. Es war dabei der Gräfin eine besondere Freude, daß er ihr sein Bild mit eigenhändiger Unterschrift, wohl eine der letzten, die er geschrieben, verehrte. Als von dem Attentat die Rede war, das seiner Zeit in Berlin auf Bismarck verübt wurde, und der Fürst der Gräfin Waldersee die Pistole reichte, die er seitdem stets bei sich hatte, fragte die Gräfin ängstlich, ob sie geladen, und verweigerte, sie in die Hand zu nehmen, als der Fürst das begehrte. Sie mußte sich gefallen lassen, von dem Fürsten mit ihrer „Sentimentalität“ geneckt zu werden. Noch oft später erinnerte sich die Gräfin in Wehmut dieses letzten Besuches in Friedrichsruh und des damals schon so schwer leidenden Fürsten. Wie Moltke bald nach Waldersees Fortgang aus Berlin verschieden war, so starb Bismarck kurz nach der Versetzung Waldersees am 31. Juli 1898. Wieder war ein bedeutsames Kapitel geschlossen, sowohl in der Weltgeschichte, als auch in dem Erleben des gräflich Waldersee'schen Paares.

Am 5. und 6. April war Graf Waldersee in Hannover, um eine Wohnung zu suchen, da das ihm angewiesene Dienstgebäude im Innern der Stadt, das Leine-Palais, augenblicklich nicht bewohnbar war. Am Abend seines Geburtstages, am

8. April, wurde von verschiedenen Vereinen und Innungen der Städte Hamburg-Altona ihrem scheidenden hochverehrten Grafen eine große Ovation mit Fackelzug und Gesangsvorträgen dargebracht. Dieser Abschiedsfeier schlossen sich zahlreiche offizielle und ähnliche private Veranstaltungen an, die dem gräflichen Paar die herzlichste Anhänglichkeit derer zeigten, von denen es nun wieder zu scheiden galt.

Am 11. Mai 1898 verließ die Gräfin mit ihrer Mutter das alte Haus auf der Palmaille, in dem sie glückliche Jahre verlebt hatten. Die Damen reisten nach Lautenbach, während das Hauswesen nach Hannover übersiedelte. Der Graf kehrte im Juni zur Denkmals-Enthüllung des alten Kaisers noch einmal nach Altona zurück, zu der auch die Majestäten erschienen waren, und der Kaiser lud den Grafen bei dieser Gelegenheit ein, ihn auf seiner Nordlandsreise auf der „Hohenzollern“ zu begleiten.

Inzwischen war die Gräfin im Juli in Hannover gewesen, um in der Hohenzollernstraße 40 die letzten Anordnungen bei der Einrichtung zu treffen. Im September kehrte sie noch einmal vorübergehend dorthin zurück, wo bei Gelegenheit des Kaisermanövers Ihre Majestät die Damen der Hannover'schen Gesellschaft im Theater zu sehen wünschte. Um ihrem Grundsatze, nie einer Theatervorstellung beizuwohnen, nicht untreu werden zu müssen, schrieb die Gräfin der Oberhofmeisterin, ob Ihre Majestät nicht die Gnade haben wollte, sie wo anders zu empfangen, worauf die Kaiserin geruhte, ihre Begrüßung im Foyer entgegenzunehmen. Während der im Oktober dieses Jahres angetretenen Orientreise der Majestäten hatte die Gräfin die hohe Freude, von der Kaiserin einen Blumenstrauß mit eigenhändiger Unterschrift aus Gethsemane zu bekommen.

Inzwischen hatte die endgültige Übersiedlung nach Hannover stattgefunden, nachdem die Gräfin ihren gewohnten langen Aufenthalt in Lautenbach wieder sehr genossen hatte. Es war das letzte Mal, daß die teure Mutter mit ihr dort weilte. Wenn sie auch schon sehr gebrechlich war, wußten die Töchter doch nicht, daß ihr Ende nicht mehr fern sei. Wie gut ist es doch, daß wir nicht in die Zukunft sehen können! Wie würden dann oft die glücklichsten Zeiten durch dunkle Schatten getrübt sein! So wie Gott es geordnet hat, ist unser Leben immer nur ein Zurückschauen auf alle Gnadenwege, die Seine Hand uns geführt hat.



XXII.

Das letzte „Zu Hause“ hier unten.

Hannover 1898—1904.

Wir bauen hier so feste
Und sind doch nichts als Gäste! —
Schickt das Herze da hinein,
Wo ihr ewig wünscht zu sein!

Ob es wohl wie ein leises Ahnen durch ihre Seele ging, als Gräfin Waldersee das Haus in der Hohenzollernstraße 40 bezog, daß dies ein Sterbehaus werden sollte in dreifachem Sinn? In jener Zeit äußerte Graf Waldersee einmal: „Dies ist für mich die höchste Stufe der Leiter, eine höhere gibt's nun nicht mehr; da muß man schwindelfrei sein, wenn man drauf steht; der nächste Schritt geht da hinauf, wo man keinen Erdengrund mehr unter den Füßen hat; ein komisches Gefühl ist das doch!“

Daß ihm trotzdem noch ein Schritt aufwärts hier auf Erden bevorstand, das konnte er damals nicht ahnen.

Das Haus an der Eilenriede, das Graf Waldersee für sich und seine Büros gemietet hatte, weil er nach dem sonnigen, freigelegenen Heim in Altona gern wieder für seine Frau und seine alte Schwiegermutter eine möglichst außerhalb der Stadt liegende Wohnung haben wollte, war damals das einzige herrschaftliche Haus in der Gegend. Der „Lerchenberg“ bestand aus einfachen, zum Teil ärmlichen und halb zerfallenden Arbeiterhäusern, zwischen denen es nur ungepflegtes Ödland gab. Eine Dame, die dort Bescheid wußte, hat einmal gesagt: „Ehe die Gräfin hierher kam, wagte sich niemand recht in diese Gegend, aber seit sie hier ist, ist ein neuer Zug in die Gegend gekommen.“

Die Gräfin war ganz glücklich über diese Umgebung; sie nannte den ganzen Lerchenberg ihre „Gemeinde“. An „Armenkundschaft“ fehlte es dort nicht wie zuerst in Altona. Aber bald verschwanden die Hütten der Armut mehr und mehr, wo

Graf und Gräfin Waldersee wohnten, da konnten auch andere wohlhabende und vornehme Menschen sich anbauen, und so ist denn die Hohenzollernstraße bald eine der gesuchtesten und elegantesten Straßen geworden, und die Eilenriede hat dadurch zum Teil ihren Waldcharakter verloren, daß mehr schöne Fahrstraßen und bequeme Wege für Fußgänger und später auch für Radler angelegt wurden, als es früher darin gegeben. Den Grafen selbst hatte wohl hauptsächlich die Ruhe dieses weit ausgedehnten, wunderbar schönen Waldes mit alten Baumbeständen verlockt, dieses Haus zu mieten. Er liebte seine Eilenriede auch sehr und hat täglich weite Ritte und Gänge darin gemacht, begleitet von seinen geliebten Tockeln. Zum Spaziergehen hatte die Gräfin nie viel Zeit übrig, da sich ihre Arbeit hier in der ihr von früher schon so bekannten Stadt mit all den alten Beziehungen zu Menschen und Wohltätigkeitswerken, zu denen sehr bald ungezählte neue Verbindungen hinzu kamen, ins Ungeheuerliche häufte und steigerte.

Als die Gräfin in einem kleinen Geschäft im Mittelpunkt der Altstadt nach ihrer Rückkehr Einkäufe machte, war ihre erste Frage nach einer Familie, die sie von früher her kannte. Dieses gute Gedächtnis für ihre Armen war noch später dem Sohn des Geschäftsinhabers wichtig als ein Beweis ihrer großen Treue. Aber sie hatte auch den Eindruck, daß niemand so treu sei, als die Armen, denn nicht nur die alten Beziehungen knüpften sich wieder an, sondern sie nahm auch viele mit herüber aus Berlin und Altona, die bis zu ihrem Lebensende ihre regelmäßigen Unterstützungen erhielten. Aber doch war ihre nächste Umgebung nun das, was ihr am meisten ans Herz wuchs. Die innere und äußere Not, die man von der Villa aus zum Teil wahrnehmen konnte, legte sich ihr schwer auf die Seele, und sie sann darüber nach, wie sie beitragen könnte, ihr abzuhelpfen. Seit dem Herbst 1898 wurden vom Hause aus wöchentlich in den umliegenden Häusern christliche Blätter verteilt, die gern genommen wurden; so lernten sie einige Familien der Umgebung kennen, deren Kinder dann die Gräfin zum Weihnachtsfest zur Bescherung heranzog, und mit denen vorher eine Liturgie für die Feier eingeübt wurde. Nach dem Fest fiel es den Kindern schwer, nicht mehr weiter zu den Übungsstunden kommen zu sollen. So überlegte die Gräfin ernstlich,

was für sie getan werden könne, bis am 17. März 1899 mit zwölf kleinen Mädchen eine Strickschule angefangen wurde. Diese Kinder unter christlichen Einfluß zu bringen, und sie für den Herrn erziehen zu helfen, war der Hauptbeweggrund hierfür. Nach einer kurzen, einfachen Bibelbesprechung bekamen sie Wolle zum Stricken, während die Gräfin ihnen Geschichten vorlas und viel mit ihnen gesungen wurde. Schon nach kurzer Zeit wuchs die Zahl bis auf 40.

Das war der Anfang der gesegneten Arbeit im Waldersee-Hause. Die Gräfin hatte schon für die Strickschule unten im Erdgeschoß ihres Hauses einen Raum mit besonderem Eingang von der Seitenstraße aus eingerichtet, wobei sie den Matthäus-saal im Erdgeschoß des Hauses Rauchstraße 5 in Graf Bernstorffs Hause in Berlin sich wohl zum Vorbild nahm.

Ehe wir aber über den weiteren Fortgang dieser so klein und unscheinbar beginnenden Arbeit weiter reden, müssen wir von dem großen Schmerz berichten, der das Haus zum erstenmal zum Sterbehause machte.

Das erste Weihnachtsfest, das erste Neujahrsfest im neuen Hause war zugleich das letzte im Leben der teuren Mrs. Lee.

Da neben dem sonnigen Eßsalon der Gräfin, in ihrer unmittelbaren Nähe, zwischen ihrem Wohnzimmer und ihrer Anziehtube hatte sie der geliebten Mutter das schöne Balkonzimmer eingerichtet. Hier hatte die Tochter gehofft, sollte die alte Mutter sich so recht wohl fühlen, wenn sie im kommenden Frühling die Bäume der Eilenriede werde neu grünen sehen. Aber sie war schon zu schwach. Erst gegen Abend konnte sie ihr Bett verlassen und dann saß sie auf dem hochlehnigen Sessel, in dem ihr letztes Bild aufgenommen wurde, eine Liebhaberphotographie: Strahlend glücklich sieht das alte, liebe Gesicht zu ihrer „Pussie“ auf, die sich in zärtlichster Liebe über ihre „Möder“ neigt, wie sie sich liebevoll nannten.

Und dann, 14 Tage vor der Silberhochzeit der Gräfin, auf die sie sich so gefreut hatten, die sie festlich hatten begehen wollen im Kreise der Familie, trat statt dessen der Todesengel herein und rief nach schweren Leiden am Gründonnerstag den 30. März 1899 die müde Pilgerin heim. Wenige Tage vorher traf Freifrau von Wächter aus Stuttgart an dem Sterbebett ein. Am Palmsonntag, dem letzten Sabbath ihres irdischen

Lebens, versuchte die Greisin noch ihre Lieder aufzusagen. Das „Herr Jesu, gedenke m e i n!“ rief sie mit letzten Kräften laut hinaus. Ihre letzten Worte: „Haltet mich nicht auf, laßt mich, laßt mich heim gehen!“ wiederholte sie oft, bis der Herr Sein Kind zu sich nahm.

Die Leiche wurde nach Rochendorf überführt, wo sie in der Begräbnisstätte der Familie von Wächter ihre letzte Ruhestätte fand. Am 5. August 1803 geboren, war Mrs. Anne D. Lee geb. Philipps fast 96 Jahre alt geworden. Seit 25 Jahren hatte sie ihre ständige Heimat im Hause ihrer jüngsten Tochter gehabt, mit der sie auch in den neun Jahren ihrer Witwenschaft zusammen gelebt hatte und auch früher nur die wenigen Jahre von ihr getrennt gewesen war, während derer Marie allein bei ihrer Schwester gewohnt hatte. So war es eine fast unausfüllbare Lücke, die durch dieses Abscheiden in dem Leben ihrer Tochter Marie gerissen wurde.

Das Sterbezimmer blieb noch lange ein unantastbares Heiligtum. Auf dem Bett, in dem die teure Entschlafene ihr Leben ausgehaucht hatte, wurde ein Spruch als Erinnerungszeichen aufbewahrt, und Marie betrat das Zimmer nur zu stiller Andacht, wie eine Kapelle.

Da die Gräfin eine schwere Influenza durchzumachen hatte, und sie sich während der letzten Krankheit der Mutter gar nicht schonen konnte, so daß sich die Krankheit sehr verschlimmerte, hielt der Arzt einen längeren Aufenthalt im Süden für dringend notwendig. Von der Beisehung aus reiste darum das Ehepaar in Gesellschaft der Schwester Josephine am 6. April über Franzensfeste—Bozen—Niva nach Salò am Gardasee, wo erst der Geburtstag des Grafen am 8. April und dann am 14. April in aller Stille die Silberhochzeit in der lieblichen deutschen Kirche in Gardone gefeiert wurde. Wie wehmütig war dieser Gedenktag, so bald nach dem Heimgang der Mutter. Die Nichte des Grafen, Freiin von Ende geb. Gräfin Pfeil, die mit ihrem Gatten in Salò lebte, suchte den Verwandten den Tag so schön wie möglich zu gestalten. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt daselbst traten sie die Rückreise an und berührten auf derselben Bellagio am Comer See, wo sie sich des Aufenthalts dort bei ihrer Hochzeitsreise erinnerten. Über Lugano und die Gotthardbahn kehrten sie zurück nach Deutschland. Leider hatte sich der Husten

der Gräfin wenig gebessert. Nach kurzem Aufenthalt in Basel blieben sie noch einige Zeit in Freiburg. Dort wohnte Baronin von Overbeck, ihre langjährige g e l i e b t e Freundin, deren innerem Leben sie auch die bestimmte Richtung himmelwärts gegeben hatte, und die ihr in warmer Liebe und Verehrung zugehen war. Endlich, nachdem ihre Gesundheit sich wesentlich gebessert hatte, kehrte sie nach Hannover zurück. Die Heimkehr in das traurige, stille Sterbehaus war sehr schmerzlich für die liebende Tochter. Ach, dies Haus hat viele ihrer Tränen gesehen!

Mai und Juni waren einsame Monate für sie, da der Graf fast immer dienstlich unterwegs sein mußte. Seine Kartengrüße aus dieser Zeit geben ein Bild von unglaublich vielem Hin und Her im ganzen Reich. Anfang Juni war er in Hamburg zum Stapellauf des „Kaiser Wilhelm“, wo, was vorher unerwähnt blieb, am 18. März die Probefahrt des „Graf Waldersee“ glücklich von statten gegangen war. Die Gräfin hatte eine schöne Bibliothek für dieses Schiff gestiftet. Nach vielen weiteren Reisen im Rheinland und im Elsaß waren Mitte Juni Graf und Gräfin Waldersee zusammen in Berlin, wo das Bild im Silberhochzeits schmuck aufgenommen wurde. Danach beteiligte sich der Graf an einer ihn sehr interessierenden Torpedobootfahrt auf der Nordsee und hatte dann wieder in der Rheinprovinz zu tun. Anfang Juli kehrte er von seinen Dienststreifen heim, um mit seiner Frau eine stille Zeit in Wengen zu verleben, wo sie mit der treuen Schwester, Frau von Wächter, und deren Enkelin Renata zu Füßen der silberweißen Jungfrau schöne Wochen verlebten, bis sie Anfang August nach Engelberg gingen. Dieser Reise schloß sich dann wieder der gewohnte Herbst-Aufenthalt im lieben Lautenbach an, wo die beiden Töchter wieder so recht zum Bewußtsein ihres unerseßlichen Verlustes kamen. Wie glücklich war die geliebte Mutter noch im letzten Jahr hier gewesen!

Der Graf war indessen im Lockstedter Lager auf dem altgewohnten Übungsplatz des 9. Korps und sandte von dort täglich liebevolle Grüße an seine Frau.

In diesem Jahr besuchten die beiden Schwestern, Gräfin Waldersee und Frau von Wächter, zwischen dem 28. August und 2. September zum erstenmal Blankenburg i. Th. zur

Allianz-Konferenz. In dem großen Segensjahr 1886 war hier eine kleine Schaar von Gotteskindern zusammengekommen, um in der stillen Zurückgezogenheit des Städtchens am Eingang des Schwarzatal's in gemeinsamem Gebet und Betrachtung des Wortes Gottes einige Tage zuzubringen. Die Trägerin dieses Gedankens, Christen verschiedener Denominationen zu Füßen des Heilandes zu sammeln, war Fräulein Anna von Weling. Jedes Jahr hatten diese Konferenzen hier stattgefunden. Bei dieser lebten, die Anna von Weling erlebte, lernten sich nun die beiden Frauen kennen, die gleichaltrig, zwar in ihren äußeren Führungen sehr verschieden, aber in ihrer inneren Stellung zu Jesu viel Ähnlichkeit mit einander hatten. Derselbe Evangelist, Reginald Redcliffe, der auf Marias geistliche Entwicklung einen tiefen Einfluß ausgeübt hatte, war das Werkzeug zu Fräulein Anna von Welings Belehrung gewesen. In Blankenburg hatte Frä. von Weling ein bescheidenes Haus zur Erziehung armenischer und indischer Kinder übernommen, und hier kamen Dr. Bädiker, Dr. Biemann und andere Brüder und Schwestern auf ihre Einladung zu dem oben erwähnten Zweck zusammen. Da die Besucherzahl jährlich zunahm, hatte nach der 12. Konferenz Frä. von Weling den deutlichen Ruf Gottes vernommen, ein Haus von Holz zu bauen nach dem Wort Haggai 1, 8, welche Stelle dann am Grundpfeiler eingebrannt wurde. Hier erlebten nun die Schwestern Marie und Josephine die zweite in der neuen Halle gehaltene Konferenz. Es waren, wie alljährlich, auch diesmal Brüder aus England gekommen, die den Gruß der Reswid-Konvention brachten. Gerade diese englisch sprechenden Brüder waren es wohl, die den Schwestern die Blankenburger Konferenz zuerst so lieb machten, da sie hier endlich wieder „in ihren eigenen Zungen die großen Taten Gottes reden“ hörten.

Die „Evangelisation der Welt für Christum, den völligen Erlöser und wiederkommenden König“, war das große Thema, über das geredet wurde.

Oberstleutnant von Knobelsdorff leitete die Versammlung ein, er war selbst in dem Jahr in Reswid gewesen, und die große Liebe, die Gräfin Waldersee für die Reswid-Konventionen hatte, ohne je an ihnen teilgenommen zu haben, vertiefte sich

wohl hier. Sie ließ sich später regelmäßig die Berichte jener gesegneten Konferenzen schicken, die, wie sie sich ausdrückte, ihre Seelsorger waren. Sie benutzte die Bücher zu ihren täglichen Morgenandachten und ist durch sie, wie durch die selbst mit erlebten Blankenburger Konferenzen, tief gesegnet worden. Ihr inneres Wachstum trat in diesen letzten 15 Jahren ihres Lebens in ein ganz neues Stadium ein. Der „wiedertommende König“ ist hier als der Gegenstand der seligsten Christen Hoffnung ihr lebendig ins Bewußtsein getreten und hat in dem für göttliche Segnungen so empfänglichen Herzen der Gräfin tiefe Eindrücke hinterlassen. Frä. von Weling schrieb über diese letzte Konferenz, die sie miterlebte: „Gewiß viele nahmen einen tiefen Eindruck mit von dem weltumspannenden Missionsbefehl ihres wiedertommenden Königs, und viele wurden angespornt, sich Ihm ganz zur Verfügung zu stellen.“

Die Gräfin hatte sich Ihm ja längst zur Verfügung gestellt, aber wo wäre ein Menschenkind, das es nicht immer wieder gebrauchen könnte, sich neu und völliger dem Dienst dessen zu weihen, der Sein Leben für uns gab.

Und so finden wir denn auch wirklich in dem Leben der Gräfin etwas wie eine neue Weihe, die sie betätigte in einer tieferen Art persönlicher Missionsarbeit und noch größerer Absonderung für Ihn.

Das erste Weihnachtsfest ohne die teure Mutter wurde der Gräfin Waldersee sehr schwer, aber sie gab sich nicht unfruchtbarem Schmerz hin, sondern hielt den Müttern der Kinder, die in diesem Jahr beschert wurden, zum erstenmal eine kleine Ansprache. — Ostern 1900 wurden die ersten Kinder aus der Strickschule konfirmiert, und nun war es der beiderseitige Wunsch, daß sie doch weiterkommen möchten. So wurden sie zum 22. April 1900 zum ersten Jungfrauen-Verein eingeladen, der mit drei jungen Mädchen anfang und seitdem seine regelmäßigen Sonntags-Versammlungen im Hause der Gräfin gehabt hat. Es sind gewiß schon Hunderte von jungen Seelen dort gesegnet worden. Die Jahresfeste waren immer besondere Gegenstage.

In der ersten Woche des Jahres 1900 fand auch die erste Allianz-Gebetswoche in Hannover statt, die von der Gräfin Waldersee, wohl in Erinnerung jener gesegneten

Versammlungen in Berlin, und später auch in Altona, ins Leben gerufen wurde, und die von Graf Korff geleitet wurde, der im Jahre 1899 mit seiner Familie nach Hannover übergesiedelt war und der Gräfin in der schweren Zeit am Sterbett der Mutter tröstend zur Seite gestanden hatte. Eine herzliche Freundschaft verband ihn seitdem mit dem Hause Waldersee, die sich von Jahr zu Jahr vertiefte.

Der Christliche Verein Junger Männer in Hannover war schon, als sie noch in Altona war, im Jahr 1896 ins Leben getreten, und Gräfin Waldersee in Gemeinschaft mit Frau Rudolf Schröder in Hamburg hatten den Generalsekretär Fulda in den Stand gesetzt, diese Arbeit zu beginnen, die sie dann bis zuletzt finanziell mittrugen. Aber nicht nur das, sondern mit ihrem ganzen Herzen gefördert, so wie es ihr nur möglich war, hat sie ihn in großer Treue durch 18 Jahre hindurch. Im Jahr 1898, gleich nachdem sie nach Hannover gekommen war, trat sie dem Damen-Komitee bei, dessen Vorsitzende sie später wurde, und 15 Jahre lang bis zum Herbst 1913 blieb. 1899 bekam der Verein sein eigenes Heim, wobei sie treulich ausgeholfen hat. Wir werden später noch von diesem Werk hören.

Auch ein Missions-Näherein entstand im Januar 1899 wieder in ihrem Hause, zu dem Damen aus den ersten Kreisen der Stadt von ihr aufgefördert wurden, bei denen sie ernstere religiöse Interessen vermutete. Dieser Verein kam zweimal monatlich bei ihr zusammen, und während die Damen hier für die äußere Mission nähten, hielt Herr Geh. Konsistorialrat Rocholl ihnen eine Bibelskunde. Zuerst arbeitete man für die Senana-Mission in Indien, im Anschluß an die Breklumer Mission, für die sich die Gräfin schon in Altona warm interessiert und einen Senana-Bund für Hamburg ins Leben gerufen hatte. Später wurde in diesem Näherein für Togo genäht. Für die äußere Mission hatte die Gräfin ein besonders warmes Herz, überall suchte sie für dieselbe Interesse zu erwecken. Es gab wohl kaum eine Missionsgesellschaft in Deutschland, der sie nicht hilfreich zur Seite stand. Noch in den letzten Jahren ihres Lebens übernahm sie die Kosten für Anstellung von zwei eingeborenen Lehrern in Kamerun, von denen sie dann hin und wieder Briefe und von dem Missionar regelmäßige Berichte erhielt.

Im Anfang des Jahre 1900 war in Berlin auch der Deutsche Frauen-Missionsbund ins Leben getreten, zu dessen ersten Mitgliedern die Gräfin Marie Waldersee zählte. Dieser Gebetsbund hat es sich zur Aufgabe gestellt, die gleichgültigen Frauen Deutschlands für Christus zu gewinnen und die lebendigen Christinnen für die Verantwortlichkeit zu wecken, die sie für die Evangelisation der Frauen in den Heidenländern haben. Später hat die Gräfin in ihrem Hause in Hannover auch regelmäßige Gebetsstunden für diesen Missionsbund eingerichtet und überhaupt ein warmes, offenes Herz für seine Aufgaben sich bewahrt bis zuletzt, wodurch sie auch mit der Frauen-Missionsschule Bibelhaus in Freienwalde a. O. enger verbunden wurde.

Doch es ist an der Zeit, zu andern wichtigen Erlebnissen des Jahres 1900 überzugehen. Nach einem gemeinsamen Besuch des Ehepaars in Berlin im März, bei dem sie wieder einmal im Dom waren, konnte der unermüdlche General-Inspekteur in voller geistiger und körperlicher Frische und Rüstigkeit am 27. April sein 50jähriges Dienstjubiläum feiern, das ihm außer vielen Ehrungen, vor allem mit den Brillanten zum Schwarzen Adlerorden, eine sehr gnädige Kabinettsordre seines hohen kaiserlichen Herrn brachte.

Im Mai kehrte Graf Waldersee wieder nach Berlin zurück, um der Großjährigkeitserklärung des Kronprinzen beizuwohnen, zu der, wie bekannt, der Kaiser Franz Joseph nach der deutschen Hauptstadt gekommen war. Bei dieser festlichen Gelegenheit am 6. Mai 1900 wurde Graf Waldersee zum Feldmarschall ernannt.

Nach einer Inspektionsreise vereinigte er sich wieder mit seiner Frau und reiste mit ihr zur Weltausstellung nach Paris, von wo sie zwischen 6.—11. Juni Grüße sandten. Es war lange her, seit die Gräfin hier gewesen war, fast 30 Jahre. Die französische Hauptstadt hatte ihr viel gegeben, als sie dort zur Bekehrung kam, und in dankbarer Erinnerung hat sie sicher die alten Stätten wieder aufgesucht, besonders die Kirche der Redemption; aber man sieht eine Stadt, in der man jung gewesen, nun doch mit so ganz anderen Augen an, wenn man als gereifter Mensch nach langen Jahren wiederkehrt. Es sieht einen alles vertraut und doch fremd an, man findet fast niemand

mehr von den alten Freunden, man kommt sich selbst wie ein ganz anderes Wesen vor, das hier keine Lebensberechtigung mehr hat, weil man einer ganz andern Welt angehört.

Von dort führte ihr Weg sie wieder an den Nordseestrand nach Sylt, wo sie nun schon fast heimisch geworden war. Dort verlebten die beiden einige stille und ungestörte Wochen, fern von dem Weltverkehr, in dem sich inzwischen so Großes vorbereitete, dessen Widerhall aber auch an der stillen Nordseeküste zu vernehmen war.

Als sie am 4. Juli in den unsäglich melancholischen, weiten Lyster-Dünen dem fernen Rauschen der Brandung lauschten, da mochte es wie ein banges Ahnen durch ihre Seele ziehen, ob diese furchtbaren Nachrichten, die telegraphisch herüber tönten von dem fernen China, wohl eine ernste Sprache wären, die auch ihr persönlich gelten könnte. Schon am 2. Juli hieß es in den Zeitungen: „Furchtbare Nachrichten aus China! Der deutsche Gesandte von Ketteler in Peking ermordet. Der Krieg mit allen Großmächten schon seit Tagen im Gange. Heut die Gesandtschaften in großer Gefahr, die Missionare an vielen Orten ermordet!“

Was war da geschehen? Schon in den letzten Monaten des Jahres 1899 war unter der Blutherrschaft der Kaiserin-Witwe Tzu-hsi die Boxerbewegung mächtig aufgelodert. Durch diese Horden war am letzten Tag des Jahres ein Engländer, Mr. Brooks, von der „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums“ getötet worden. Das war der Auftakt zu den folgenden Gewalttaten, die mit der Absetzung des Kaisers Kuangfü und der Ernennung seines etwa fünfjährigen Sohnes Tuan zum Kaiser der Kaiserin alle Gewalt in die Hand gaben. Am 16. Juni wurde im Rat der höchsten Staatsbeamten beschlossen, alle Ausländer zu töten. Am 20. Juni wurde der deutsche Gesandte Freiherr von Ketteler in Peking ermordet. Alle Missionsniederlassungen dort wurden niedergebrannt und viele eingeborene Christen abgeschlachtet. Die Gesandtschaften konnten mit 400 Soldaten und 191 anderen Europäern und Amerikanern und 400 chinesischen Diensthoten das Haus der englischen Gesandtschaft und die darin untergebrachten 147 Frauen und 76 Kinder, sowie 2750 chinesische Christen wie durch ein Wunder zwei Monate lang gegen die Belagerung

verteidigen, bis die Truppen der Verbündeten sie am 14. August befreiten. Im ganzen Lande brach die furchtbarste Christenverfolgung aus, die wohl jemals gewüthet hat, deren Einzelheiten hier auch nur anzudeuten zu weit führen würde. *) Diese genauen Daten hat man erst später sammeln können.

Die europäischen Mächte hatten infolge dessen mit Amerika und Japan ein Bündnis geschlossen, und es wurden nun von überall her Truppen zur Strafexpedition hinaus gesandt.

Am 21. Juli findet sich die Notiz: „Der Krieg in China nimmt traurige Dimensionen an. Man fürchtet, daß etwa 1000 Europäer in Peking ermordet sein mögen, obgleich noch keine bestimmten Nachrichten darüber da sind. Daß außer dem deutschen Gesandten noch andere Gesandten ermordet wären, wird von den Chinesen dementiert. In Berlin sah man viel von der Mobilmachung. Die jungen Soldaten, die sich freiwillig aus den Regimentern melden, und die man eher zurückhalten muß, da sich zu viele stellen, waren herzbeweglich. Alle Mächte einig im Kampf gegen China! Gott erhalte diese Einigkeit! Sonntag wurde in der Kirche aufgefordert, den Verwundeten in China mit Gaben zu helfen. In Oesterreich und Italien große Empfänge der durchreisenden Truppendetachements.“

1. August: „Man will auf Peking marschieren! In diesen Tagen gehen unsere letzten Truppen nach China ab zur Verstärkung derer, die draußen stehen.“

Welchen tiefen Eindruck wird außer all diesen Ereignissen auf den Grafen und die Gräfin Waldersee, die am 21. Juli von Sylt nach Neverstorff gereist waren, auch noch die Nachricht von der Ermordung des Königs Umberto von Italien am 30. Juli gemacht haben. Ja, es war eine große und ernste Zeit, und die Frage: Bist du bereit, dein Leben dafür einzusetzen? sollte auch an den betagten Feldmarschall ergehen.

Es ist bekannt, daß, als es galt, einen Oberbefehlshaber über die Truppen der verbündeten Mächte zu bestimmen, Rußland den Vorschlag machte, den Kaiser Wilhelm II. zu veranlassen, einen Mann für diesen Posten zu bestimmen. Des Kaisers Wahl fiel auf den Feldmarschall Graf Waldersee.

Anfang August wollten Graf und Gräfin Waldersee von Neverstorff, dem Gut seines Neffen, nach Adelsboden in die

*) Chinas Märtyrer von P. H. Coerper.

Schweiz gehen. Am Morgen der Abreise wurde dem Grafen ein Telegramm überreicht. Es war der Ruf des Kaisers, der ihn und seine Gemahlin nach Wilhelms Höhe entbot, wo das Ehepaar den 8. und 9. August zubrachte. Die hohe Ehre hatte für die Gräfin natürlich einen tiefen schmerzlichen Beigeschmack; jedes Frauenherz zittert wohl, wenn der Kaiser zu den Waffen ruft und es gilt, den geliebten Mann, Sohn oder Bruder hinausziehen zu lassen in Feindesland. Zweierlei machte es für die Gräfin aber besonders schwer: würde das hohe Alter ihres Mannes den Strapazen der Reise und den klimatischen Veränderungen gewachsen sein? Und es waren nicht Feinde einer zivilisierten Nation, mit denen er es zu tun hatte in dem Kampf, der bevorstand, nicht ordentliche Soldaten einer Staatsmacht, sondern die Boxer, jene wilden, undisciplinierten Horden, die zu scheußlichen Morden und blutigen Greueltaten die Kraft von diabolischen Mächten nahmen, die im Blutfanatismus vor keiner noch so entsetzlichen Grausamkeit zurückschreckten, angestachelt von einem Weibe, der bösen Kaiserin von China, die nur eins beehrte, wildester Fremdenhaß. Es ist zu verstehen, wenn das Herz der Gräfin bangte, abgesehen von den vielleicht auch sich leise regenden Gedanken, ob ihr Gatte sich würde die Autorität verschaffen können bei all den ihm unterstellten Truppen der verschiedensten Nationen, ob nicht doch vielleicht Eifersüchteleien aller Art ihm würden das Leben schwer machen.

Doch alles das trat zurück vor der überaus gnädigen Herablassung, mit der die allerhöchsten Herrschaften nicht nur den Grafen selbst, sondern auch seine Gemahlin bei diesem Besuch auszeichneten, ja es aussprachen, daß sie beide noch einmal kommen müßten, wenn alle Vorbereitungen getroffen wären.

Seinen diensttuenden Flügeladjutanten, den General von Voehn, der das gräfliche Paar am Portal empfangen hatte, rief der Kaiser plötzlich herein, als er mit dem Grafen verhandelte, und fragte ihn ganz unvermittelt: „Wollen Sie mit?“ Derselbe bejahte freudig, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, und so wurde er dem Grafen attachiert, ohne direkte militärische Aufgabe, einfach weil der Kaiser gern einen Mann aus seiner nächsten Umgebung in des Grafen Nähe wissen wollte.

Nach dem beweglichen Abschied in Hannover am 15. August

und einem vorübergehenden Aufenthalt in Berlin waren Graf und Gräfin Waldersee am 17. August noch einmal in Wilhelms-höhe. Als der Kaiser beim Abschied der Gräfin ein Wort der Anerkennung sagte, daß sie ihren Mann so selbstlos ziehen ließ, ohne ihn zurückhalten zu wollen, antwortete sie: „Majestät, mein Mann gehört zuerst seinem Vaterland und erst in zweiter Linie kommt die Frau!“ worauf der Kaiser erwiderte: „Sie sind eine echte Soldatenfrau!“ was sie herzlich erfreute. Dann kehrten sie zum letzten, kurzen Beisammensein nach Berlin zurück. In diesen Tagen wurde das herzbewegliche Bild des Ehepaars in Berlin gemacht, auf dem die Gräfin so unsäglich traurig aussieht, an der Seite ihres in Tropenuniform, die der Kaiser selbst für ihn entworfen hatte, so siegesbewußt ins Weite schauenden Gatten.

Der letzte Sonntag in Berlin vereinigte das Ehepaar noch einmal auf das innigste in einer gemeinsamen Abendmahlsfeier in der Dreifaltigkeitskirche bei P. Lahusen. Am 20. August frühmorgens reisten sie zusammen vom Anhalter Bahnhof in Berlin ab. Der Bruder des Grafen, Franz, und sein Neffe Georg mit dessen Frau waren zum Abschiednehmen auf dem Bahnhof. Dann ging es hinaus in den sonnigen Morgen, in die dunkle Zukunft!

Die wenigen kurzen Tage bis zum Abschied in Neapel vergingen gar zu schnell. An allen Bahnhöfen in Bayern, Tirol, Italien wurde der Oberbefehlshaber der Expeditionstruppen aller Großmächte überall mit Jubel empfangen. Es war ein Triumphzug, der nicht dem Menschen galt, sondern der Idee. Diese wunderbare Einheit ganz Europas schien allen wie ein köstlicher Gewinn. — Ach, es war nur ein schnell zerfließender Traum!

Unter den gesammelten Kartengrüßen und Erinnerungsblättern finden sich bewegliche Zeugnisse von des Grafen Handschrift auf dieser Fahrt: 21. August. „Rom, Erste Etappe, Letztes Zusammensein im Hotel Quirinal.“ — Neapel, 22. August, „Abendfahrt auf dem blauen Golf!“ 22.—23. August: „Letztes Nachtquartier vor der Einschiffung in Neapel.“ Diese wenigen Worte in seiner kleinen, markigen, knappen Schrift lassen einen Blick hineintun in sein liebewarmes Herz, das ihm beim Abschied wehe tat, nicht nur für sich, auch für sie, die er



Graf und Gräfin Waldersee
am 20. August 1900 vor seinem Aufbruch nach China

über alles liebte. Ein Brief, den sie erst öffnen sollte nach seinem Tode, der aber geschrieben war vor dieser China-Fahrt und von dem sie später bewegten Herzens erzählte, ließ sie hineinschauen in eine Tiefe der Liebe, wie er sie lebend ihr vielleicht nie ausgesprochen hatte. Er nahm Abschied von ihr wie einer, der in den Tod geht. Und das empfanden wir alle mit ihr.

Jeder wollte ihr gern noch ein Trostwort, ihm gern noch ein Abschiedswort schicken; wieviele Telegramme mögen sie noch gemeinsam an diesem letzten stillen Abend angesichts des blauen Meeres gelesen haben, das ihn morgen fortführen sollte in die ferne Weite. Aus seinem Heim in Hannover kam der letzte Gruß am 23. August früh: „Heiße Gebete steigen unaufhörlich auf. Der Herr helfe unserer teuren Frau Gräfin, in Seiner Kraft alles zu überwinden und zu ertragen, Ihm zur Verherrlichung! Unsere Gedanken suchen Seine Erzellenz schon auf dem weiten Meer, aber geborgen in Gottes Hand, welch ein Trost!“

Während die stolze „Sachsen“ den Blicken der Gräfin langsam entchwand, die ihr Liebstes von ihr wegnahm, und ihre Augen, von Tränen umschleiert, fast nichts mehr erkennen konnten von dem fernen weißen Punkt, der dort an der Insel Capri sich den Blicken völlig entzog, lehnte sie sich auf den treuen Arm ihres Bruders, der herbeigeeilt war, die Schwester in dieser Abschiedsstunde zu stützen. Den Tag, ehe der Graf sich einschiffte, hatte er sie beide in zarter Rücksicht allein gelassen und war in Pompeji und drüben in der blauen Grotte gewesen, aber nun war er zur Stelle und geleitete sie still und behutsam zurück ins Hotel und brachte sie sicher nach dem freundlichen Lautenbach zurück, wo ihre Schwester sie mit offenen Armen empfing. Wie wohl tat ihr die Geschwisterliebe in diesen schweren Stunden und Tagen des bitteren Abschiedsschmerzes.

Wieviele Gebete stiegen in jenen Tagen auf! Es war wirklich, als wenn in Deutschland, und vielleicht auch in den andern Ländern, die Kinder Gottes eine Gebetsmauer um ihn gebaut hätten, daß keine Gefahr ihm schaden konnte, wie groß sie auch sein mochte.

Der Graf schrieb seiner Frau, er fühle sich getragen von

Gebeten, und Gott habe ihm die Gewißheit gegeben, daß er ihr wieder zurückgegeben werde.

Eine launige „dreißilbige Scharade“ fand sich in jenen Tagen in den Blättern:

Wenn stürmisch uns die Welt befehdet,
Die erste Ruh und Frieden beut.

Es wurden viele angerebet
Sonst mit der zweiten, nicht mehr heut.

Die dritte spiegelt tief im Grunde
Der Berge Fels, den Baum im Tal!

Das Ganze ist in blut'ger Stunde
Der Deutschen Hört als „Weltmarschall“.

Bei allem Ernst der Zeit kamen auch sonst scherzhafte Zwischenfälle vor. Die Zeitungen hatten die Nachricht gebracht, die Gemahlin des Feldmarschalls würde zur Konferenz nach Blankenburg fahren. Als am 24. August ihre Nichte dort eintraf, entging sie nur mit knapper Not einer großen Ovation, mit weißgekleideten Ehrenjungfrauen empfangen zu werden, die noch im letzten Augenblick gewarnt wurden — das sei noch nicht die Rechte.

Als am 27. August die Gräfin Waldersee, die wiederzusehen allen eine große und doch wehmütige Freude war, weil der Schatten des schweren Abschieds noch auf ihr lag, nun wirklich in Gesellschaft ihrer Schwester, Erz. von Wächter, in Blankenburg eintraf und am Bahnhof begrüßt wurde, regnete es in Strömen und so unterblieb der geplante große Empfang zu unserer Erleichterung auch diesmal, da er ihr sicher peinlich gewesen wäre. Sie war in ihrer stillen Weise in friedevollster gesammelter Stimmung.

An den Nachmittagen versammelte sie fast immer in diesen Tagen in Blankenburg eine Anzahl Freunde auf dem schattigen Balkon, der im Allianzhaus vor ihren Zimmern war. Da fanden sich zusammen der Graf Bernstorff, Pfarrer Siemendorff mit der ihm nahe verbundenen Fürstin von Schaumburg-Lippe, die gemeinsam mit ihm in großer Gemeinschaftsarbeit in Wiesbaden stand, und Gräfin Rohden, die Schwestern Frau von Krusenstjerna und Frau von Thümmeler, Frau von Wurmb geb. Gräfin Lottum, General von Viebahn, der Reswick-Vertreter Mr. Moore, der Schweizer Prediger Stockmayer, außer

uns, die wir zu ihrer Verwandtschaft gehörten, Frau von Wächter und Gräfin Gustav Waldersee, die von Weimar herüber gekommen war, die geliebte Tante zu sehen.

In Briefen aus jener Zeit finden sich noch folgende Angaben über die Gräfin in diesen Tagen:

„Sie ist wundervoll in ihrem still getragenen Abschiedsschmerz. Allen eine Predigt. Die Deutschen stehen oft lange und warten und wollen sie sehen, und sie spricht freundlich mit jedem und bittet jeden, für ihren Mann zu beten. Heute waren es zwei Frauen, die M. herbeibrachte, die sagten: ‚Wir wollten doch gern das Gesicht mitnehmen, es betet sich leichter, wenn man sieht, wie die aussieht, für die man beten möchte.‘ — Mir ist es wunderbar, wie das Volk in ihrem Mann etwas sieht, was sie unwillkürlich zur Liebe treibt, die sich auf sie überträgt.“

Von der Morgengebetstunde, die jeden Tag die Versammlungen eröffnete, findet sich im Konferenzbericht das Gebet des alten lieben Dr. Bädeler abgedruckt: „Die Nationen sind in unsern Tagen eins geworden wider die Macht der Finsternis in China. Wir wollen beten für den Einen Mann, der augenblicklich die zivilisierte Welt in China vertritt, daß er ein Zeuge Gottes dort sei. Wir wollen beten für seine teure Gemahlin, die unter uns ist, für sie und all ihre Angehörigen bitten wir um den heiligen Geist!“

Das Thema dieser Konferenz von 1900 über den „Göttlichen Heilsplan mit der Menschheit durch Tod zum Leben“ paßte so recht in die Zeit, in der unsere Brüder in China durch so furchtbare Leidensfluten hindurch gingen. Wenn man auf jene Verfolgungszeit zurückblickt, so kann man erkennen, daß durch sie die Tür in China weit aufgetan wurde für das Evangelium. In den darauffolgenden fünf Jahren wurden ebenso viele Chinesen zum Glauben an Christo Jesu bekehrt als in den vorhergegangenen fünfzig Jahren. Das Blut der Märtyrer ist noch immer der Same der Kirche Christi. Unvergeßlich wird wohl allen, die es hörten, das Zeugnis des P. Damman sein, der als die höhere Glaubenserfahrung des elften Ebräer-Kapitels im Hinblick auf die Verfolgungszeiten der Kirche über das Wort sprach: „Einige a b e r sind zerschlagen!“ Als einige Jahre später sein eigener hoffnungsvoller Sohn unter den

Messern der Kurden fiel, mag ihm selbst das Wort jenes dritten Konferenztages 1900 sich tief in die Seele eingebrannt haben. Die Gräfin und ihre Schwester kehrten nach der Konferenz wieder nach Lautenbach zurück.

Am 21. September erreichte Graf Waldersee nach überaus heißer Fahrt durchs Rote Meer und nach guter Reise Shanghai, wo er den Oberbefehl über die Truppen der vereinigten Mächte antrat und eine Parade abnahm, bei der außer den deutschen Soldaten neben den roten englischen Truppen die dunkeln indischen Gurkhas, neben den russischen die französischen, neben den japanischen die italienischen Regimente der ihm vorgetragenen Flagge des Armee-Oberkommandos, dem Eisernen Kreuz mit den beiden darüber gekreuzten Marschallsstäben, die Honneurs erwiesen. War doch bei den schon vor seiner Ankunft den Chinesen gelieferten Treffen der Schlachtruf laut geworden: „Germans to the front“. Für die Deutschen galt es als höchste Ehre, daß die „Germanen“ in der Front die Ersten am Feinde sein durften. Ob das von den Engländern geprägte Wort vielleicht schon damals den geheimen Hintergedanken hatte, daß es gut wäre, die Deutschen vorauszuschicken, um die eigenen Truppen zu schonen, das zu untersuchen ist wohl hier nicht der Platz.

Daß Graf Waldersee während seines 8—9monatlichen Aufenthalts in Ostasien manche Schwierigkeiten mit den „englischen Vettern“ hatte, mehr als z. B. mit den ritterlichen Franzosen, von denen einige der ihm jetzt unterstellten Offiziere im früheren Kriege seine Feinde gewesen waren, das darf heute vielleicht ausgesprochen werden, damals mußte man es diskret verschweigen.

Daß seine überaus fesselnd geschriebenen Berichte im Mittelpunkt des Interesses standen, nicht nur für seine geliebte Frau, der er natürlich persönlich täglich schrieb, sondern auch für die ganze Familie, versteht sich wohl von selbst. Wir erlebten den Anfang des neuen Jahrhunderts 1901 eigentlich ganz mit unsern Herzensgedanken in China, im kaiserlichen Palast in Peking, in den Graf Waldersee sein Hauptquartier verlegt hatte, nachdem die Kaiserin und ihre Helfershelfer verbannt worden waren und mit eiserner Hand dem Blutvergießen ein Ende bereitet wurde, wobei die Städte, in denen am meisten

Märtyrerblut geflossen war, strengstens bestraft wurden, z. B. die Stadt Paoting, wo 2000 eingeborene Christen und viele Missionsleute, Männer, Frauen und Kinder, niedergemetzelt worden waren.

Während der Gatte seiner großen und wichtigen Aufgabe in China Zeit und Kraft widmete, ging in Hannover die einsame Frau in ihrer gewohnten Liebestätigkeit mit ebensoviel Treue und Eifer voran. Es war ihr eine Freude, die Schwester ihres Mannes, die Gräfin Amelie Pfeil, die ihr sehr nahe stand, und seinen älteren Bruder, Graf Frik, mit seiner Frau lange Zeit bei sich haben zu können. Aber auch andere Verwandte kamen und gingen und freuten sich mit ihr über jede gute Nachricht aus dem fernen China. Beweglich war es ihr, als ihr erzählt wurde, daß bei dem Besuch einer seiner Verwandten in einer großen Fabrik ein alter Werkmeister bei tosendem Lärm der Räder der Besucherin in die Ohren schrie: „Ich bete täglich für Ihren Onkel!“ Ja, diese Gebete so vieler, die ihn nie gesehen hatten, haben ihn umgeben auch in jener größten Gefahr am 17. April abends. Eben war er in seinem „feuersicheren“ Asbesthause, das in einem Hof des Kaiserpalastes stand, schlafen gegangen, als plötzlich Feuer auskam und in wenig Minuten der ganze Palast, dessen Zimmer-Wände zum größten Teil aus kostbar geschnitztem, uraltem, trockenem Holz bestanden, in Flammen aufging. Die Matten, die über dem Hof ausgespannt waren, um Schatten zu geben, unter denen das Asbesthaus stand, fielen brennend auf dasselbe herab. Der General von Schwarzhoff, der in einem Raume des Palastes selbst gewohnt hatte, fand seinen Tod in den Flammen. Der Graf wurde nur durch die tatkräftige Unterstützung eines französischen Offiziers und anderer, die ihm halfen, aus dem Fenster zu klettern, da die Türe nicht mehr gangbar war, vor dem Tode des Verbrennens gerettet; er hatte nur das nackte Leben behalten; fast alles, was er besaß, wurde ein Raub der Flammen.

Am 18. April wurde die erschütternde Kunde in Hannover durch eine ins Haus kommende Frau in der Form gebracht: das Winterpalais in Peking sei abgebrannt, ohne eine Gewißheit, ob der Graf gerettet sei oder nicht. Die Gräfin war noch in ihrem Zimmer, und es konnte ihr vorenthalten bleiben, bis nähere Erkundigungen eingezogen worden waren. Als man

erfahren, daß der Graf nicht verunglückt sei, wurde der Gräfin, die fröhlich aus ihren Zimmern kam, aber gleich etwas betreten wurde, als sie ihre Umgebung in gewisser Aufregung antraf, nur gesagt: „Wir haben Gott sehr zu danken für eine große Bewahrung unseres lieben Herrn Grafen.“ Erblassend hörte sie das Nähere und, sich an einem Stuhl haltend, sagte sie ruhig: „Lassen Sie mich, bitte, allein mit meinem Gott.“ Nach einer halben Stunde trat sie wieder in den Kreis der Hausgenossen und sagte still, mit gehobenem Haupt, wenn auch tränenden Auges: „Jetzt wollen wir dem Herrn gemeinsam danken.“ Inzwischen war auch ein Telegramm Seiner Majestät eingetroffen, in dem er der tief erschütterten Frau gleichfalls dankerfüllt die Kunde der glücklichen Errettung des Grafen mitteilte.

Als sie Anfang Mai nach Berlin kam, wollten viele Menschen sie sehen, um ihr gegenüber dem tiefen Dank Ausdruck zu geben, den alle empfanden, daß Gott die Gebete so gnädig erhört hatte. Bei Mrs. Davis wurde deshalb ihr zu Ehren eine große Anzahl ihrer Freunde eingeladen, bei der auch Graf Korff aus Hannover war. Nach einer Bibelbesprechung wurde gemeinsam im Gebet dem Herrn die Ehre gegeben für die barmherzige Bewahrung des uns allen so teuren Feldmarshalls.

Ende Mai gab der Kaiser den Befehl zur Auflösung des Oberkommandos in China, da inzwischen die Verhandlungen auf diplomatischem Wege so weit gediehen waren, daß die große Truppenmacht dort nicht mehr nötig war.

Mit welcher Freude hörte Marie diese glückliche Nachricht! Schon in den Tagen zwischen dem 15.—18. Mai hatte Graf Waldersee in Peking verschiedene Kartengrüße geschrieben mit der frohen Aussicht, daß der Tag der Abreise nicht mehr fern und daß die Rückreise über Japan und Amerika geplant sei. Die Frage, ob die liebende Gattin ihm bis Amerika entgegenreisen solle, wurde erwogen. Aber ein Telegramm vom 6. Juni, dem Tage seiner Abreise aus Shanghai, meldete, daß er nicht über Amerika gehe und hoffe, Ende Juli heimkehren zu können.

Am 11. Juni erreichte Graf Waldersee mit der „Gertha“ Nagasaki und ging von dort nach Tokio, wo er vom Kaiser von Japan mit ehrenvollen Auszeichnungen überschüttet wurde.

Ein wunderbar schöner, vierteiliger, in Seide gestickter Wandschirm mit der Darstellung des sagenumsponnenen Berges Fujiyama, des Wahrzeichens Japans, der später im Salon der Gräfin in Hannover von jedem Besucher bewundert wurde, war neben anderem ein Geschenk des Kaisers von Japan.

Am 17. Juni gab der Deutsche Klub „Konfordia“ in Kobe dem Weltmarschall ein Abschiedsfrühstück, und dann ging, nach feierlichem Scheidegruß des deutschen Admiralschiffs „Bismarck“, sowie der britischen, französischen und italienischen Kriegsschiffe auf der Reede von Nagasaki, die Fahrt heimwärts. Die „Gera“ trug ihn durch den indischen Ozean und das Rote Meer nach Algier, wo er noch einmal, der Waffenbrüderschaft mit den Franzosen eingedenk, eine Revue über ein Zouavenregiment abnahm und die ihn begleitenden deutschen Soldaten als treue Kameraden bewillkommenet wurden.

In der letzten Junihälfte hatte die Gräfin Waldersee die hohe Ehre, daß der Kaiser ihr in Hannover einen Besuch abstattete und sich mit ihr über die Heimkehr des Feldmarschalls und über den Brand des Kaiserpalastes in Peking unterhielt, indem er über die glückliche Errettung sich dankbar äußerte.

Im Juli waren die Schwestern Marie und Josephine zusammen in Schierke i. Harz und erwarteten dort die Anmeldung, die nicht mehr lange auf sich warten ließ.

Am 3. August kam die Nachricht, daß sich möglichst viele Familienglieder der zurückkehrenden Herren in Hamburg versammeln möchten, um die Heimkehrenden zu empfangen. Am 6. August fuhr die dankbare Gräfin in Begleitung des ältesten Neffen Georg der „Gera“ bis Cuxhafen entgegen. Die erste frohe Begrüßung sollte möglichst ohne Zeugen vor sich gehen. Eine festgehaltene Momentaufnahme zeigt den Grafen an Bord auf bequemem Sessel, das Haupt nach vorn geneigt, und die liebende Gattin, die sich tief zu ihm herab beugt, um ihm selbst das vom Kaiser gestiftete Denkzeichen, die Chinamünze, an die Brust zu heften. Das war ein glücklicher stiller Augenblick des ersten Wiedersehens. Am nächsten Morgen, den 7. August, fuhren die andern Verwandten der heimkehrenden Offiziere ihnen bis Brunshausen entgegen. Gegen 1 Uhr kam die „Gera“ in Sicht — ein schönes, weißes Schiff mit einem gelben Schornstein —, den langen Heimatswimpel am Mast.

Mit lauten Hurrarufen wurde die „Gera“ von den Verwandten begrüßt, dann legte das Hamburger Boot sich längsschiff, die Brücken wurden hinübergelegt und der Graf in weißer Tropenmütze und grauer Rakuniform trat an die Brüstung und begrüßte jeden seiner Verwandten auf das herzlichste. Welch froher Augenblick für alle, die so lange Entbehrten wiederzusehen. Aber dem Grafen Waldersee sah man die Strapazen der Reise an, erschreckend schmal, gelb und abgemagert sah er aus. Nach feierlicher Bewirtung an Bord der „Columbia“ kehrten abends die Verwandten der Herren nach Hamburg zurück, während sie selbst zum letzten Mal die Nacht an Bord der „Gera“ zubrachten.

Am 8. August war der eigentliche feierliche und offizielle Empfang in Hamburg, zu dem der Kaiser leider nicht erscheinen konnte, weil die Kaiserin Friedrich wenige Tage vorher gestorben war. Die Damen sahen dem Einzug von der Terrasse eines Restaurationsgebäudes zu — die Gräfin Waldersee in heller Toilette, während die meisten andern in Hoftrauer erschienen waren. Nach seinem offiziellen Empfang im Rathause, bei dem nur die Herren Zutritt hatten, folgten mancherlei Empfänge bei den Spitzen der Behörden in Hamburg und Altona, wo er überall auf das freundlichste begrüßt wurde. Daß es an diesem hohen Freudentage in Strömen regnete wie bei so vielen wichtigen Ereignissen in ihrem Leben, war immerhin bemerkenswert.

Nach der gemeinsamen Abreise des Ehepaars von Hamburg am 9. August begab sich der Graf ohne Aufenthalt sofort zu Seiner Majestät dem Kaiser nach Homburg, der ihn gnädig empfing, ihn mit Ordensverleihungen auszeichnete und zu allen Ehrungen, die ihm zu teil wurden, noch die hinzufügte, daß er dem Feld-Artillerieregiment Nr. 9, dessen Chef der Graf Waldersee schon seit 1896 war, den Namen „General-Feldmarschall Graf Waldersee“ verlieh.

In ihrem Nachruf für den Grafen schreibt die „Kreuzzeitung“ über seinen Aufenthalt in China: „Was der damals 68jährige Feldmarschall für Deutschland in China geleistet hat, kann nicht besser geschildert werden, als es das von Kriegsteilnehmern verfaßte große Werk bei Schilderung der Abreise von China mit den Worten getan hat: „Wenn der scheidende Oberbefehlshaber einen Blick auf die hinter ihm liegenden neun Monate auf

chinesischem Boden richtete, so konnte er es wahrlich mit Befriedigung tun. Er ging, als er in Tschili landete, mit dem deutlichen Bewußtsein, vor einer dornenvollen Aufgabe voller Schwierigkeiten zu stehen, einer unberechenbaren Zukunft entgegen und konnte nun scheiden in dem Bewußtsein, daß ihm sein Werk gelungen sei. Er hatte bei seiner Ankunft eine durchaus verwirrte Lage gefunden. Es war ihm gelungen, den Knoten, der sich nicht glatt und einfach durchhauen ließ, zu entwirren, geordnete Zustände zu schaffen und die ganze Provinz Tschili mit 25 Millionen Einwohnern in den Besitz der verbündeten Armeen, die bisher auf Tientsin, Peking und eine dünne Etappenlinie zusammengedrängt waren, zu bringen. Er hatte es verstanden, alle Differenzen zu schlichten, welche die doch nur sehr lose Allianz zu stören drohten, mit den Befehlshabern der verschiedenen Kontingente dauernd auf bestem Fuß zu stehen; sie erkannten seine Autorität unbedingt an, und so hat er hauptsächlich hierdurch das Friedenswerk gefördert. . . . Daß ein deutscher Feldmarschall eine so außerordentliche, in der Geschichte einzig dastehende Stellung hat inne haben und unter Anerkennung aller Beteiligten hat ausfüllen können, sollte wahrlich das Herz eines jeden Deutschen mit Stolz erfüllen.“

Von seinem Empfang in Hannover berichteten die Blätter noch, daß seine Frau und seine Schwägerin ihn am Bahnhof begrüßten und daß er unter dem lauten Jubel der Bevölkerung von den höchsten militärischen, staatlichen und städtischen Behörden empfangen wurde. — Die Fahrt vom Bahnhof zur Villa Waldersee erfolgte in reich geschmückter offener Equipage, der Weg umsäumt von jubelnden Menschen.

Vor der Villa hatte die Stadt eine Ehrenpforte errichten lassen; am Eingang des Hauses war ein Doppelposten der Königs-Manen aufgezogen. Auch hier wurden wie auf dem Bahnhof ihm ehrende Begrüßungsworte gesagt, die er herzlich erwiderte, tief gerührt über den ihm bereiteten Willkomm.

Am 13. August wurde die Kaiserin Friedrich in Potsdam beigesetzt, wobei der Graf Waldersee ihre Krone hinter dem Sarge her zu tragen hatte. Am 15. August 1901 hielt er wieder die erste Hausandacht, wie er am 15. August des vergangenen Jahres die letzte gehalten hatte. Auch am 20. August, dem

Gedenktag seiner Abreise vor einem Jahr, war das Ehepaar froh und glücklich vereint im eigenen Heim; doch schloß sich dann bald ein längerer Erholungsurlaub an. Zuerst ging es nach Neverstorff, dem in Holstein gelegenen schönen Besitz, den der Graf Holstein seinem Schwiegersohn Graf Franz Waldersee vererbt hatte. Hier fanden im Lauf der nächsten Wochen einige der mitgebrachten Erinnerungsstücke aus China Aufstellung, die eiserne Glocke und kleinere Geschütze, die seitdem den Hügel im Schloßpark dort zieren. Darauf folgte ein längerer Aufenthalt in Lautenbach, wo ihm ebenfalls ein großartiger Empfang bereitet wurde.

Nach der Urlaubsreise kehrten die Ehegatten erfrischt in ihr Heim zurück, das ihnen vielleicht nie so ans Herz gewachsen war, als nach der langen Trennungszeit.

Der Winter brachte wieder allerlei gesellige Verpflichtungen, aber auch diese waren für die Gräfin eine Gelegenheit zu gesegnetem Dienst. Wenn sie zu einem Diner angezogen wurde, sagte sie wohl zu ihrer Umgebung: „Dieser äußerliche Mensch hat gar keinen Wert, aber bitten Sie doch den Herrn, daß Er mir eine Botschaft, ein Wort für meinen Tischnachbar geben möge.“ Oft kam sie dann strahlend heim und berichtete glücklich noch spät abends von den herrlichen Möglichkeiten, die sie gehabt, Zeugnis für ihren Herrn abzulegen. Wollte man ihr aber etwa dann ein Wort des Lobes oder der Anerkennung sagen, beugte sie das tief und brachte es sie in Sündenbewußtsein hinein und in demütiges Bekennen, daß sie die Gelegenheiten viel besser hätte ausnützen können.

Auch bei denen, die ihr einen kurzen Besuch machten, versuchte sie fast immer ein Wort für ihren Herrn einzulegen. Sie pflegte dann zu sagen: „Ich weiß nicht, ob es nicht das einzigmal ist, daß ich diesem Menschen etwas von Jesus sagen kann!“ Jeden, der ins Haus kam, nahm sie als vom Herrn geschickt auf. Das hatte sie von Frances Havergal gelernt, und es half ihr, nie ungeduldig zu werden, wenn sie durch einen Besuch bei irgend welcher dringenden Beschäftigung gestört wurde. — Sie wollte nie einen „jour fixe“ haben, einen bestimmten Tag, an dem alle Besucher zugleich kämen, da sie ja dann nicht die Einzelnen hätte sprechen können. Wurde ein Besuch gemeldet, so erhob sie sich still und sammelte sich,

während sie hinunterging, die Augen schließend im Gebet, um die Botschaft, die ihr der Heiland geben würde, verstehen und weiter sagen zu können.

Einen besonders tief gehenden Einfluß hatte sie auf solche, die in Leid und Anfechtung aller Art waren. Durch eigene schwere Führungen und durch das Wort Gottes hatte sie verstanden, daß man doch niemals im Leiden: Warum? fragen solle, darauf würde man fast nie eine befriedigende Antwort erhalten. Man solle lieber: Wozu? fragen, dann würde der Herr in Seiner Treue uns sicherlich Seine heiligen Liebesabsichten offenbaren, die Er in jeden Schmerz, den Er Seinen Kindern schickt, hineingelegt habe. Sie pflegte dann zu sagen: „Man braucht nur nach Golgatha zu blicken, dann lösen sich alle Fragen!“

Als das Jahr zu Ende ging, kamen unter vielen Neujahrswünschen auch eine Anzahl aus Japan, die bewiesen, wie der Graf bei seinem kurzen Aufenthalt dort es verstanden hatte, sich Freunde zu machen.

Der 70. Geburtstag des Feldmarschalls, der 8. April 1902, brachte ihm und seiner Frau wieder neue und zahlreiche Beweise der Liebe und Verehrung von allen Seiten, sowie vor allem den Dank Seiner Majestät für treue Dienste, die der Feldmarschall ihm und seinem hohen Vater und Großvater in Krieg und Frieden erwiesen seit 52 Jahren!

Doch war wohl dies der letzte irdische Höhepunkt, den er erreichen sollte, und mit ihm seine geliebte Frau, mit der er ja so eins geworden, daß man das Erleben der beiden in dieser letzten Zeit kaum mehr von einander trennen konnte. Seine Gesundheit hatte bei der Chinaexpedition entschieden gelitten, besonders wohl durch die Erregungen bei dem Brande, und dann durch die böse Dysenterie auf der Rückreise, zu der noch eine Venen-Entzündung hinzugetreten war. So war sein Aussehen in diesen letzten Jahren seines Lebens gealtert, und wenn er auch seinen Dienst noch gern und ohne Selbstschonung versehen konnte und auch sein Humor nicht gelitten hatte, so findet sich doch mehr und mehr ein tiefer Ernst in seinem Wesen. Nach seinem Heimgang erzählte einmal seine teure Gemahlin in stiller, geweihter Stunde, welche Erquickung es für sie gewesen, daß sie in den letzten Jahren seit seiner Rückkehr aus

China noch in viel tieferer Weise als früher mit ihm Gebetsgemeinschaft haben konnte. So bereitete ihn der Herr selbst sich noch besonders zu, nachdem die großen Aufgaben, die sein irdischer König ihm aufgetragen hatte, zum größten Teil erledigt hinter ihm lagen.

Im Mai 1902 weilte Graf Waldersee mit seiner Gemahlin vorübergehend in Berlin. Bei einem Besuch des Pergamum-Museums prägte sich ihrer Begleiterin ein Zug ein, der festgehalten werden soll: der Besuch dieses großartigen Denkmals alter Kunstschönheit war ein Genuß, aber mehr als das, eine Erbauung, durch die Art, wie die Gräfin es sah, mit den Augen des Geistes, denn nachdem sie alles sehr genau und gründlich betrachtet hatte, jede Figur verstehen wollte, stand sie, die Hände faltend, davor und sagte: „Diese Größe, diese Schönheit des Heidentums, in Stein gehauen ihre Götter-Verehrung! Aber doch alles zu Grunde gegangen vor der ewigen Gottesverehrung des Unsichtbaren. Der Geist hat den Stein überwunden.“ Sie sah in diesem Altar sofort des „Satans Stuhl“ und im Geist daneben den treuen Jünger Antipas, der in Pergamon den Märtyrertod starb, scheinbar überwunden, ja auch die Gemeinde in Pergamon selbst zu Grunde gegangen, um ihrer Sünde willen, aber doch der Geist Sieger über all die Herrlichkeit der Menschen (Offenb. 2, 12. 15; 1. Petr. 1, 24). Dieser Museumsbesuch mit dem tiefen Ernst des biblischen Verstehens ließ wieder einmal in den Schatz hineinblicken, der in diesem reichen Geist ruhte: die Schönheit der Kunst des Altertums sehen, ergreifen, aber doch nicht von ihr ergriffen werden; da verstand man, was es heißt: „über den Höhen auf Erden schweben“ (Jes. 58, 14). Diese Stunde zeigte, wie ein Christ Kunst — Antike — studieren darf und soll, mit Geistesaugen.

Ihr selbst hatte dieses wunderbare Kunstwerk solchen tiefen Eindruck gemacht, daß sie im Oktober desselben Jahres mit ihrer Schwester Josephine noch einmal kam. Diesmal wurden ihr von einem Museumsdirektor die dem übrigen Publikum noch nicht zugänglich gemachten Schätze gezeigt, die in den Tontafeln aus Tel-Amarna und Babylon enthalten sind, Briefe von Nebukadnezar und von Hirten zur Zeit des Abraham. Es wurde alles sehr genau erklärt, und die beiden Schwestern

waren tief beeindruckt von diesen so lange vergraben gewesenen Zeugen einer großen Vergangenheit.

Schon früher in ihrer Jugend hatte sie solch lebhaftes Interesse für die alten geschichtlichen Tatsachen. Da fand sich in ihrem Tagebuch 1860 ein Wort:

„Ich las eben die Beschreibung jener wunderbaren Handschrift an der Wand im Königspalast von Babylon. Ich hatte mir nie klar gemacht, wie mächtig Babylon war, die Mauer 50 Meilen*) im Umkreis, 350 Fuß hoch, mit 100 ehernen Toren und 50 breiten Straßen, zum Teil 15 Meilen lang; die längste Straße in London ist 5 Meilen lang. Wie groß war die Stadt und wie übermächtig der, der ihre Vernichtung beschloß! Ihr Fall wurde 100 Jahr zuvor von Jesajas geweissagt. Bei Gott ist kein Ding unmöglich!“

Im Mai besuchte die Gräfin mit ihrem Gatten die Düsseldorf-Ausstellung und im Sommer dieses Jahres 1902 waren sie vom 14. Juli bis 6. August in Adelboden, wo sie die liebliche Alpenwelt und die erfrischende Bergluft wohlthätig empfanden. Daran schloß sich eine weitere Reise über den Vierwaldstätter See an, hinauf nach dem Lintal mit dem Blick auf den Tödi und schließlich wieder ein längerer Aufenthalt im freundlichen Lautenbach im Neckartal, wo auch die ältere Schwester Blanche Murray diesmal mit den jüngeren Schwestern zusammentraf. Als die Gräfin nach ihrem Geburtstag nach Hannover zurückgekehrt war, empfing sie bald die Trauerkunde von dem Tode ihres älteren Schwagers, Grafen Friß Waldersee, der am 6. Okt. in Schwerin gestorben war. Er hatte lange mit Graf Alfred Seite an Seite in Hannover gestanden und war später, als der Bruder nach Berlin versetzt war, dort als Kommandant verblieben. Er wurde in seinem Erbbegräbnis in Hannover beigesetzt.

Das war ein trauriges Zusammensein der ganzen Familie im Walderseehause am 10. Oktober, nachdem das frohe Beisammensein bei der Rückkehr aus China noch in so frischer Erinnerung war. In den Tagen zeigte der Graf seinen Verwandten alle die schönen und interessanten Gegenstände, die er aus Ostasien mitgebracht hatte, für die ein Zimmer neben seiner Schreibstube ganz hergegeben war und fortan das China-Zimmer hieß, obwohl vieles andere im ganzen Hause verteilt

*) Englische Meilen!

noch sonst zu finden war, was das Haus zu einem wahren Museum gestaltete.

Die Gräfin hatte um diese Zeit ihre beiden Geschwister als Gäste im Hause, Josephine und David. Es war das letztemal, daß die Geschwister sich lebend gesehen haben.

Zu ihrem Geburtstag am 3. Oktober 1902 hatte Gräfin Waldersee die Freude gehabt, daß die Kinder des Neffen Graf Albrecht Pfeil, der in diesem Jahre in Hannover stand, ihr Glück zu wünschen kamen — sie hießen die Pfeil-chen und kamen jedes mit einem Weizenstrauß herein, alle sieben. Auch zu Weihnachten füllte die Kinderschar mit ihrem Jubel das sonst so stille Haus.

Während ihr Gatte 1903 dienstlich unterwegs war, besuchte Gräfin Waldersee zum erstenmal im Juni die Konferenz des Pastor Dolman in Wandsbeck bei Hamburg, wo sie als Gast in seinem Missionshause in der Bären-Allee weilte.

Im Juli folgte dann eine mit der Schwester Josephine unternommene Schweizerreise des Ehepaares, wieder mit dem gleichen Ziel wie im letzten Jahr. Im August war man 14 Tage lang in Klosters. Daß dies ihre letzte gemeinsame Schweizerreise war, wußten sie ja nicht. Aber wenn man zurückblickt, heißt es in diesen Jahren so oft: „zum letztenmal!“, daß das Herz dabei weh tut.

Am Schluß dieser Reise rief eine Nachricht von schwerer Erkrankung des Bruders David die beiden Schwestern Josephine und Marie nach Amerika — auch dieser Besuch, der aus so trauriger Veranlassung hervorging, war der letzte Besuch der Gräfin in ihrer alten Heimat.

Bei der Eröffnung der Blankenburger Konferenz am 25. August, der letzten, die er leitete, sagte Herr von Knobelsdorff: „Vor einigen Tagen brachte Generalfeldmarschall Graf Waldersee seine Gattin nach Hamburg, damit sie den andern Tag auf einem der großen Ozeandampfer mit ihrer Schwester nach Amerika reiste, um dort ihren schwer erkrankten Bruder zu besuchen. Nun, was werden die beiden lieben Menschen wohl am Abend vor der Reise getan haben?“ Herr von Knobelsdorff benutzte dann die notwendigen Reisevorbereitungen, die getroffen worden waren, als Gleichnis für unsere Bereitschaft bei dem Kommen des Königs Jesu! — Es ist dies nur ein Kom-

mentar dafür, wie sehr die Gedanken der Kinder Gottes in jenen Tagen sich immer noch mit dem beschäftigten, was Graf oder Gräfin Waldersee anging. Sie standen wirklich im Mittelpunkt der christlichen Gemeinde, und ihr Leid war das Leid vieler. — Mr. David Bradley Lee war schon am 25. August gestorben, so daß, als die Schwestern am 27. in Newyork ankamen, sie den großen Schmerz hatten, zu hören, daß sie zu spät kamen, um ihn noch lebend zu sehen. Nie konnte später die Gräfin von dieser Enttäuschung sprechen ohne bittere Tränen.

Die Schwestern blieben zwei Monate in Amerika bis Ende Oktober. In dieser Zeit brachte die christliche Zeitschrift, die stets auf ihrem Tisch in Hannover zu finden war, „Christian Herald“, ein Newyorker Blatt, einen interessanten Artikel, der im Auszug hier eingefügt werden soll, unter der Überschrift: „Frauen von Rang in den Slums“, ein nicht zu übersehender Ausdruck für die Armenquartiere der Großstädte. Der Aufsatz enthielt zugleich ein Bild der Gräfin Waldersee:

„Zwei ehrwürdig und vornehm aussehende Damen, die Gräfin von Waldersee und ihre Schwester, die Baronin von Wächter-Lautenbach, benutzten kürzlich einen Abend zu Besuchen in den Slums von Newyork, um, wie gesagt wurde, einige Wohltätigkeitswerke mit großzügigen Gaben zu unterstützen. Diese Damen, die beide in Amerika geboren sind, kamen infolge des Todes ihres Bruders aus Deutschland hierher. An dem betreffenden Abend besuchten die Damen die bekannte Terry Mc. Auley-Mission in der Wasserstraße und hatten große Freude an den segensreichen Erfolgen, die das Evangelium auf die Menschen, die zum Teil frühere Verbrecher waren, dort ausübte. Einer der Geretteten betete, daß ‚die Millionäre doch dahin kommen möchten, um zu wissen, wie sie mit ihrem Geld ringenden Menschenseelen helfen könnten‘. Jeder Platz war besetzt, und Männer wie Frauen sangen die Evangeliumslieder mit großer Wärme. Die Gäste blieben bis zuletzt und hörten mit warmer Teilnahme die ‚Zeugnisse‘ der Bekehrten. Es war erquickend, diese Dankbarkeit der Redenden zu sehen und ihre glücklichen Gesichter zu beobachten, daß die Damen, die wohl nicht oft in solcher Umgebung waren, ganz still saßen und über Gottes wunderbare Gnadenmacht, die auch die Verworfensten retten kann, staunten.

Auch die Rettungsarbeit in der Chinesenstadt, Doverstr., wurde besucht und auch hier waren die Gräfin und ihre Schwestern tief beeindruckt. Die unharmonischen Stimmen der Chinesen, ihre eigentümlichen Gesichter interessierten die fremden Damen. Ebenso besuchten sie das Hauptquartier der Heilsarmee in der 17. Straße, wo gerade ein ‚Erntefest‘ gefeiert wurde und alles mit der der Heilsarmee eigentümlichen Begeisterung, aber in größter Ordnung und Präzision vor sich ging. Die Damen unterhielten sich auf das freundlichste mit einigen der ‚Heils-Mädchen‘, die keine Ahnung von der hohen Stellung ihrer beiden Gäste hatten. Ihr allgemeiner Eindruck von der Armee war offenbar ein sehr guter und sie verließen das Fest nach kurzem Aufenthalt.“

Eine Arbeit an deutschen Mädchen in Newyork hatte Gräfin Waldersee sogar so weit in ihre warme Fürsorge eingeschlossen, daß sie erlaubte, ihren Namen in die Liste der Damen zu setzen, die das Protektorat übernommen hatten. Als sie aber später inne ward, daß dies Werk doch mehr soziale Ziele verfolgte und weniger ein Missionswerk zur Rettung unsterblicher Menschenseelen war, wollte sie ihren Namen zurückziehen.

Was die Schwestern noch von Verwandten im alten Heimatlande hatten und von Freunden, haben sie in diesen zwei Monaten nach Möglichkeit besucht. Sie sind in Washington und Maridan gewesen, — alte Beziehungen wurden neu angeknüpft, jugendliche Glieder der Familien lernte man kennen, und sie fanden in Deutschland nun wieder Anlehnung, wenn sie dorthin kamen.

Endlich waren auch alle notwendigen geschäftlichen Dinge geordnet, und am 31. Oktober traten die Schwestern auf dem „Grafen Waldersee“ als Gäste der Hamburg-Amerika-Linie die Rückreise an.

Schon im November vereinigte ein neuer, schmerzlicher Todesfall die Familien Waldersee und Pfeil in Schlesien. Der jüngste Bruder, der Vizeadmiral Graf Franz Waldersee, starb nach schwerer Krankheit in Meesendorf am 22. November 1903, tief betrauert von seiner Frau, der Gräfin Helene,*) — Graf Alfred war rechtzeitig hingekommen, um seinen jüngsten

*) geb. Freiin von Wilamowitz-Möllendorff.



Feldmarschall Graf Waldersee
zum 8. April 1902
seinem 70. Geburtstagsfest

Bruder noch lebend zu sehen und dann der ganz gebrochenen Schwägerin beizustehen in allen Anordnungen bei der Leichenfeier. Die Verwandten trafen am Tage vor der Beerdigung im Hause der greisen ältesten Schwester, Gräfin Amelie Pfeil, noch einmal alle zusammen und fuhren am nächsten Morgen gemeinsam aufs Land hinaus! — Gräfin Marie, kürzlich erst durch den Tod des eigenen Bruders so tief betrübt, versuchte der Schwägerin in liebevoller Teilnahme wohlthuend und tröstend den einzigen Trost zu bringen, den es in solchem Schmerz gibt. Wie bald sollte sie selbst dasselbe Leid erfahren! Jetzt waren Amelie und Alfred die einzigen noch überlebenden Geschwister. Der älteste Bruder Georg war, wie erwähnt, 1870 bei Le Bourget gefallen. Seine Witwe lebte noch bis nach Weihnachten 1904.

Am 24. Januar 1904 durfte der schon erwähnte Vetter des Grafen Alfred, der Oberstleutnant von Knobelsdorff, nach seinem gesegneten Dienst an denen, die durch den Trunk gebunden sind, triumphierend heimgehen. Unter den vielen Hunderten, die ihn zur letzten Ruhestätte begleiteten, waren auch Graf und Gräfin Waldersee. Es war keine Trauerversammlung. Es war ein Stückchen Herrlichkeit, das hier ein Teil der noch auf Erden weilenden Gemeinde erlebte, in naher Gemeinschaft mit der triumphierenden Gemeinde droben, zu der eben der Bruder hinüber gegangen war. Wer ihn sah, wird nie den tiefernsten und doch gehobenen Ausdruck vergessen, mit dem Graf Waldersee der Feier bewohnte. Das war am 28. Januar.

Am Tage darauf fand das Jahresfest des Christlichen Vereins Junger Männer statt, dessen Gründung dem gräflich Waldersee'schen Paar so sehr nahe am Herzen gelegen hatte. Sie waren beide bei diesem Fest, die Gräfin alle ihre Bekannten und Freunde begrüßend, von Herrn von Rothkirch und den Damen und Herren des Vorstandes auf das wärmste bewillkommnet. Er stand abseits mit dem stillen, frohen Lächeln, das man an ihm liebte, beobachtend, wissend, und in seinem Innern sich freuend, ohne viele Worte. Hier sah er das Werk, zu dessen segensreichem Bestehen er hatte helfend und ratend mitwirken dürfen, als es noch im ersten Anfang war, nun als einen reich blühenden Gottesgarten wieder, und

es lag etwas von dem Glanz jenes Wortes in seinen Zügen, das der Herr auch über ihm aussprechen wird: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude!“ Es war das letztemal, daß er an dieser Stätte des Segens weilte.

Als er im Februar noch einmal dienstlich in Berlin gewesen war, hörte man, daß er bei der Frage, wie es ihm gehe, geantwortet hatte: „Miserabel! Es geht bergab!“ Beim Jahreswechsel schon hatte er, wie man später hörte, einem Freund geschrieben: „Ich habe nun in wenig mehr als einem Jahr zwei Brüder, einen Schwager und mehrere gute alte Freunde verloren. Augenscheinlich ist meine Generation an der Reihe, Platz zu machen, und man tut gut, sich reisefertig zu halten!“ Und er war bereit!

Am 24. Februar war er noch wohl genug, seinen täglichen Morgenritt zu unternehmen. Aber wenige Tage darauf stellten sich heftige Schmerzen ein, die ihn nötigten, ins Bett zu gehen. Das war nur acht Tage vor seinem Tode.

Die Ärzte stellten eine Lähmung des Darmmuskels fest; sie taten, was möglich war, um ihm Erleichterung zu schaffen, erkannten aber, daß eine Operation nicht mehr möglich sei. Am Morgen des 5. März versuchte er noch aufzustehen, aber dann brach die Kraft; die große Energie, die ihn trotz vielen, seit den letzten Jahren immer wieder und immer häufiger auftretenden Schmerzzuständen bisher aufrecht erhalten hatte, war zu Ende.

In den letzten Lebensstunden war, außer den Ärzten und seinen Neffen und Nichten, die an seinem Bett versammelt waren, und den Hausgenossen, auch der treue Freund Graf Korff herbeigeeilt, um die Gräfin zu stützen und mit ihr an dem Sterbebett des geliebten Mannes zu beten. Am Vorabend seines Todes hatte er ihr gesagt: „Vergiß nur nie das Danken!“

Es war seiner Gattin ein tiefer Trost, als der Sterbende, während sie beteten, noch einmal die Stimme erhob und vernehmlich sagte: „Mein Herr Jesu! Wie's kommt, so ist es gut! — Ich glaube! — Ich gehöre Dir. Dir befehle ich meinen Geist.“ Und dann, wie abschiednehmend zu der geliebten Frau sich wendend, sagte er noch: „Stille sein! Wiedersehen! Amen!“

Bald nach 8 Uhr abends, am 5. März 1904, ging Graf Waldersee ohne Todeskampf heim. Erst jetzt wurde sich die liebende Gattin so recht bewußt, was sie verloren hatte. Ihr Schmerz war sehr groß: wehklagend kniete sie, die Hände des Selbsten haltend, an seinem Bett. Keine noch so heiße Liebe vermochte ihn wieder ins Leben zurückzurufen. Dann erhob sie sich und sagte leise weinend zu ihrer Hausgenossin: „Bitten Sie den Herrn, daß ich Ihn nicht durch meinen Schmerz verunehre.“ — Still und gefaßt fand sie nun jeder der nahen Angehörigen; sie hatte ihr Liebstes dem Herrn abgetreten und beugte sich unter Seinen heiligen Willen. Ein Pastor, der kam, ihr seine Teilnahme auszusprechen, äußerte, als er fortging: „Ich kam, um sie zu trösten, aber was für eine Geistesmacht ist in dieser Frau, ich gehe erhoben von ihr.“

Hatte sie früher einmal, bald nach ihrer Verheiratung, geschrieben: „Mein Herz ist erfüllt von dem heißen Wunsch, daß mein geliebter Mann das Heil annehmen möchte. Bis jetzt hat er noch keine persönliche Gemeinschaft mit dem Heiland, auch fühlt er noch nicht, daß er Jesus nötig hat. Ach, daß sein Herz sich öffnen möchte, die wunderbare Liebe des Sünderheilandes zu sehen und an sich selbst zu erfahren“ — nun war dieser Wunsch ihres Herzens in Erfüllung gegangen, — in fast dreißigjähriger glücklicher Ehe waren die beiden Eins geworden, nicht nur in gegenseitiger hingebender treuer Liebe, sondern auch in der Glaubenseinheit an den Einen Erlöser Jesus Christus. Die bereits erwähnten Briefe vom Juni 1881 und vom Februar und Juli 1900 gaben ihr diese Gewißheit in seinen eigenen Worten!

Seine Majestät der Kaiser schickte folgendes Beileidstelegramm an die Gräfin Waldersee:

„In herzlicher Anteilnahme gedenken Ich und die Kaiserin Ihres jähen Verlustes, denn Wir wissen, was Sie in dem zu Gott Heimgegangenen besessen und verloren. Mit Mir trauert die Armee, die zu ihm aufblickte als zu dem berufenen Führer in ernst kriegerischer Zeit. Ich verliere in ihm einen bewährten alten Freund. Gott tröste und stärke Sie.

Berlin Schloß, 9 Uhr 58 Min.

Wilhelm R.“

In dem Armeebefehl des Kaisers anlässlich des Todes des Grafen Waldersee sagte Seine Majestät:

„Mit aufrichtigem Schmerz beklage ich das Hinscheiden dieses ... Mannes. Er war mir ein durch langjährige Beziehungen persönlich nahe stehender Freund. In ihm verliere ich einen verehrten Lehrer, dem ich meine Ausbildung auf dem Gebiete der Strategie und Taktik verdanke. Mein wärmster Dank geleitet ihn zu seiner letzten Ruhestätte.“

Von dem, was nach dem Heimgang sonst noch folgte und von den Ansprachen an seinem Sarge nur kurz folgendes: Herr Pastor Weniger, der ihnen ein lieber Freund geworden und der teuren Gräfin in den letzten 10 Jahren ihres Lebens noch näher getreten ist, sprach am 6. März als Erster im Hause des Entschlafenen am reichgeschmückten Sarge, der wieder da stand, wo vor fünf Jahren der Mutter Sarg gestanden hatte! Er wies in seiner Ansprache auf die letzten Worte des im Frieden dahin gefahrenen Entschlafenen hin, die ihr, die durch seinen Heimgang so einsam geworden, ein teures Vermächtnis, ein köstlicher Trost bleiben sollten!

Der Divisionspfarrer Delbrück sprach am 7. März darüber, daß er überwunden habe durch des Lammes Blut, das sei das Siegel unter seinem Leben.

Am 8. März sprach Herr Pastor D. Büttner über die Gotteskindschaft: „Die Welt sieht, was er unserem Volk war; wir wissen, daß Gott ihm gab, was die Welt nicht kennt: er war Gottes Kind.“ Und zu der dem geliebten Mann nachschauenden Gattin: „Welch ein herrliches Grüßen wird es sein, wenn du den in Jesu Entschlafenen einst wiedersehen wirst in der Vollendung; dann wird erscheinen, was er war, was du bist — Eure Gotteskindschaft in ihrer Vollendung!“

Am 9. März war nach stiller Überführung in die Garnisonkirche die offizielle Feier dort. Der Kaiser war durch ein Unwohlsein am Kommen verhindert und sandte in seiner Vertretung den Kronprinzen, der die Gräfin Waldersee in die Kirche führte. Hier begrüßte sie die große Zahl von anwesenden Fürstlichkeiten. Die Kirche war bis zum letzten Platz gefüllt, nur von Offizieren — außer den wenigen dem Grafen verwandten Damen, die sich um die Witwe scharten. Der Domchor sang auf ihre Bitte zuerst: Jerusalem, du hochgebaute Stadt, darnach zwischen den Trauerreden und dem Gebet: „Harre meine Seele“, „Laßt mich gehen“ und „Wenn ich einmal soll

scheiden“. In der Trauerrede des Konsistorialrats Rocholl war das eine Wort besonders wichtig: „Die alte Soldatenlosung: ‚Mit Gott‘ war ihm kein nichtiges Wort, sondern sein Lebensgrundsatz. Er wußte und hat es seiner Frau gegenüber ausgesprochen, daß er seine Sünden getilgt wisse durch das Blut Christi. Sein letztes Wort wird sich erfüllen, ihr werdet euch wiedersehen!“ Nach ihm sprach noch Geheimer Konsistorialrat Roehler. Danach folgte eine feierliche Leichenparade, worauf der Sarg unter Militärmusik durch die mit Trauerkränzen geschmückten Straßen, in denen Militär Aufstellung genommen hatte, zur Bahn gebracht wurde, um nach Neverstorff in Holstein überführt zu werden. Während die Familie die Nacht im Hotel in Altona zubrachte, blieb die Witwe in ihrem Salonwagen, der an den Leichenwagen angeschlossen war, mit der Ehrenwache, die die Garnison gestellt hatte, auf dem Bahngeleise. Es war die letzte Nacht, die sie in seiner Nähe war, in dem alten lieben Altona, in dem sie so glückliche Jahre verlebt hatten. Am 10. März ging es weiter nach Lütjenburg. Dort wurde der Sarg aus dem Eisenbahnwagen herausgenommen. Im kleinen Fürstenzimmer begrüßten die Prinzen August Wilhelm und Oskar, die aus Ploen gekommen waren, die Gräfin, und dann ging es in strömendem Regen nach Stoeß hinauf, einem Nebengut von Neverstorff, jener Erhebung des holsteinischen Landes, von der man bei klarem Wetter über grünes Land hinaus auf die blaue See sieht. Hier hatte sich das Ehepaar die Ruhestätte selbst gewählt, als sie von Neverstorff oft da hinauf gegangen waren, um das Erbbegräbnis der Grafen Holstein zu sehen. In ihrer Nähe, unter uralten Eichen, da wollten sie gemeinsam ruhen. So hatten sie's besprochen. Und nun wurde der Sarg in die provisorische Gruft gestellt, in der er bleiben sollte, bis das Mausoleum bereitet sein würde. Aber hoch darüber stand ein hohes, weißes Holzkreuz aufgerichtet und darauf die weithin leuchtenden Worte: „Aufsehen auf Jesum!“ Das war der tief gebeugten Witwe ein starker Trost, und sie dankte es ihrem Neffen Franz, daß er ihr damit geholfen hatte, die Augen von der sterblichen Hülle und der dunklen Gruft hinauf zu richten zu dem, der das Leben ist.

In der Trauerrede des Pastor Weinreich wurde ausgesprochen, daß der Entschlafene wußte, daß der Stachel des

Todes die Sünde sei, aber das gerade habe ihn zu Christo geführt.

Nach einem Gebet des Pastors Möding aus Lütjenburg rollte plötzlich der Donner der Geschütze des 9. Feld-Artillerie-regiments, dessen Chef Graf Waldersee gewesen, und zugleich die Trauer-Salutschüsse der unsichtbar im Nebel auf der Ostsee draußen liegenden Flotte über dem stillen Stoeß dahin, — das war der letzte Gruß, den ihm das Leben hinab sandte in seine stille Ruhestätte dort oben im grünen Holstenlande.

Mehrere Tage noch blieb die Gräfin in Neverstorff; täglich besuchte sie die stille Stätte in Stoeß. Als sie vor ihrer Abreise zum letztenmal dort weilte, sprach sie tiefbewegt: „Herr, ich danke Dir für alles! Nun hast Du das letzte irdische Band abgeschnitten! Jetzt nur noch für Dich!“

Noch oft, regelmäßig alle Jahre, kehrte die einsame Witwe zu dieser Stätte zurück, hinaus schauend in die Weite — und hineinschauend in das eigene Herz — und sich freuend auf das Wiedersehen!

In dem schönen Gutshaus in Neverstorff bei ihrem Neffen Franz und ihrer Nichte Lucy und deren Kindern weilte sie so gern. Auch gleich an diesem ersten Tage, nachdem wir von Stoeß herunterkamen, war sie uns ein Vorbild in ihrer stillen, entsagungsvollen Trauer, in der sie nichts für sich selbst suchte. Nachdem die fremden Offiziere abgereist waren, kam sie zum Familieneffen und blieb den ganzen Abend mit uns zusammen. Zum Schluß hielt Graf Rorff eine Abendandacht, und so schloß der Tag im stillen Frieden. Ein gesegnetes Leben lag abgeschlossen da, was für seine trauernde Witwe blieb, war nur noch das Ausklingen der Feierabendglocken! —



XXIII.

Mein Haus? — Dein Haus!

1904—1914 Hannover.

„Die gepflanzt sind im Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unsres Gottes grünen. Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein.“ Psalm 92, 14. 15.

In einem Nachruf *) fand sich ein Satz, der an der Spitze dieses Abschnitts stehen soll: „Bei dem Rückblick auf das Leben Waldersees darf seine Gemahlin nicht vergessen werden, mit der er in überaus glücklicher, wenn auch kinderloser Ehe lebte, die sein Haus mit christlichem Geist erfüllte und zu einer Stätte machte, aus der reiche Ströme barmherziger Liebe für einzelne Hilfsuchende wie für christliche Liebesanstalten flossen, so daß man in Hannover die edle Gemahlin Waldersees im Volksmunde als „Unseres Herrgotts Schatzmeisterin“ bezeichnete. Sie ist dem Entschlafenen stets eine treue, liebevolle, für sein Wohl zart und feinsinnig besorgte Gehilfin gewesen.“

Ob sie diese Worte selbst damals gelesen, weiß wohl niemand; sie hätte sie sicher bescheiden zurückgewiesen. Aber der Ausdruck: „Unseres Herrgotts Schatzmeisterin“ paßt wirklich zu ihr, denn was sie gab, das nahm sie nie aus ihrem Eigenen, sondern immer nur aus dem Reichtum ihres Gottes, der es in ihr gewirkt hatte, „daß allerlei Gnade reichlich bei ihr zu finden war, daß sie in allen Dingen volle Genüge hatte und reich war zu allerlei guten Werken, wie geschrieben steht: Er hat ausgestreuet und gegeben den Armen. Seine Gerechtigkeit bleibet in Ewigkeit.“ (2. Kor. 9, 8. 9.)

Die Rückkehr in das „stille, weiße Haus“, wie man die Villa Waldersee Hohenzollernstraße 40 nach dem Tode des Feld-

*) Reichsbote, 8. März 1904.

marſchalls in Hannover nannte, war eine unfäglich traurige, und es liegt ein Schleier des Geheimniſſes darüber, wie über der erſten Witwenſchaft, den wir nicht lüſten wollen.

Mit ganzer Seele widmete Gräfin Walderſee ſich jezt der Arbeit in ihrem Hauſe, die von Jahr zu Jahr an Ausdehnung gewann und in der ſie überall tätig mitwirkte. Oft hat ſie es ausgeſprochen, wie dankbar ſie dem Herrn ſei, daß Er ihr, noch vor dem Heimgang ihres geliebten Mannes, dieſe Arbeit anvertraute, die ihr jezt ſo ſehr half, ihren Schmerz abzulenken auf die inneren und äußeren Nöte ihrer Mitmenſchen.

Der Neffe Georg, der in den letzten Jahren im militäriſchen Dienſtverhältnis ſeinem Onkel zur Seite geſtanden hatte, behielt vorerſt die Büros im Hauſe, bis ein Nachfolger in der dritten Armee-Inſpektion ernannt war und dann die Räume frei wurden für den Privatgebrauch der Gräfin, die nach dem Tode ihres Mannes das liebe Heim ſich käuflich erwarb, damit niemand das Recht hätte, ihr bei Lebzeiten die Wohnung zu kündigen. Wo ihre Mutter und ihr Mann geſtorben waren, da wollte auch ſie gern heimgehen dürfen. Ihre Nichte, Gräfin Liſa Walderſee, die mit den Töchtern Edelgard und Magdalene ja nun auch ſchon ſeit Jahren in Hannover gelebt hatte und der Tante daher beſonders nahe ſtand, blieb vorerſt auch noch dort. So war es doch noch ein kleiner Familienkreis, der ſich hin und wieder in dem verwaſten Hauſe zuſammenfand, und es war der Gräfin ein Troſt und eine Hilfe, daß ihr Neffe, der ihrem Mann ſo nahe geſtanden, ihr auch in ihren geſchäftlichen Entſchliefungen zur Seite ſtehen konnte. Doch hat ſie auch darin ſtets ſelbſtändig gehandelt und nahm bald in altgewohnter Energie alles wieder allein in die Hand. So hat z. B. niemand von ihren Verwandten, außer ihrer Schweſter Joſephine, gewußt, was nach ihrem Tode bekannt wurde, daß ſie ſchon im ſelben Jahr, gleich nach dem Kauf des Hauſes, die künftigen Beſitzer deſſelben teſtamentariſch beſtimmt hatte, nachdem ſie mit dem Bibelhauſe in der Malche, einer Frauen-Miſſionsſchule, die diesbezüglichen Abmachungen vorher beſprochen hatte. Um dieſer bevorſtehenden Erbschaft willen erwarb ſich das Bibelhaus damals das Recht einer juridiſchen Perſon. Aber niemand, außer den nächſt Beteiligten, erfuhr etwas über dieſe Abmachung bis zur Eröffnung ihres Teſta-

menten. So hat sie dies Haus von dem Augenblick an, da sie es gekauft hatte, eigentlich nicht mehr als ihr Eigentum angesehen, sondern als dem Herrn geweiht, als ein Heiligtum, in dem Er allein der Herr sein sollte.

Als sie das Haus dem Bibelhause bestimmte, hatte sie dabei den Gedanken, daß die Arbeit von Frauen an Frauen, die in den von ihr ins Leben gerufenen Vereinen getan wurde, auch nach ihrem Scheiden weiter geführt werden könnte. Daß aus diesen Vereinen mehrere Mitglieder dort im Bibelhaus ausgebildet wurden, wie ja auch die treue Mitarbeiterin, Schwester Maria Zwingauer, dort ihre Ausbildung genossen hatte, verband die Gräfin noch besonders mit dieser Frauen-Missionschule, und es war ihr wie eine Frucht ihrer Arbeit am Ende ihres Lebens, daß über 20 der Mitglieder ihrer Vereine in den Dienst der inneren oder äußeren Mission traten.

Sie trug ihre Vereinsamung wie eine r e c h t e W i t w e, die ihre Hoffnung auf Gott stellet und bleibet am Gebet und Flehen Tag und Nacht (1. Tim. 5, 5). Da war bei aller tiefen Trauer und dem großen Schmerz, der auf dem ganzen Hause ruhte wie eine Wolke, in der Gottes Herrlichkeit sich verbarg, nichts, aber auch nichts von selbstsüchtiger Schmerzestase, die von der Umgebung erwartet, daß man unausgesetzt darauf Rücksicht nehmen müsse. Niemand sollte unter ihrem Schmerz leiden; ihre große Arbeit, die gar keinen Stillstand erfahren hatte, ging weiter; auch ihren Gästen wollte sie in allem gerecht werden. So fuhr sie z. B. selbst mit ihnen an einem schönen, warmen Maitage hinaus nach Herrenhausen, um die köstlich blühenden Azaleen und Rhododendren im sogenannten „Paradies“ zu bewundern; voll tiefer, anbetender Freude stand sie vor den herrlich duftenden Pontus-Azaleen und erbaute sich geradezu an jedem Busch mit den hunderten von Blüten, immer wieder staunend, wie gütig der Schöpfer doch sei, so Schönes zu schaffen. Die Blumen nannte sie das Lächeln Gottes. Niemand hat es je so verstanden, wie sie, ihre Umgebung aufmerksam zu machen und zur dankbaren Freude mit fortzureißen an dem Schönen, was wir aus Gottes Hand empfangen.

Eine Anzahl Versammlungen für Frauen in verschiedenen Vereinsräumen waren auch in diesem Jahr von ihr veranstaltet

worden, an denen sie trotz ihrer tiefen Trauer den lebhaftesten Anteil nahm. Ihre lieben Mitarbeiterinnen, die beiden Marien, wie wir sie der Kürze wegen nannten, zu denen sie als die dritte Maria, in mütterlicher Weise über ihnen stehend, dazu kam, hatten sie veranlaßt, wie alljährlich auch in diesem Jahr eine Arbeiterin der inneren Mission zu diesen Versammlungen zum Dienen mit dem Wort einzuladen, und auch im eigenen Hause durfte diese in der Zeit an all den Veranstaltungen teilnehmen, die dort sich so segensreich entwickelt hatten und immer weiter in den nächsten zehn Jahren zur Blüte kamen. Zu dem Jungfrauen-Verein, der jeden Sonntag von ½7—9 Uhr im Hause stattfand, pflegte nach dem Abendtee auch die Gräfin regelmäßig hinunter zu gehen. Der Bibel-Besprechstunde, die von Schw. M. geleitet wurde, aufmerksam lauschend, mit ihrer offenen Bibel vor sich, mitten unter den Mädchen am langen Tisch sitzend, wie eine von ihnen, war sie doch, obgleich sie die Stunde nicht selbst hielt, stets die Gebende in der Art, wie sie durch eine Frage oder durch ein erläuterndes Wort eingriff und die Aufmerksamkeit wachhielt, auch wohl selbst die Lieder bestimmte und sich freute, wenn sie gut gesungen wurden. Den Schluß machte die Gräfin, indem sie noch einige Gedanken über den Text zufügte und dann betete und den Segen sprach.

Dieser Verein, der im Frühjahr 1900 gegründet wurde, war in den letzten Jahren ihres Lebens sehr gewachsen, so daß die Leiterinnen sich nach Hilfe im Jungfrauenkreise umsehen mußten. Es wurden nun die älteren, reiferen Mädchen zur Mitarbeit für die jüngeren herangezogen, die sich um das innere und äußere Wohl der ihnen anvertrauten Gruppenkinder zu kümmern und monatlich einmal eine Zusammenkunft mit den Leiterinnen unter dem Vorsitz ihrer geliebten Frau Gräfin hatten. Diese Gruppenmütterstunden, wie auch die Gebetsversammlungen für die mitarbeitenden jungen Mädchen waren ein Segen für viele. So kam es, daß mit der Arbeit viel Seelsorge verbunden war. Man konnte abends selten zusammensitzen um den großen, runden Tisch im oberen Salon, ohne daß der Diener hereintrat und irgendein junges Mädchen anmeldete, die Frä. Wiehe sprechen wollte. Ohne sich je zu beklagen, teilte die

Gräfin gern mit den Mädchen. Die Zeit ihrer Privatsekretärin, die vollauf mit der großen Korrespondenz ausgefüllt war und doch auch sonst ihrer geliebten Gräfin gehörte, — mußte dann ebenso gut den jungen Mädchen gehören, die irgend etwas auf dem Herzen hatten, die Zeit und auch die Kraft. Das war der einzige Punkt, wo es der teuren, so selbstlosen Heimgegangenen manchmal schwer wurde, nicht zu schelten, wenn die übergroße Arbeit ihren Mitarbeiterinnen zu viel Kraft kostete.

Ihr reiches musikalisches Verstehen, von dem schon wiederholt die Rede war, kam nicht nur ihren Vereinen zugute, auch bei den Hausandachten oben im Eßzimmer spielte sie immer selbst das Harmonium und leitete die Gesänge.

Es zog sie auch in diesem Trauerjahr, nach Wandsbeck zur Gemeinschafts-Konferenz zu gehen, wohin sie ihre beiden Mitarbeiterinnen begleiteten, da sie gerade in ihrer tiefen Trauer den Trost dieses Zusammenseins nicht missen mochte. Überhaupt war sie ein Mensch, der nicht in sich selbst zurückziehender Selbstbetrachtung seinen Schmerz immer wieder neu aufleben ließ, — ihr tat es wohl, unter Gleichgesinnten zu sein und zu wissen, daß viele ihr Weh mitempfinden, denn wo ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit.

Der Sommer des Jahres 1904 fand sie mit ihrer Schwester Josephine am Thuner See in Spiez, in Adelsboden, den Erinnerungen der letzten Schweizer Reisen mit dem geliebten Mann nachgehend, schließlich auf dem Aarensfels am Vierwaldstätter See und in Stuttgart, wo sie 14 Tage blieben, ehe sie nach Lautenbach gingen.

Die Schwester reiste mit ihr von Lautenbach nach Hannover zurück und blieb dort etwa einen Monat, wie das nun die immer wiederkehrende Ordnung wurde — hatten doch die Schwestern, die in ihrem Familienkreise immer einsamer wurden, den Wunsch, möglichst viel ihrer vielleicht nur noch kurz bemessenen Erdenzeit zusammen zu verleben. Der Winter fand sie wieder in ihrer gewohnten hingebenden Tätigkeit.

Außer den schon erwähnten Arbeiten im Hause Waldersee war auf Wunsch verschiedener Mütter von Strickshülkindern und Jungfrauen noch eine Frauen-Bibelstunde an jedem Dienstag abend eingerichtet. Später entwickelten sich daraus Frauenstunden, die aber erst im Herbst 1900 sich

regelmäßig gestalteten. In diesen Mütterstunden brachte die Gräfin gern selbst den einfachen Frauen das Beste, was sie hatte, und es war rührend, sie inmitten derselben sitzen zu sehen und zu hören, wie sie, wenn auch in gebrochenem Deutsch, ihnen ihren Heiland anpries und sie bat, doch auch zu Ihm zu kommen, wobei ihr oft selbst die Augen übergingen. Später, durch ein Halsleiden verhindert, trat sie diese Stunden an Schwester Maria ab und ging nur noch hin und wieder herunter, ihre lieben Frauen zu begrüßen.

Etwa in derselben Zeit richtete Gräfin Waldersee in ihrem Hause unter der Leitung von Graf Korff eine B i b e l s t u n d e ein. Allianzstunde wurde diese alle 14 Tage stattfindende Zusammenkunft genannt, bei der die anwesenden Brüder, Pastoren oder Laien, abwechselnd das Wort auslegten. Es wurde gewöhnlich ein Epistelbrief oder ein Evangelium fortlaufend den Winter durch besprochen und alle, auch die anwesenden Damen, beteiligten sich mehr oder weniger lebhaft an der Besprechung. Diese Stunden, die nur für Gläubige und nur für Gebildete sein sollten, fanden im Eßsaal am langen Tisch statt, zweimal im Monat. Außer einigen Pastoren, die der Gräfin nahe standen, und dem Grafen Korff, nahmen die Leiter der Gemeinschaften, auch der außerkirchlichen, und des Christlichen Vereins Junger Männer daran teil, und es kam nie zu einer Störung; die Einigkeit im Geist überwog die verschiedenen Ansichten in besonderen Punkten.

Die Damen, die zu diesen Bibelsstunden regelmäßig kamen, standen in einem gewissen seelsorgerlichen Verhältnis zur Gräfin, d. h. sie freute sich, wenn sie mit ihnen über ihre inneren Anliegen sprechen konnte.

Das Jahr 1905 brachte in seinen tiefgehenden Bewegungen in der christlichen Welt auch in das stille Haus in Hannover seine aufregenden Fragen. Die Lehre vom reinen Herzen, und ob man sündlos leben könne, hatte die Gemüter schon 1904 bewegt. Nun kam die große Erweckungsbewegung in Wales wie eine Welle auch nach Deutschland herübergeflutet. Inwieweit diese Fragen die stille Seele der Gräfin bewegt haben, ist schwer zu sagen; ihr abgeklärtes, gereiftes Glaubensleben hätte es kaum zugelassen, daß sie sich noch in neue, vielleicht ungesunde Dinge hineindrängen ließ. Aber sie war viel zu

demütig, um von vornherein anzunehmen, ihr könne kein neuer Segen mehr zufließen. Sie streckte sich aus nach dem Höchsten, war liebevoll, eingehend und offen, wenn von irgend einer Seite ihr die neuen Gedanken zugetragen wurden, niemals hörte man ein hartes, wegwerfendes Urteil über irgend jemand oder über irgend etwas aus ihrem Munde; immer war sie offen dafür, wo es galt, tiefer einzudringen in die Reichtümer der göttlichen Erkenntnis. Der heilige Geist hat auch an ihrem Herzen durch Wort und Schrift in dieser Zeit viel ausrichten können, aber Er hat sie auch bewahrt vor unnüchternen Abwegen, in die so viele Kinder Gottes in jenen unruhig gärenden Jahren, die auf die Wales-Erweckung folgten, hinein gerieten. Wohl hat sie in späteren Jahren kurze Zeit sich innerlich berühren lassen von solchen, die der Bewegung nicht fern standen, als sie aber spürte, daß da falsche Geister, spiritistisch gefärbte Einschlüge mit hinein ragten, hat sie sich dieser Richtung völlig entzogen. Folgte doch in den schweren Kampfesjahren auf die so froh begrüßte Geistesbewegung die falsche und so sehr gefährliche Zungenbewegung. Aber Gräfin Waldersee empfand dagegen eine sich immer vertiefende Abwehr, und als sie etwa 1910 die Gefahr dieser Irrwege völlig durchschauen lernte, hat sie sie energisch bekämpft, wo sie ihr entgegentrat oder versuchte, sie und ihre Kreise zu beeinflussen.

Im Juni reiste die Gräfin zur Wandsbeker Konferenz, die diesmal mit einem Frauenmissionstag begann. Bei der am 14. Juni anfangenden eigentlichen Konferenz war es wohl besonders Mr. Webster aus London, an dessen geistgesalbten Zeugnissen über den heiligen Geist sie viel Freude hatte. Seine lebhafteste, geistvolle Unterhaltung war ihr auch bei den gemeinsamen Mahlzeiten wohlthuend und erquicklich. Die Ansprachen des P. Lohmann vom Bibelhaus waren auch besonders gesegnet, und es kamen viele zum Frieden. Die anregenden Gebets-Versammlungen waren ein besonderes Merkmal dieser Konferenz. Nachher ist sie dann noch 1906 und danach nur noch einmal 1912 in Wandsbeck gewesen, als der von ihr so hoch verehrte Evan Hopkins dort war. Doch hat ihre Freundschaft für P. Dolman sich nicht geändert bis zuletzt.

Nach einem Sommeraufenthalt mit Frau von Wächter in Freudenstadt traf sie P. Dolman auch in Blankenburg wieder

auf der denkwürdigen Konferenz von 1905, wo sie mit der Schwester in den Tagen zwischen dem 26. Aug. und dem 2. Sept. weilte. Das war die Konferenz, auf der Dr. Torrey aus Amerika über die Geistestaupe redete. Sie erlebte Sonntag das gemeinsame Brotbrechen und die Versammlung von Inwood, wo aus Keswick und Landrindod berichtet wurde, letzteres die Konvention, wo Evan Roberts sein Einflußgebiet hatte in Wales.

Die Versammlungen waren so überfüllt bei den 1300 Konferenzteilnehmern und Gästen aus der Stadt, daß die von Fräulein v. Weling erbaute Halle nicht mehr ausreichte. Deshalb fanden unten im Rathause Parallel-Versammlungen statt. Überall war der Geist Gottes mächtig am Werk, Seelen zur Buße, Umkehr, Zerbrechung zu bringen und viele mit Seiner Gegenwart zu erfüllen. Es war jedenfalls eine der gesegnetsten Konferenzen, die man erleben konnte.

In der Schluß-Versammlung stand bei dem Gesang des Krönungsliedes der Prinz Bernadotte von Schweden auf und erhob die Schwurhand, und ihm nach taten es alle, dem König Jesus sich von neuem zum Dienst gelobend. Volle acht Tage waren diesmal die Schwestern Frau von Wächter und Gräfin Waldersee anwesend. Es war die letzte Blankenburger Konferenz, die sie mitmachten.

Nachdem in diesen Jahren die Gemeinschaftskonferenzen in Hannover selbst ins Leben gerufen wurden, beschränkte sich Gräfin Waldersee mehr und mehr darauf, an diesen teilzunehmen. In solchen Zeiten war ihr Haus in besonderer Weise der Mittelpunkt, indem sie die Redner gewöhnlich bei sich beherbergte. Es ist nicht mehr festzustellen, wann die im folgenden genannten Gäste bei ihr gewohnt haben, aber es gehört zu den Merkmalen dieser letzten Lebensjahre, und besonders ist es ein Zeichen dafür, wie dies Haus wirklich ein dem Herrn geweihtes war, zu beobachten, wie viele Gotteskinder als Hausgäste bei ihr aus- und eingegangen sind.

Es zeigt auch, daß sie ein weites, offenes Herz für alle hatte, die Jesu Eigentum waren, mochten sie sich äußerlich immerhin zu verschiedenen Denominationen rechnen. Mr. Wilkinson, der englischer Bischof von Nord-Ost-Europa war, war mehrmals ihr Gast, wenn er zur Konfirmation der Glieder der englischen Kirche nach Hannover kam. Auch der Kommandeur der

Heilsarmee, Mr. Mc. Alonan, hat einmal bei ihr gewohnt. Mrs. Oliphant, die Gattin des früheren Kommandeurs für Deutschland, die es so verstanden hatte, die Herzen für dies Werk aufzuschließen, ist zwar nicht in ihrem Hause gewesen, hat aber sonst der Gräfin Waldersee persönlich nahe gestanden.

Außer diesen Ausländern waren es größtenteils deutsche Brüder und Schwestern, die in ihrem Hause weilten. Während der Gemeinschaftskonferenzen wohnten die Leiter derselben, Graf Korff, Pastor Thimme und Dr. Schmidt fast immer bei der Gräfin, deren Haus für die Tage der Mittelpunkt für die Redner war. Die Pastoren Moderjohn, Wittekindt, Lohmann, Dolman, Krawiligtz, Girton, Witt und andere waren es, die abwechselnd mit dem Wort dienten und dann stets die Gäste der Gräfin waren. Auch der alte Evangelist Schrenk, Dr. Bädeler und Evangelist Vetter, die Professoren Hilbert und Weinreich, die Pastoren Le Seur und Keller und andere Pastoren der Landeskirche, die Missionsinspektoren Stursberg und Schreiber, Inspektor Mandel und viele andere gehörten gleichfalls zu denen, die, in irgend einer Weise dem Reich Gottes dienend, in ihrem Hause kurzen oder längeren Aufenthalt nahmen. Besonders genossen haben dies stets der Forstmeister von Rothkirch, der alte Freund aus der gesegneten Berliner Zeit, der dem Christlichen Verein Junger Männer in Hannover auch nahe stand, und Herr von Thiele-Winkler-Rotenmoor, der sich immer darauf freute, wenn er einige Tage im Waldersee-Haus zu verleben hoffte.

An bekannten Reichs-Gottes-Arbeiterinnen haben außer der Freundin Mrs. Davis, die zu den ständigen Besucherinnen zählte, und der Nichte, die als Vorstandsmitglied des Frauen-Missionsbundes und des Christlichen Vereins für Frauen und Mädchen in Berlin öfter auch im Hause der Tante mit dem Wort dienen durfte, Frau von Oerzen-Rostock und Gräfin Else Baudissin, Frau Ufer-Barmen und Frä. Karoline Rhiem dort Segen geben und nehmen dürfen. Aber es ist fast unmöglich, erschöpfend über dies alles zu berichten. Nur die Erwähnung aller dieser Namen gibt einen Eindruck davon, wie stark der Lebensstrom fortgesetzt durch das gesegnete Haus in der Hohenzollernstraße dahin flutete, denn diese alle nahmen, wenn sie im Hause weilten, an den Hausgottesdiensten teil und pflegten auch Gebetsgemeinschaft untereinander. Die Art und

Weise, wie die Gräfin das Tischgebet sprach, machte oft einen tiefen Eindruck auf die Anwesenden. Bei ihr war es nicht wie so oft eine leere Form, nein, man spürte, sie redete da mit Gott. Es mag auch manchen der lieben Hausbesuche zuerst aufgefallen sein, daß sie auch vor dem Nachmittagstee betete. Auf eine diesbezügliche verwunderte Frage sagte sie: „Sollte ich meinem Herrn nicht ebenso danken für die kleinen wie für Seine großen Gaben?“ — Dies Gefühl der Dankbarkeit verlor sie nie; man konnte oft beobachten, daß, wenn sie ein Stückchen Schokolade oder sonst eine Kleinigkeit in den Mund steckte, sie erst still dankend zu ihrem Herrn emporblickte, sie hatte gelernt, Dank zu sagen für alles.

Doch kamen bei diesen Gästen die Verwandten nicht zu kurz, ebensowenig wie die alten Freunde. Solange der Graf lebte, waren seine Geschwister natürlich oft und gern gesehene Gäste, besonders auch seine Schwester Gräfin Amelie Pfeil mit ihrer Tochter Clementine, die schon in den ersten Zeiten in Hannover und in Berlin regelmäßig im Frühling gekommen waren. Doch auch nach seinem Heimgang kehrten seine Familienglieder ebenso oft in dem Hause seiner Witwe ein, wie ihre Verwandten. So waren z. B. fast jedes Jahr im Winter — meist im Anfang des Jahres — der Nefte und die Nichte aus Neverstorff mit ihren Kindern die Gäste der Tante. Eine besonders freundliche Zuneigung empfand die Gräfin für den Patensohn ihres Mannes, Alfred Waldersee; es finden sich mehrere Aufnahmen von ihr mit diesem jüngsten Neverstorffer Sohn, so eine in der Eilenriede im Winter 1906 und eine im Juli 1906, wo die Gräfin, wie alljährlich, in Neverstorff weilte, um der Ruhestätte ihres Gatten nahe zu sein. Eine dieser Aufnahmen zeigt die Gräfin mit ihren Neverstorffer Verwandten inmitten einer Anzahl japanischer Offiziere. Im Jahre 1900 hatte Graf Waldersee in China am Grabe gefallener japanischer Offiziere einen Kranz niedergelegt. Das war ihm hoch angerechnet worden. Als in diesem Jahr verschiedene hohe japanische Offiziere in Europa weilten, waren sie auch nach Neverstorff gekommen, um dem Mausoleum des Feldmarschalls ihren Besuch abzustatten und ebenfalls einen kostbaren Kranz daselbst niederzulegen. Sie weilten dann für einige Stunden in dem gastlichen Neverstorffer Gutshause.



Gräfin Marie Waldersee
1910 Hannover

Wenn vorher die vielen Hausgäste der Gräfin genannt wurden, so sollen auch die Weihnachtsgäste nicht unerwähnt bleiben, die in den letzten Jahren regelmäßig das Christfest in ihrem Hause erlebten.

Es war der Gräfin immer eine Freude gewesen, zum Weihnachtsfest Kinder von Verwandten im Hause zu haben. Sie lud aus diesem Grunde ihren Neffen Gustav Waldersee mit seiner Frau Mita und ihren beiden Kindern zu Weihnachten 1906 zum erstenmal nach Hannover ein, und seitdem war es der Kinder große Freude, diese Weihnachtszeiten im Hause der so sehr von ihnen geliebten Tante immer wieder zu erleben. Sigrid war 1906 eben elf Jahre alt geworden und Rudolf, ein Patenkind des Grafen, neun Jahre. Am heiligen Abend versammelte sich die ganze Hausgemeinde erst zu einer Andacht im Eßsaal, die alle in die rechte Feststimmung brachte. Bei dem Gesang der letzten Liederverse verließen die Diener leise den Raum und zündeten die Kerzen im Weihnachtsaal an. Dann ertönte ein Singspiel wie aus Engelsmunde von der Spitze des hohen Baumes herab, und leuchtenden Auges stand die Gräfin mit ihren Gästen still lauschend in der Thür, bis die Töne verklungen waren. Erst dann wurden die Kinder und die Erwachsenen an ihre reich besetzten Tische geführt. Für jeden war auf das liebevollste gesorgt. Erst ganz zuletzt ließ sie sich selbst ihren Tisch zeigen und war so dankbar für jeden Liebesbeweis, der ihr doch nicht zum kleinsten Teil für ihre Güte lohnen konnte. In der an den Festsaal anstoßenden Bibliothek waren für die Dienerschaften die Tische gedeckt. Nacheinander kamen sie herein, und die Gräfin führte jeden einzeln an seinen Platz, wo die reichen Gaben ausgebreitet lagen, und dann unter den Weihnachtsbaum. Es war rührend, zu sehen, wie sie sich an der Krippe unter demselben immer wieder kindlich freute und nicht müde wurde, die wunderbare, in Christo offenbarte Liebe Gottes zu rühmen. In diesem Weihnachtsaal saß man während der Festzeit an jedem Abend zusammen. Wie konnte sich die Gräfin so herzlich über die Freude der Kinder mitfreuen, wenn sie mit den Hunden spielten, heruntummelten oder sich in ihre schönen Bücher vertieften, während die Größeren schöne, erquickliche, ernste Gespräche miteinander hatten.

Die Weihnachtszeit brachte aber auch sonst besondere Freuden.

Waren doch die christlichen Feste überhaupt die Höhepunkte für die Gräfin, die sie mit immer gleicher innerer Theilnahme miterlebte, und für die das ganze Hauswesen sich besonders rüsten mußte. Schon wochenlang vorher war zum Weihnachtsfest gerüstet worden, oft Nächte hindurch alle die verschiedenen Pakete zubereitet, bis dann zwei bis drei Tage vor dem heiligen Abend die Bescherungen stattfanden. Zuerst wurden dann in festlich geschmückter Halle die Mütter der Strickschulkinder mit diesen selbst bewirtet. Darauf folgte in „Bethanien“, dem Vereinsaal, die eigentliche Feier, bei der die Gräfin nach einer Festliturgie eine herzandringende Ansprache hielt, die ihr besonders wichtig war, weil sie nur dies einmal im Jahr Gelegenheit hatte, zu den Frauen zu sprechen, seit sie die Diens- tagsstunde, sowie auch die Seelsorge der Eltern all ihrer Vereinsmitglieder ihren beiden Marien übergeben hatte. Schwester Maria hatte auch die Erkundungsbefuche in allen Armen-Angelegenheiten zu machen, die gerade vor Weihnachten so wichtig waren, um solche Familien festzustellen, die diesmal, außer den schon zum Haus gehörenden Mitgliedern der Vereine, bedacht werden sollten. — Nach der Ansprache der Gräfin folgte die reiche Bescherung für die Mütter und Kinder der Strickschule. Früher war es bei diesen Weihnachtsfestlichkeiten der Gräfin eine so besondere Freude gewesen, daß ihr Gemahl mit lebhaftester Theilnahme dabei war. Nie konnte er so fröhlich und harmlos vergnügt sein, als wenn er selbst den Kindern ihr Spielzeug zeigte. Später nahmen ihre jugendlichen Verwandten mit Freuden teil an dieser Bescherung der Kinder. Am Abend desselben Tages war die zweite Weihnachtsfeier für 40 arme Familien, die riesige Pakete bekamen. Für diese Armen hatte die Gräfin mit liebevollster Sorgfalt jedes Stück ausgesucht und bestimmt, so daß alle reichlich bedacht waren. Auch bei dieser Feier pflegte sie selbst den Anwesenden die Botschaft des Heils zu bringen. Nachdem dann die schon erwähnte Hausfeier am heiligen Abend vorüber war und in den Festtagen, sowie auch später noch zahlreiche andere Weihnachtsfeiern besucht worden waren, z. B. in der Kinderheilanstalt, im Magdalenenstift, wohin ihre Nichte sie gern begleitete, oder im Blaukreuz-Verein, im Tabea-Verein, und wie sie alle heißen, zwischen denen die Gräfin zu wechseln pflegte, damit sie mög-

lichst alle paar Jahre überall hin käme, fand noch die dritte Vereins-Festfeier für die Jungfrauen statt.

Regelmäßig am zweiten Festtage nachmittags versammelten sie sich im Vereinsaal Bethanien. Eine schöne Liturgie, zu der viel geübt war, eröffnete die Feier, bei der Herr Pastor Weniger eine Festansprache hielt. Dann wurden kleine mit Tannenreisern geschmückte Päckchen zur Verteilung gebracht, indem sie unter den jungen Mädchen verlost wurden. Mit Liebe und Mühe waren auch diese Gaben vorbereitet, und mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete die teure Frau Gräfin, was jedes ihrer lieben Jungfrauen-Vereinsmitglieder für sich herauswickelte. Für jede hatte sie dabei ein liebevolles Wort. Nachdem die Gräfin mit ihren Gästen das Abendessen eingenommen und für die Jungfrauen eine Bewirtung mit Schokolade und Kuchen stattgefunden hatte, kamen die Überraschungen, mit denen die jungen Mädchen ihre verehrte Erzzelenz erfreuen wollten. Eingebaute Duette, Deklamationen und dergleichen, aber alle ernst religiösen Inhalts, wofür sie sich wochenlang vorbereitet hatten, wurden vorgetragen. Der Abend schloß dann mit Gebet und Gesang, und dankersüß kehrten alle heim.

Ehe das Fest ganz vorüber ging, folgte dann noch die Silvesterfeier bei brennendem Christbaum. Noch einmal kamen die Hausgenossen und Gäste im Weihnachtsaal zusammen und mit einer Andacht und ernstesten Gesprächen schloß der Abend. Wenn alle andern sich zurückgezogen hatten, pflegte die Gräfin ganz allein um Mitternacht in jeder Neujahrsnacht den Choral zu spielen und zu singen: „Großer Gott, wir loben Dich!“

Noch eine kleine, besonders liebliche Feier darf nicht vergessen werden, das war die an dem kleinen, besonderen Weihnachtsbäumchen, das stets im Zimmer des Grafen stand; auch hier wurde an einem Abend der Festwoche noch eine kleine Feier gehalten. Man sang dann die lieben alten Weihnachtslieder noch einmal bei dem brennenden Bäumchen mit den Dienstleuten zusammen, die überhaupt in der Festzeit noch besonders wie zur Familie gehörten. — In diesem Zimmer des Grafen wurde immer am Nachmittag der Tee eingenommen, und es gab dabei für die Kinder ungewohnte Lederbissen. Da geschah es einmal, daß beim schnellen Zugreifen die Milch verschüttet wurde. Wahrhaft aufgelöst vor Schmerz hat die Großnichte

weinend um Verzeihung, und es war wundervoll, wie der kleine Schreck, der unvermeidlich gewesen war, sich in liebevollste lächelnde Vergebung auflöste. — Überhaupt das Vergeben, wie verschönt das den Menschen! Es war nicht schwer, hier Vergebung zu erbitten, wenn solche Bitte, wie es bei der Gräfin stets der Fall war, ein so leuchtendes, gütiges Verzeihen zur Folge hatte. Nie erfuhr man es deutlicher als bei solchem Anlaß, daß sie selbst von der Vergebungsgnade ihres Heilands lebte und sie deshalb nichts lieber tat, als anderen vergeben, wenn man ihr in irgend einer Weise weh getan hatte.

Man könnte solcher Züge so viele erzählen! Es ist nicht zu leugnen, daß es der so sehr an Ordnung und Unantastbarkeit der häuslichen Regeln gewöhnten Frau nicht ganz leicht war, wenn etwas verdorben oder zerbrochen wurde, was für sie großen Wert hatte, was bei ihrem ausgeprägten Pietätsgefühl für alles, was etwa ein Andenken war, oft vorkam. War das aber bei einem der *D i e n s t b o t e n* vorgekommen und sie bekannten es mit schwerem Herzen, dann schalt sie nicht, sondern pflegte etwa zu sagen: „Es ist schade, und das nächstemal müssen Sie vorsichtiger sein; es tut Ihnen gewiß auch sehr leid — es mahnt eben alles an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge!“ Und daran knüpfte sie dann gleich einen Ewigkeitsgedanken an. Sie hatte das Glück, daß alle ihre Leute, sowohl die männlichen wie die weiblichen Diensthboten, in den letzten Jahren gläubig waren, und es war erquicklich, wie sie als solche in treuer Pflichterfüllung wetteiferten, um des HErrn willen. Aber sie war auch für sie alle wie eine Mutter, für alle ihre Anliegen, Nöte, für jeden Kummer hatte sie liebevolles Interesse, wo es anging, half sie ihnen aus und mit herzlicher Teilnahme ermahnte sie sie, schlichtete jeden unter ihnen vorkommenden Streit, betete mit ihnen! Überhaupt wenn irgend etwas jemand im Hause bedrücken wollte, sei es, daß es die Diensthboten waren, die mit großer, hingebender Liebe an ihr hingen, sei es, daß es ihre lieben beiden Marien waren, mit denen sie alles besprach, was ihr am Herzen lag, oder was die Arbeit anging, wie oft hieß es: „Kommt, wir wollen es I h m sagen!“ Oder hatte sie Gäste im Hause, dann ging sie wohl Sonntags nachmittag ein Stündchen mit ihrer Bibel zu ihnen und freute sich, wenn sie auch mit ihnen Gebetsgemeinschaft haben konnte.

Im Sommer 1907 war sie noch einmal in Frankreich bei dem Schwiegersohn ihres ersten Gemahls, dem alten Prinzen Handjéri auf Schloß Manerbe, wo sie an der lieblichen Enkelin desselben, der kleinen Prinzessin Karoline Mathilde, große Freude hatte. Deren Vater, Prinz Charles, war der Sohn ihrer Freundin, der geborenen Prinzessin Luise von Holstein; seine Gattin war die zweite Tochter des Grafen Noer, seine rechte Rusine. Die aus dieser Ehe geborene kleine Stiefurenkelin der Gräfin war ihr sehr ans Herz gewachsen. Im Sommer verbrachte sie in diesem Jahr einige Wochen mit Frau von Wächter in Königsfeld im Schwarzwald. — Jeder Sommerreise schloß sich der längere Aufenthalt in Lautenbach an.

In den letzten Jahren waren diese Zeiten in Lautenbach besondere Segenszeiten. Die Schwestern pflegten dann täglich eine Schar ihrer Gäste zu einer Bibelbesprechung am Vormittag um sich zu sammeln und wohl manchem Gast wird der Anblick der so glücklich über dem lieben Bibelbuch gebeugten Gräfin lebenslang in Erinnerung bleiben. Das Scheiden von dort wurde ihr von Jahr zu Jahr schwerer, vielleicht besonders, nachdem sie dort 1907 ihren 70. Geburtstag gefeiert hatte. Am Morgen des Tages war sie durch Gesang erfreut worden. Nach dem Frühstück führten ihre Großnichten die geliebte Tante feierlich zum Geburtstagstisch. Nach einem Festdiner, bei dem liebe alte Freunde versammelt waren, wurden gegen Abend in lebenden Bildern mit Prologen einzelne Erinnerungen aus ihrem Leben ihr wieder vor die Seele gezaubert. Amerika, Frankreich und Deutschland stritten sich um ihren Besitz, auch Württemberg beanspruchte seinen Platz in ihrem Herzen, aber endlich siegte doch Deutschland. Am Abend wurde der Tag mit einem brillanten Feuerwerk beschlossen. Für so viel freundliche Liebe der Ihrigen war sie von Herzen dankbar.

Das wichtigste Ereignis des Jahres 1908 war wohl ihr Besuch im Reintaler Hof bei dem Hofprediger Stöcker. Davon erzählt Pastor Braun, wie sich dieser bei Partentkirchen im Jahr 1880 einen Bauernhof gekauft habe, wo er mit seiner Frau die stillen Sommermonate zuzubringen pflegte. Oberhalb dieses Bauernhauses hatte er später das Reintal-Hospiz erbaut, das mit seinen Fenstern und Veranden hinein und hinaus schaut in die grandiose Kette der Bergriesen, von der Dreitorspize bis zur

Alpspizze. Unter den Gästen, die hier zusammenkamen, erschien im Jahre 1908 auch die Gräfin Waldersee, um alte Erinnerungen an viel Arbeit und viel Weh in den Berliner Tagen mit dem altgewordenen Freund und seiner Frau auszutauschen. — An anderer Stelle schreibt derselbe über diesen Besuch: „Ihre persönliche Verehrung für Hofprediger Stöcker war aufrichtig und so tief gegründet, daß sie sich, auch als die Wogen der Verfolgung über ihm zusammenbrachen, nicht im geringsten beirren ließ. Eine ganz außerordentliche Feierabendfreude bedeutete es für ihn, als die ehrwürdige Frau mit ihrer Schwester, Freifrau von Wächter, nach dem Reintal-Hospiz kam, wo wir unvergeßliche Wochen miteinander verlebten, nicht ahnend, daß es die letzten hohen, frohen Tage im Leben unseres Reintaler Bauern waren!“

Der Pastor Braun berichtet dort weiter über sonnige Wege, die er mit der Erzellenz in dem bayrischen Paradies wandeln durfte, bei denen sie die Herrlichkeit und Güte unseres großen Gottes lobpreisend geschaut haben. Er erzählt von ihren Gesprächen über das Leben und den Dienst ihres Gatten und über hohe Politik, über die Allianz der Kinder Gottes, über wahre Gemeinschaftspflege und Stadtmision, über den Glauben in der Zeit und die Hoffnung für die Ewigkeit. Er erwähnt auch, daß sie ihm für seine Arbeit in der Jesus-Gemeinde in Berlin alljährlich eine Anzahl von Bunyans Pilgerreise geschenkt habe.

Diese Bücher, die sie stets zu Weihnachten vielen Vereinen überwies, bekam sie selbst von ihrer Schwester Mrs. Blanche Murray geschenkt, die mit denselben gewiß vielen einen Segen bereitet hat.

Von diesem Jahr an, etwa fünf Jahre vor ihrem Tode, übernahm sie in dem schon erwähnten Missions-Nähverein alle 14 Tage regelmäßig die *Bibelstunden*, die bisher der Geh. Konsistorial-Rat Rocholl gehalten hatte, selbst. Sie legte ihr ganzes Herz hinein und wurde so warm dabei, daß sie oft die Tränen nicht zurückhalten konnte. Vielleicht hat sie durch diese Stunden am meisten Einfluß auf die Damen gewinnen können, die sie regelmäßig besuchten. Eine ganze Anzahl danken ihr noch über den Tod hinaus für die Lebenssaat, die sie in diesen Stunden ausgestreut hat.

Im Februar 1909 hörte sie mit Bewegung, daß auch Stöcker

heimgegangen sei — einer nach dem andern von den alten Freunden.

Im Sommer 1909 reiste sie zuerst, wie alljährlich, nach Neverstorff, und dort war es wohl das erstemal, daß sie ernstlich besorgt um die Gesundheit ihrer Nichte Lucie wurde. — Später war sie mit ihrer Schwester, Frau von Wächter, in einem christlichen Hospiz in den Vogesen und empfing dort sie lieblich berührende Eindrücke. Daran schloß sich der gewohnte Aufenthalt in Lautenbach, bei dem mehr Zeit als vielleicht früher dem gemeinsamen Bibelstudium gewidmet wurde. Nachdem ihre Schwester sie wieder nach Hannover begleitet hatte, kam sie mit ihr nach Berlin und hatte die wehmütige Freude, dem Jubiläum der von ihr erbauten Immanuelskapelle beizuwohnen. Darauf folgten die gesegneten Aufgaben des Winters in der eigenen Vereinsarbeit, der sie sich mit ihren beiden Marien in voller Frische und Hingabe widmete.

Im Mai 1910 kam nach schwerer Krankheit eine ihrer Nichten zur Erholung auf längere Zeit nach Hannover zu der Gräfin, der man wahrlich nicht anmerkte, daß sie im 73. Lebensjahr stand, so frisch und rüstig war sie, so voll liebevoller Rücksicht und immer besorgt, ihren Gästen Freude zu machen. Fahrten in der Eilenriede, in der die Nachtigallen schlugen, oder zum Kirchroder Tiergarten, wo das zahme Wild gefüttert wurde, wechselten ab mit andern stillen Freuden.

Besonders gern weilte Gräfin Waldersee auch in dem kleinen Garten am Hause. Ihre Liebe zur Natur konnte sich hier auch wieder betätigen, sie ging oft selbst zu den Rosensträuchern, um sie von den trockenen Blättern oder abgeblühten Blumen zu säubern, wobei ihre Gäste ihr gerne halfen. Ihr großer Liebling war ein junger Apfelbaum, den die Mutter noch in Altona gepflanzt hatte und der mitgenommen worden war, um hier weiter zu wachsen. Wie oft hat sie sich daran gefreut, wenn die veredelten Triebe gute Früchte zeitigten, während die alten Triebe seiner eigenen Natur, die noch am Stamm tief unten hin und wieder heraus wuchsen, sorgfältig abgeschnitten wurden. Er war ihr ein Bild des erneuerten Menschen, der zwar noch nicht vollkommen gereinigt, aber doch durch das eingepflanzte neue Leben aus Gott durch Christum eine neue Kreatur geworden, gute Frucht hervorzubringen imstande ist,

aber nie aus der eigenen, alten Natur heraus. „Er wird euch reinigen, daß ihr mehr Frucht bringet.“ Wie oft hat sie, diesen Gedanken nachhängend, wie lieblosend auf das Bäumchen geblickt, während ein anderer Obstbaum, der gar keine Frucht brachte, trotz aller an ihn gewandten Mühe, ihr oft einen Seufzer auspreßte, als wäre er ein mißrathenes Kind, wie der unfruchtbare Feigenbaum, aber immer wieder schob sie das letzte Urtheil auf, immer wieder dachte sie: „Laß ihn noch dies Jahr!“ Und sie mochte dabei an manches Menschenherz denken, bei dem alle Liebesmühe vergeblich gewesen war bisher, ob nicht doch vielleicht noch die Gnadenstunde schläge, auch für dieses unfruchtbare Leben! — Es mochte sein, was es wollte, immer empfing man Ewigkeits-Eindrücke von ihr, die man nie wieder vergessen kann!

Alle diese stillen und doch so glücklichen Tage, in denen man nicht viel erlebte, und doch sie selbst in ihrer ganzen wunderbaren Harmonie so wohltuend wirkte, werden ihren Gästen immer unvergeßlich bleiben. Abends saß man still zusammen über alten Erinnerungen, schönen Bildern aus China und Japan, oder man besprach irgend ein wichtiges Missionswerk, eine alle glühend interessierende biblische Frage. Da kam vielleicht Graf Korff zu Tisch, und er mit seiner französischen Bibel und die Gräfin mit einer englischen Ausgabe und die andern mit der deutschen verglichen und disputierten; einer ergänzte den anderen. Sehr nahe ging ihr in jenen Tagen der Tod ihrer alten Freundin, der Frau Rudolf Schröder in Hamburg, den ihr deren Tochter, Frau von Dieß, anzeigte. Wie hatte sie in jener Altonaer Zeit Schulter an Schulter mit ihr gestanden, und manches Liebeswerk war von ihnen gemeinsam ins Leben gerufen. Nun war auch sie vorangegangen!

In diese Zeit fiel auch die alljährliche Aufnahme neuer Mitglieder im Jungfrauenverein. Der tiefe Ernst, mit dem sie jedem dieser jungen Mädchen ein Wort sagte, war ein feierlicher Augenblick, den wohl keine von ihnen je vergessen hat.

Groß war die Arbeitslast, die oft am Tage von ihr und ihrer lieben Sekretärin zu bewältigen war, wenn die Mengen von Briefen, die täglich kamen, gelesen und erwogen wurden, fast lauter Bittgesuche. Mehrmals sagte sie, wenn einer ihrer Gäste

nach sah, ob etwas an die eigene Adresse darunter wäre, lachend: „Du kannst dir gern einige davon nehmen; ich bin dankbar, wenn ich weniger zu erledigen habe.“

Am größten war diese Arbeit, wenn zu den christlichen Festen die Liebestätigkeit der Gräfin sich häufte, was besonders vor Weihnachten, aber auch zu Ostern der Fall war. Denn die drei großen Feste waren ihr die Höhepunkte des Lebens, die Gnadentage für sie! Jedes Jahr, wenn das Osterfest nahte, brachte sie dem Herrn ein besonderes Opfer dar, sie nannte das ihren *Osterdank*, für die große Gabe der ihr in Jesu Sterben und Auferstehen geschenkten Heilsgüter. Aber nie durfte jemand etwas von diesem Opfer wissen, außer die, deren Hilfe sie dafür in Anspruch nehmen mußte. Als einmal eine Nichte, die dort weilte, aus Versehen einen Einblick gewonnen hatte in die Geldanweisungen, die für die Post zubereitet wurden, war das der Gräfin ein tiefer Kummer. Selbst ihr Gatte hatte nie etwas von diesem heiligen Geben, das im Verborgenen geschehen sollte, erfahren dürfen.

Im Lauf des Jahres 1910 hatte eine lang anhaltende Stimmlosigkeit sie wiederholt gequält, was sie zu einem mehrwöchigen erfolgreichen Aufenthalt in Baden-Baden veranlaßte, nachdem sie, wie in jedem Jahr, längere Wochen in dem geliebten Lautenbach zugebracht hatte.

Im Februar 1911 starb ihre Schwägerin, Gräfin Amelie Pfeil, 83 Jahre alt nach langem, schwerem, in großer Geduld getragenen Leiden. Sie war die letzte der Geschwister gewesen. Nun blieben aus der Generation nur noch drei Schwägerinnen übrig. Für die nächste Generation war es ein ernster Mahnruf, daß nun sie in den vordersten Reihen zu kämpfen habe und es bald an ihr sein werde, Platz zu machen für die kommenden Geschlechter. Die Briefe ihrer Nichte Clementine und des Neffen Albrecht, die über den Heimgang der Mutter berichteten, sandte sie auch anderen Verwandten, wie sie überhaupt bestrebt war, die Glieder der Familie in möglichst naher Fühlung zu erhalten. Sie bildete so gewissermaßen auch nach dem Tode ihres Mannes den Mittelpunkt des Verwandtenkreises. Natürlich erstreckte sich diese liebevolle Fürsorge auch auf ihre eigene Familie. Nicht nur ihre Schwester und ihre Nichte, Frau von Palm, auch deren Töchter waren oft und gern gesehene Gäste

in ihrem Hause, und auch die Gatten ihrer Großnichten standen ihr nahe, als wären es ihre Entelsöhne.

Mehrere Male waren es sehr traurige Veranlassungen, die sie in diesem Jahr nach Berlin führten, so der Tod ihrer lieben Freundin Mary Davis, die schon seit einiger Zeit in der Gefahr stand, zu erblinden, und um welche die Gräfin stets sehr besorgt war. Ziemlich unvermittelt und plötzlich war sie dann an einem Schlaganfall gestorben. Zu ihrer Beisetzung eilte ihre Freundin herbei, und auch dieser Heimgang war ihr eine Mahnung, wie schnell der Tod eintreten könne. — Ein zweiter sie sehr schmerzlich berührender Todesfall war etwas später der des alten Freundes Herrn von Rothkirch, der noch ganz frisch gewesen war bei der Beisetzung von Mrs. Davis. Auch ihm die letzte Ehre zu erweisen, kam Gräfin Marie Waldersee aus Hannover herüber, obgleich es mitten im Winter war. Er war am 15. Dezember erschreckend plötzlich mitten aus seinem so gesegneten Leben abgerufen worden. Die Gräfin war tief traurig, als sie an dem weißen Sarge unter dem brennenden Christbaum im Saal des Christlichen Vereins Junger Männer stand. Er hatte gewollt, es solle bei seinem Heimgang alles nur Freude sein, aber der Verlust für alle, die ihn kannten, war zu groß, und es wollte der Gräfin gar nicht gefallen, daß nur Loblieder gesungen wurden. Noch vor wenig Monaten hatte bei Gelegenheit der gesegneten Vorträge von Mr. Gordon aus Amerika die Gräfin im Speisesaal des Hospizes solch fröhliches Mittagessen mit den beiden Herren und anderen Gästen gehabt, bei dem sie sich in ihrer Muttersprache mit dem Amerikaner unterhielt, und Rothkirch hatte, sich selbst neckend, lachend dazwischen geredet, er verstünde kein Wort und könnte gar nicht mitsprechen. Wie konnte er so strahlend sein, und wie hatte die Gräfin Waldersee ihn lieb, und nun war auch er vorangegangen, so viel jünger wie sie. — Alles das mahnte sie, daß es auch für sie bald Zeit sei, sich zu rüsten, und so ließ sie sich endlich bereit finden, den Bitten ihrer Freundin, Frau von Krusenstjerna, nachzugeben und etwas über ihr eigenes Leben für deren Blatt zu schreiben. Schon als sie sich vor Jahren in Dresden getroffen hatten, schenkte die Gräfin der Tochter dieser Freundin ein Buch mit der Inschrift: „Gedenkt der Morgenwache!“ Diese gesegnete Gewohnheit hatte auch ihr jüngerer Freund Rothkirch seit


langen Jahren geübt. Frau von Krusenstjern schreibt darüber in ihrem Blatt *):

„Ich habe heute ein großes Geschenk erhalten. Die geliebte Freundin, die durch ihre Treue im Halten der Morgenwache mein ganzes Leben beeinflusst hat, sandte mir folgenden Artikel. Ich weiß, es ist ihr eine Überwindung gewesen, ihre innersten Erfahrungen preiszugeben; doch hat sie erkannt, daß es im Sinne des Herrn ist, wenn wir aus Liebe alles, was wir besitzen, alle Gnadengaben und Segnungen, die wir erfahren, in Seinen Dienst stellen zur Rettung und Förderung unserer Nebenmenschen, vor allem Seiner Schäflein. Darum wollen wir mit Dank gegen Gott dies Bekenntnis Seiner Dienerin lesen, die an ihrem Lebensabend bezeugt, ‚volles Genüge‘ in Ihm gefunden zu haben“:

„Auf den dringenden Wunsch meiner lieben Freundin möchte ich, zu des Herrn Ehre, folgendes niederschreiben über meine Bekehrung: Unter dem Segen der Erziehung christlicher Eltern und gläubiger Lehrerinnen wuchs ich heran, die mir von früh auf die Notwendigkeit der Bekehrung klar machten. Trotzdem ich große Ehrfurcht vor der Religion hatte, regelmäßig die Gottesdienste besuchte, auch betete und in der Bibel las, blieb mein Herz doch unverändert. In meinem sechzehnten Lebensjahre spürte ich besonders dringlich das Mahnen des heiligen Geistes, mich für Jesus zu entscheiden, aber ich widerstand Ihm leider, weil die vor mir liegenden Freuden dieser Welt, die ich zu genießen hoffte, eine große Anziehungskraft auf mich ausübten. Und der Herr in Seiner Gnade verwarf mich nicht, ließ mich aber aus eigener Erfahrung lernen, daß die Welt niemals das Sehnen einer unsterblichen Seele befriedigen könne. — Heimkehrend von den glänzenden Festen am Pariser Hof und der Gesellschaft, kam mir immer von neuem zum Bewußtsein die Nichtigkeit aller Erdenfreuden und wie sie das Herz leer ließen. Meine eigene Kälte und Unankbarkeit gegenüber der auf Golgatha geoffenbarten Liebe Gottes, für die ich volles Verständnis hatte, klagten mich beständig an, und das Sehnen nach etwas Besserem, Bleibenderem in mir wurde immer größer. In jener Zeit fügte es Gott, daß das Buch von Doddridge, ‚Das Erwachen und Fortschreiten des geistlichen Lebens in der Seele‘, in meine Hände

*) Abdr. aus: Unser Blatt. Erzelsfior von Uda v. Krusenstjern. 3. Jg. Nr. 3 u. 4.

kam; ich las es, und durch dasselbe führte mich der heilige Geist Schritt für Schritt in die Erkenntnis meiner großen Sündhaftigkeit gegenüber der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes. Meine Begehungs- und Unterlassungssünden in Gedanken, Worten und Werken, mein Selbstleben, Stolz, Eitelkeit, Weltliebe, alles zeugte wider mich und machte es mir klar, daß ich dem Gericht Gottes verfallen sei. Dies Bewußtsein machte mich tief unglücklich und trieb mich in die Buße. Ich schrie nach Vergebung und Gnade, und der Herr hörte mich und antwortete mir, indem Er mir das köstliche Verheißungswort Röm. 5, 20 sandte: 'Wo aber die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden', und ich warf im Glauben die schwere Last meiner Sünde in den Ozean Seiner Gnade und war frei von ihrem Druck. So wurde ich von neuem geboren aus dem unvergänglichen Samen des lebendigen Wortes Gottes, der da ewiglich bleibt (1. Petri 1, 23), und bekehrt von der Finsternis zum Licht, von der Gewalt Satans zu Gott (Apg. 26, 18). In meinem Leben fing nun alles an, neu zu werden; neue Ziele, neue Gefühle, neue Motive, Wünsche und Pläne, eine neue Liebe waren in mir wirksam. Ich kann die himmlische Freude nicht beschreiben, die bei dieser Umwandlung mein Herz erfüllte; es schien, als hätte meine Seele Flügel bekommen, die sie über die Erde erhoben, in die nahe Gemeinschaft meines Herrn und in eine wunderbare Atmosphäre der Liebe. Liebe zu Ihm, der mich mit Seinem Blute erkaufte, und Liebe zu meinen Nächsten, mit dem brennenden Wunsch, auch sie zu der persönlichen Erfahrung dieses großen Glückes zu bringen, durchdrang mich. Ich schrieb an verschiedene meiner Freunde und Verwandten, erzählte ihnen von dem, was der Herr an mir getan, und bat sie, doch auch zu Jesus zu kommen. Ich weihte mich dem Herrn, und Er nahm mein Leben in Seine heiligen Hände und löste mich von Sünde und Welt und machte mich freier und freier von allem, was mich bisher gebunden hatte. Um diese Zeit sandte mir der Herr einen treuen Pastor, einen tiefgläubigen Seelsorger, der mir weiterhalf in meinem neuen Leben, und dessen Gedächtnis ich dankbar in meinem Herzen bewahre. Er gab mir den Rat, mich jeden Morgen, ehe ich mit der äußeren Welt in Berührung kam, mindestens eine Stunde im Gebet und Forschen in der Heiligen Schrift zu vertiefen. Diese selige Gewohnheit der Morgenwache habe ich durch mein ganzes Leben aufrechterhalten, und ich kann dem nicht dankbar genug sein, der mir dadurch die Quelle der täglichen Kraft und des Segens öffnete, dieser Gemeinschaft mit dem Herrn, durch die meine Seele gerüstet wurde für die Anfechtungen und Ver-

suchungen des Tages. Jeden Abend prüfte ich mein Leben vor Gottes Angesicht und war oft entmutigt, daß ich nicht schnellere Fortschritte machte. Trotzdem strengte ich mich sehr an, das zu tun, was, wie ich meinte, vor Gott recht wäre; faßte immer neue Vorsätze, eifrig vorwärts zu kommen, kämpfte gegen Versuchungen und vermied Gelegenheiten, die mich zum Sündigen führen konnten, in Wort und Tat. Aber trotz allem war mein Vorwärtstommen wenig bemerkbar, und mein Sehnen blieb ungestillt. Da kam der Herr mir in Seiner Gnade wieder zu Hilfe, indem Er mich überzeugte, daß ich in eigener Kraft lebte, kämpfte und arbeitete und darum nicht vorwärts kommen konnte. Es war wie eine neue Offenbarung; Er zeigte mir, wo die Quelle der Kraft zu finden sei, „in Ihm allein“, und daß es meine Aufgabe nur sei, in Ihm zu ruhen und in Ihm zu bleiben. Ich erkannte, daß Er dann den Kampf gegen meinen Widersacher übernehmen würde, da Er allein ihn besiegen konnte, und diese Gewißheit brachte mir großen Frieden. Jesus wurde mir mehr und mehr Mittel und Ende für allen geistlichen Gewinn, der große Mittelpunkt meines Lebens, mein ein und alles für Zeit und Ewigkeit. Und jetzt, an meinem Lebensabend, bleibt mir nur ein Lobpreis Seiner Gnade und Treue, die ich während eines langen Lebens Tag für Tag erfahren durfte; ja, *G o t t i s t g e t r e u!* Sehrend schaue ich dem Tag entgegen, da ich meinen Herrn schauen werde von Angesicht zu Angesicht!“  M. v. W.

Der Ring fängt an, sich zu schließen! Durch dieses Selbstzeugnis, damals ohne Namensnennung veröffentlicht, das uns einen Rückblick gewährt in kurzen zusammenfassenden Worten auf das, was uns in diesen Blättern beschäftigt hat, empfinden wir es, daß die liebe inzwischen Vollendete, schon als sie dies schrieb, von sicherer Bergeshöhe aus, die ihr Fuß in ihrem langen Leben durch viel ehrlichen Kampf und treues Ringen erklimmen hat, wie aus der Vogelperspektive ihren Lebensgang überschauen kann, und nur noch der Ausblick bleibt zu jenen Höhen, die man erst erreicht, wenn der Fuß den Erdboden verlassen haben wird. Wie ihr geliebter Mann, „schwindelfrei“ auf der obersten Stufe der irdischen Leiter stehend, hinauf schaute, sich klar bewußt, daß sein Reiseziel nicht mehr ferne sei, so steht die teure Marie hier — schon nicht mehr auf der Stufenleiter irdischen Glanzes, sondern einen Schritt weiter hinauf, schon versetzt in das himmlische Wesen, schon wandelnd im Glauben auf himmlischen Höhen, fest gegründet und ver-

ankert jenseits des Vorhangs der Zeitlichkeit in dem Allerheiligsten Seiner Nähe, auf den sie wartet, nach dem sie sehrend ausschaut, bis daß Er kommt.

Die letzten kurzen Stationen ihres Erdenwandels brachten ihr noch einige Feuerproben, ob sie bereit sei, ihren Willen wirklich willenlos zu opfern. Erst im Jahre 1912 die schwere Erkrankung ihrer treuen Begesährtin, die ihr in den einsamen Jahren ihrer Witwenschaft mehr geworden war als eine treue, dienstwillige Stütze, mit der sie verbunden war im innigsten Gebetsverkehr, und die ihr in töchterlicher Liebe ergeben war. Sollte sie auch diese noch verlieren? Erst die Mutter, dann den Gatten, viele ihr nahe stehende Freunde, nun auch noch die jüngere G e f ä h r t i n, die sie liebte wie ein eigenes Kind? Treu besorgt saß sie an ihrem Lager in der Klinik in Göttingen und ließ sie nur Liebe spüren. Aber wenn sie dann allein mit der Eisenbahn nach Hannover zurückfuhr, dann hatte sie ihren stillen Kampf zu kämpfen, um das „Ja, Vater“ sagen zu lernen.

Und dann erhörte der treue Herr ihr die Bitte, ihrem Herzen dies Menschenkind zu erhalten, deren Anhänglichkeit ihr Ersatz bot für fehlende Kindesliebe. Neu geschenkt kehrte Maria Wiehe in das Haus zurück, das ihr zur zweiten Heimat geworden und nach den letzten Wünschen der teuren Vollendeten auch nach deren Tod ihre Heimat bleiben soll, so lange es Gott gefällt.

Die Segensfrucht der erneuten Hingabe ihres Willens an Gott spürte man aber daran, daß das ganze Wesen der Gräfin glückliche, zarte Liebe geworden war, die sich auf alle erstreckte, die ihr nahe standen. Nicht daß sie auch früher schon so geliebt hätte, aber es lag durch diese schmerzliche Sorge erneute verklärte Dankbarkeit, tiefe Freude und ein ununterbrochener Strom von Frieden über ihr.

Das Zimmer der verstorbenen Mutter wurde mehr und mehr, auch nachdem es wieder benützt wurde, eine Gebetsstätte, in der die Gräfin mit ihren beiden Gehilfsinnen alles durchsprach und über alles betete, was ihnen gemeinsam in der Arbeit auf dem Herzen lag.

Je mehr das Leben der teuren Entschlafenen sich dem Ende zuneigte, je konzentrierter wurde ihre Arbeit. In den letzten Jahren beschränkte sie sich fast ganz auf das, was im Hause

selbst getan wurde. Aber gerade in dieser Zeit waren es die Besuche, die ins Haus kamen, die Kraft und Interesse der Gräfin vollauf in Anspruch nahmen, und zwar Besuche, die sich aus allen Ständen der Bevölkerung zusammensetzten. Oft, wenn sie ausfahren wollte, saß da unten im Treppenraum auf hochlehnigem Stuhl ein Männlein oder ein Weiblein mit irgend einem Anliegen, denn jedermann hatte Zutritt zu der Gräfin, die sich dann freundlich und eingehend mit ihnen unterhielt, genau mit derselben aufmerksamen Güte und eingehenden Geduld, mit der sie ihre anderen Besucher oder Besucherinnen in der Bibliothek oder im gelben Salon empfing.

Nur ein Gast wurde stets, wenn er kam, im kleinen Salon, dem Schmuckkästchen neben dem Eßsaal, empfangen, das war — Seine Majestät der Deutsche Kaiser, der bei seinen Durchreisen durch Hannover, auch nachdem die Gräfin Walbersee Witwe geworden, nach vorheriger Anmeldung der Gräfin hin und wieder einen kurzen Besuch abstattete. Dann strahlte ihr Gesicht vor Freude, und nachdem er gegangen war, trat sie wohl leuchtenden Auges öfter des Tages an den Sessel heran, auf dem er zu sitzen pflegte, und streichelte ihn leise: „Das ist meines Kaisers Stuhl!“

Sie war gewöhnlich allein mit Seiner Majestät, wenn sie so hohen Besuch empfing, und niemand weiß, wovon geredet wurde; doch darf man wohl sicher annehmen, daß in ihrem Wesen kein großer Unterschied zu spüren war, ob sie mit dem Kaiser oder ob sie mit jemand anderem sprach. Es war immer gesammelte, stille Aufmerksamkeit, die sie jedem entgegenbrachte, und liebevolle Güte. Es konnte kaum jemand so zuhören wie sie, mit nach innen gekehrtem Blick, völlig und ganz nur mit dem beschäftigt, was sie hörte, und bereit, vor Gottes Augen stehend, so zu antworten, wie Seine Weisung es ihr erlaubte.

Während der inwendige Mensch so immerdar im Ausreifen begriffen war, nahm doch allmählich der auswendige ab. Es stellten sich, wenn auch vorerst noch ganz vorübergehende, Alterserscheinungen ein. Häufig wiederkehrende schwere Erkältungen belästigten sie sehr, auch schnell überwundene Lähmungszustände einzelner Glieder. Da war es ihr denn besonders schmerzlich, wenn sie ihre gewohnten Sonntagsbesuche nicht machen konnte. In rührender Treue hat sie jahrelang abwechselnd

jeden Sonntag nach dem Gottesdienst zwei gelähmte Damen besucht, denen sie das Beste brachte, Trost aus Gottes Wort und Zuspruch der Liebe. Wie oft kehrte sie selbst erquickt von solchen Besuchen zurück. Sehr gern sah sie es auch, wenn ihre jeweiligen Gäste sie auf diesen Besuchen begleiteten, was wohl nie ohne inneren Gewinn für dieselben geschah. War sie nun einmal verhindert, dahin zu gehen, hatte sie keine Ruhe, bis sie wußte, wer an ihrer Stelle ginge. Natürlich war es jedesmal eine Enttäuschung für die Kranken, wenn statt ihrer eine andere kam, aber doch auch eine Freude, zu sehen, wie sie geliebt wurden.

Nach kurzer Erholungszeit im Mai in Harzburg besuchte sie im Sommer 1912 noch einmal ihre ältere Schwester Mrs. Murray in Paris. Jahrelang hatten die Schwestern einander nicht mehr gesehen, und so war dies kurze Zusammensein für beide eine große Freude. Nach schönen Tagen dort, in denen sie ihrer Begleiterin viele der Sehenswürdigkeiten von Paris zeigte und alte Erinnerungen an die Jugendzeit auffrischte, reisten sie nach wehmütigem Abschied von der Schwester nach Freiburg in der Schweiz. Dort wohnte seit einigen Jahren ihre liebe Freundin Baronin Overbeck, mit der sie schöne Tage verlebte. Auch hier war es ihr, wie immer, ein Anliegen, daß von jedem ihrer Besuche Spuren des lebendigen Heilandes zurückbleiben möchten; so gestalteten sich auch diese Tage zu einer Segenszeit. In den zwei letzten Jahren hatte die Gräfin ihre Schweizerreise ohne ihre geliebte Schwester machen müssen, die es vorzog, den ganzen Sommer über den Aufenthalt in Lautenbach zu genießen. Nun schloß sich an Freiburg noch eine vierwöchentliche Ruhezeit in Adelboden an, wo sie mit lieben Freunden in wunderbarer Frische noch größere Bergtouren unternahm.

Im Spätsommer dieses Jahres, als sie wieder in Lautenbach weilte, war ihre Schwester, Frau von Wächter, so gütig, die Verwandten der Gräfin einzuladen, die seit kurzer Zeit in Straßburg weilten. Die Gräfin freute sich, den Kindern ihr geliebtes altes Lautenbach zeigen zu können, in dem sie so glückliche Jugendjahre verlebt hatte. Das war ein Ersatz dafür, daß sie, der weiten Entfernung wegen, dies Jahr ausnahmsweise nicht zum gewohnten Weihnachts-



Gräfin Waldersee
in ihrem letzten Lebensjahr 1913 in Lautenbach

besuch in Hannover sein konnten, was der Gräfin Marie ein Schmerz war.

Das Jahr 1913 brachte noch ernstere Mahnungen. Die Alterserscheinungen nahmen einen besorglicheren Charakter an. Die Kraft begann nachzulassen, geistige und körperliche Ermüdung trat schneller ein als sonst.

Auch um die angegriffene Gesundheit ihrer Schwägerin Geraldine war die Gräfin in diesem Winter recht besorgt. Sie lud sie in ihr Haus, wo dieselbe bis Ostern verblieb, und die beiden Schwägerinnen hatten hier manche stille gesegnete Stunde miteinander. Wie im letzten Jahr nach der schweren Krankheit der treuen Hausgenossin wurde auch in diesem Jahr am Karfreitag das heilige Abendmahl im Hause selbst gefeiert von der ganzen Hausgemeinde, das allen Teilnehmern unvergänglich sein wird. Später kehrte die Schwägerin noch einmal von Pyrmont aus auf einige Tage zurück, um ihre Schwiegertochter Milly *) und deren beide Kinder, den Radetten Albrecht und die kleine Geraldine, im Haus der Gräfin Marie zu treffen. Das war ein wehmütiges Zusammensein, das letztemal, daß die Schwägerinnen sich sahen, die sich im Leben so nahe gestanden hatten.

Stille Wochen der Arbeit folgten nun, aber die Kräfte der Gräfin schienen zeitweise mehr und mehr nachzulassen. Am Pfingstsonntag war sie zum Gottesdienst in der Schloßkirche und machte danach ihren gewohnten Krankenbesuch. Um den Wagen nicht so lange warten zu lassen, schickte sie ihn, trotz des Regens, nach Hause und kam später allein zu Fuß heim. Nach dem Essen ging sie in ihr Zimmer zu stillem Bibelstudium, und nach dem Tee saß sie wieder mit ihren Gästen über der Bibel, wobei sich schwerwiegende religiöse Fragen entwickelten, wie sie überhaupt in dieser Zeit, auch wenn es nicht Sonntag war, fast gar nichts anderes mehr lesen oder besprechen mochte, wie das, was das Wort Gottes ihr brachte. Wie liebte sie überhaupt ihre Bibel! Wenn man Sonntags am Nachmittag, wo sie meist zwei Stunden in der Heiligen Schrift und in einer Bibelerklärung las — gewöhnlich waren es die Reswick-Bücher, die sie dabei benutzte und die sie ihre Seelsorger nannte — zu ihr herein kam, dann strahlte sie ordentlich und war so eingenommen von dem, was sie gelesen hatte, daß sie kaum hörte,

*) Gräfin Milly Waldersee, geb. von Rothe.

was man ihr sagen wollte, sondern gleich das hervorbrachte, was der Herr ihr gesagt und gezeigt hatte.

So war es auch an diesem Pfingstsonntag gewesen — erst der Gottesdienst, dann der Krankenbesuch, dann ihr stilles Bibelstudium für sich, dann die mehrere Stunden währende angeregte Unterhaltung über biblische Fragen! Nach dem Abendessen ging sie zum Jungfrauen-Verein hinunter und hörte dort der Andacht und dem Singen zu. Als sie heraufkam, ordnete sie alles für die Haus- und Abendandacht im Eßsaal. Man spürte, daß sie sehr müde war und sagte ihr, es seien ja außer dem einen Diener alle Hausgenossen eben unten im Verein gewesen, ob es nicht für heute genug sei. Sie wollte nichts von einer Änderung hören und suchte das Lied aus, das gesungen werden sollte. Da plötzlich griff sie nach dem Tisch, schwankte und wurde totenblaß. Es war der erste schwere Schwindelanfall. Tage banger Sorge folgten. Der Arzt war verreist; einen andern wollte sie nicht. Sie stand immer wieder auf und wollte nicht liegen bleiben, wie wir ihr ernstlich rieten. Sie saß still im Lehnstuhl auf dem Balkon in der Sonne; man saß bei ihr, aber alles Sprechen erregte ihr neuen Schwindel. Als am Dienstag die Allianz-Bibelstunde war, konnte sie nicht daran teilnehmen, ließ es sich aber nicht nehmen, im Nebenzimmer liegend zuzuhören. Am Mittwoch war der letzte Nähverein für den Sommer, bei dem sie die Bibelstunde zu halten pflegte. Der Arzt war nun endlich gekommen und hatte ihr volle Ruhe anbefohlen, aber den Nähverein wollte sie sich nicht nehmen lassen: „Ich muß noch einmal zu meinen Damen reden, wer weiß, ob es nicht das letztemal ist“, sagte sie. Doch überließ sie gern die Hauptansprache ihrer Nichte, die als Gast im Hause weilte. Sie lag auf einem bequemen Stuhl sehr angegriffen dabei und richtete zum Schluß selbst noch ein paar ergreifende Worte an die Damen, die wohl niemand trockenen Auges mit anhörte in dem Gedanken, ob es wohl möglich sein würde, daß sie im Herbst den Nähverein wieder würde aufnehmen können. Es war wie ein Abschiednehmen, aber der Herr hat ihr dann doch noch erlaubt, zu wirken, solange ihr Tag währte, wenn es auch nur noch einige kurze Monate waren.

Dieses bewegliche Scheiden für den Sommer hatte sie sehr erregt, so daß sie abends noch lange ausblieb und mehr sprach,

als es ihre Art war, mit sehr gerötetem Gesicht. Den nächsten Morgen aber blieb sie im Bett und war sehr matt. Ehe ihre Gäste an dem Tage abreisten, freute sie sich noch mit ihnen zu beten und ihnen, trotz ihrer Schwäche, in ihrer selbstlosen Liebe noch einmal Liebe zu erweisen, ehe sie schieden. — Es war der letzte Besuch, den diese Nichte bei ihr in Hannover erleben durfte.

Obgleich sie sich so sehr schwach fühlte, hielt die Gräfin fest an dem Plan, zum 28. Mai nach Lautenbach zu reisen, um den 80. Geburtstag ihrer treuen Schwester, Freifrau von Wächter, dort mit zu begehen. Es waren dazu allerlei poetische Begrüßungen vorbereitet worden, für die sich die Gräfin schon im voraus lebhaft interessiert hatte. In großer Schwachheit liegend, vollendete sie die anstrengende Reise. Aber es war auch für die Schwester und deren Kinder und Enkelkinder eine Erquickung, die geliebte Tante Maimai da zu haben, die ihnen doch bei der Festfeier sehr gefehlt haben würde.

Ihre Liebe zur Natur betätigte sich hier wieder in der Zeit ihrer Schwachheit. Sie konnte nicht wie sonst im Garten umhergehen, um die Rosen zu beschneiden. Aber an den Vögeln konnte sie sich auch jetzt freuen. Als sie einmal, auf ihrem Ruhebett im Garten liegend, auf ihren besonderen Wunsch allein gelassen worden war, sagte sie nachher, sie sei nicht einsam gewesen, ihr lieber Heiland habe ihr zur Freude zwei Drosseln gesandt, die ihr ganz nahe auf den Büschen gesessen und sich spielend um sie her vergnügt hätten und ihre lieblichen Gesänge ganz besonders zu ihrer Freude hätten ertönen lassen. So war sie auch hier wieder den andern eine Predigt darin, wie sie alles aus Gottes Liebeshand nahm.

Im Juni kehrte die Gräfin zur Gemeinschafts-Konferenz nach Hannover zurück, bei der ihr Haus ja stets ein Mittelpunkt war, besuchte auch einige Versammlungen, soweit die Kräfte reichten, ohne zu große Ermüdung zu empfinden.

Einige Tage vor dem 16. Juni — dem Regierungs-Jubiläum des Kaisers — hatte sie die große Ehre, von Ihrer Majestät in Audienz empfangen zu werden. Die Kaiserin hatte sie öfter bei sich gesehen, was jedesmal eine hohe Freude für die Gräfin war, liebte sie doch die Kaiserin innig und aufrichtig. Diesmal hatte es die besondere Bewandtnis, daß sie so sehr gern der

hohen Frau ihre untertänigen Segenswünsche persönlich aussprechen und ihr bei dieser Gelegenheit ein Andenken überreichen wollte, von dem sie glaubte, daß es einigen Wert für Ihre Majestät haben möchte. Es war die kleine, kostbare, mit Brillanten geschmückte Uhr, die der Fürst Noer von seiner Großmutter, der Königin Karoline Mathilde von Dänemark, geerbt und seiner zweiten Gemahlin zur Hochzeit geschenkt hatte. Es war der Gräfin Waldersee eine große Freude, der Kaiserin diese Aufmerksamkeit persönlich erweisen zu dürfen, die auch in Gnaden angenommen wurde.

Kurz nach der Heimkehr der Gräfin besuchten die Majestäten Hannover, und die Kaiserin hatte schon in Berlin dieselbe freundlichst zu einer Audienz befohlen. Es war das letztemal, daß sie ihre geliebte Kaiserin sah. Der Kaiser begrüßte, an der Spitze seines Ulanen-Regiments am Hause vorbeireitend, die Gräfin noch einmal im nächsten Jahre, wenige Tage vor ihrer letzten Erkrankung.

Im Monat Juli folgte ein stiller Aufenthalt zur Kur in Schierke im Harz, von wo sie Ende des Monats auf einige Tage nach Blankenburg im Harz kam. Sie war scheinbar wieder ganz in ihrer alten Frische und Kraft und ließ es sich nicht nehmen, bei den verschiedenen Ausfahrten nach dem Regenstein oder nach dem Ziegenkopf jedes Burgverließ zu ergründen, jeden Turm zu besteigen, jede Aussicht zu genießen, viel unternehmungslustiger als die andern und viel leistungsfähiger. Im Schloß, das sie mit großem Interesse besichtigte, ließ sie sich von dem alten Kastellan die Räume zeigen, in denen ihr Mann als Prinz Albrechts Jagdgast vor Jahren logiert hatte, und nahm teil an der Freude des alten Mannes, daß es nun wieder eine Herzogin von Braunschweig gebe, was seit dem Tode der Mutter des letzten Herzogs, der unverheiratet gestorben war, nicht der Fall gewesen war.

Von Blankenburg reiste die Gräfin nach Eisenach, wo sie mit gleichem lebhaftem Interesse die von ihr so sehr geliebte Wartburg besichtigte. Dann schloß sich ein längst geplanter Besuch bei ihrem Neffen Gustav in Straßburg an, worauf dann ein schöner, langer Aufenthalt in ihrem lieben Lautenbach folgte, der letzte in ihrem Leben!

Dort war es zu Ende mit ihrer Frische. Sie mußte viel liegen

und sich manches versagen, was ihr sonst große Freude bereitet hatte, genoß aber stille, schöne Stunden mit ihrer geliebten Schwester Josephine.

Auf der Gräfin besonderen Wunsch fanden hier auch in diesem Jahr, trotzdem sie so leidend war, die Bibelbesprechungen wieder statt, wie gewöhnlich auf der Veranda. Da lag sie dann in ihrem Liegestuhl, die Hände gefaltet, mit verklärtem Blick in die Ferne schauend und lauschend auf alles, was gesprochen wurde. Wenn sie sich auch nicht mehr wie früher persönlich beteiligen konnte, so wollte sie doch wenigstens dabei sein. Die stille Anbetung, die in ihren Zügen sich ausprägte, brachte ein Gefühl der Weihe in diese kleine Gemeinschaft.

Bei ihrer Rückkehr im Herbst legte sie ihr Amt als Vorsitzende des Damen-Komitees des Christlichen Vereins Junger Männer in Hannover nieder und gab alle ihre Ämter und Aufgaben ab, denen sie in den verschiedenen christlichen Liebeswerken in Hannover so viele Jahre sich treulich gewidmet hatte, um sich ganz auf die Arbeit im eigenen Hause konzentrieren zu können, da sie doch fühlte, daß ihre Kräfte mehr und mehr abnahmen.

Im Hause aber war sie diesen letzten Winter noch in reger Tätigkeit wie immer. Nach Weihnachten wurden, wie in jedem Jahr, die vielen gedruckten Neujahrswünsche an alle ihre Freunde versandt, eine große Arbeit, die aber so viel Freude gemacht hat. Diese Karten begleiteten viele der Empfänger wie ein Segensgruß durch das ganze Jahr hindurch und waren eine tägliche Mahnung daran, für die teure Geberin zu beten. Diese letzte trug die Jahreslosung: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt!“ Das Kreuz, von Edelweiß umflossen, am Fuß der wunderschönen Alpenwelt, die sich in schneeiger Weiße darüber erhebt, und die lieben, freundlichen Grüße und Segenswünsche von Marie Waldersee-Hannover für das Jahr 1914 war gewiß für viele der letzte Gruß von ihr!

Nach dem Winter, der sie früher ermüdete, als es sonst der Fall gewesen, suchte sie, wie in den letzten Jahren schon, vor der weiteren Sommerreise eine kurze Erholung in Ballenstedt am Harz. Hausbesuch wurde diesen Frühling möglichst vermieden, da alles Reden sie sehr ermüdete.

Es war auffallend, wie oft sie, gerade besonders in diesem

Winter, in stillen Abendstunden immer wieder das Gespräch auf die Ewigkeit lenkte. Die Abschiedsreden des Herrn, Ev. Joh. 13—17 und Offbg. 21—22, konnte sie nie genug hören und Fragen, das Wiedersehen mit den lieben Vorangegangenen und das Leben in der Herrlichkeit betreffend, beschäftigten sie sehr. Aber nach manchem Hin- und Herreden kam sie doch immer wieder zu dem Schluß: Ach die Hauptsache bleibt doch, wir werden Ihn sehen, den geliebten Heiland, und keine Sünde, keine Erdennot wird dort Eingang finden.

Am 19. Mai bekam sie die sie tief erschütternde Kunde von dem Tode ihrer Neverstorffer Nichte Gräfin Lucie Waldersee*), die von ihrer Tochter Anka gepflegt, in München, wo sie zu einer Kur weilte, einem langjährigen Leiden erlegen war. Die Tante eilte nach Neverstorff, um der tieftraurigen Beisetzung beizuwohnen und dem schwer heimgesuchten Gatten und den der Mutter beraubten Kindern einen Trost zu bringen.

Es war ihr sehr schmerzlich gewesen, im April der Einsegnung ihres Großneffen Alfred nicht beizuwohnen zu können, da ihre Kräfte versagt hatten, ebenso wenig, wie an der Hochzeit ihrer Großnichte Maria teilzunehmen. Bei der Beisetzung in Neverstorff sagte sie tief nachdenklich zu einer der Großnichten: „Wer mag nun der Nächste sein?“ Ganz erfüllt von den schmerzlichen Eindrücken dieses ihres letzten, kurzen Aufenthalts in Neverstorff war sie noch einmal nach Berlin gekommen. Ihre Gedanken waren hier ganz mit der Ewigkeit erfüllt, sie sprach nur vom Heimgang der Nichte und von der ersten Begräbnisfeier auf dem Stoeß.

Wie immer bekam bei der Abreise jeder Bedienstete im Hospiz sein Traktat. Dann galt es Abschied nehmen, zum letztenmal!

Der Schnellzug setzte sich in Bewegung, schneller und schneller, bis er ent schwand. Es war, als entführte die eilende Zeit sie in die Unsichtbarkeit hinein.

Nach ihrem letzten Besuch in Berlin erlebte die Gräfin in Hannover noch einmal die Gemeinschafts-Konferenz vom 8. bis 12. Juni, deren Thema diesmal war: „Mehr Frucht!“ So viel es ihre Kraft erlaubte, nahm sie noch regen Anteil daran. — Darnach legte sie sich noch einmal die Unbequemlichkeit einer

*) Gräfin Lucy Waldersee geb. Gräfin Holstein.

Reise nach Altona auf, um einer Liebespflicht zu genügen. Eine Fahrt in regnerischem Wetter im offenen Wagen trug ihr eine leichte Erkältung ein. Trotzdem machte sie bei der Heimkehr Pläne, baldmöglichst abzureisen. Sie wollte nach kurzem Aufenthalt in Strassburg in ihre geliebten Schweizer Berge reisen, die sie seit ein paar Jahren nicht gesehen hatte und auf die sie sich so sehr freute.

In ihrer kurzen Krankheit beschäftigte sie sich in Gedanken öfters mit diesen Bergen. Es war wie ein lehtes Aufblicken über die schneebedeckten Alpenfirnen hinweg weiter hinauf zu den ewigen Höhen, zu denen ihre Seele im Begriff stand, ihren Flug zu nehmen!

Unter Lilien jener Freuden
Sollst du weiden,
Seele, schwinge dich empor!
Wie ein Adler fleug behende!
Jesu Hände
Öffnen schon das Perlethor!



Das Sterbehaus des Grafen und der Gräfin Alfred Waldersee.



XXIV.

Zur Herrlichkeit!

1914.

Ewigkeit, in die Zeit
Leuchte hell hinein,
Daß uns werde klein das Kleine
Und das Große groß erscheine,
Selige Ewigkeit!

Herrlich, herrlich wird es einmal sein,
Wenn ich zieh, von Sünde frei und rein
In das gelobte Kanaan ein.
Jesu, sieh her, ich komm!

Es war am Freitag den 26. Juni 1914. Die Wohnung war schon für die nahe Abreise gerüstet. Im Wohnzimmer saß die Gräfin Marie Waldersee mit ihrem Gast, Gräfin Charlotte Haglingen. Im Nebenraum hatten die beiden Marien eine Zusammenkunft mit den Gruppenmüttern des Jungfrauen-Vereins. Irgend etwas wurde gebraucht, und um die Versammlung nicht zu stören, wollte man durch das China-Zimmer den Ausgang nach der Treppe erreichen. In diesem verdunkelten Zimmer lagen schon die Teppiche zusammengerollt. Die Gräfin Marie wollte warnend hinter ihrem Gast hereilen, damit diese der Teppiche gedächte. Dabei stolperte sie selbst und fiel, so daß ihr ganzer Körper erschüttert wurde. Sie war schon einmal im Lauf des Winters in ihrem Salon ausgeglitten und hatte sich damals sehr schmerzhaft gestoßen. Ihr Kopf war diesmal, wohl auch durch den Schreck, recht angegriffen, doch war, nachdem dieser überwunden, die Nacht gut. Doch hörte man die Gräfin hin und wieder husten. Sonnabend früh gab sie der ängstlich besorgten Maria Wiehe die Beruhigung: „Der Herr ist so freundlich. Ich bin so dankbar, daß der Fall so glücklich vorübergegangen ist.“ Sie dankten Gott gemeinsam dafür. Das war gegen 8 Uhr morgens. Ihr Frühstück mundete ihr sehr gut und es schien, als ob der Fall überwunden sei. Da

stellte sich aber gegen 10 Uhr vormittags ein starker Schüttelfrost ein, der stundenlang anhielt. Die liebe Kranke wurde wieder ins Bett gebracht, doch konnte sie lange nicht warm werden, bis gegen 1 Uhr heftiges Fieber (39 Grad) einsetzte, das auch während der folgenden Tage sich wenig verringerte, oft aber noch steigerte. Der Husten, der noch von der Erkältung zurückgeblieben war, den sie aber bisher nicht viel geachtet hatte, quälte sie nun sehr.

Am Sonntag den 28. Juni konstatierte der Arzt eine Rippenfellentzündung, zu der am Montag schon eine ausgebreitete Entzündung der rechten Lunge hinzutrat, die zuerst heftige Schmerzen in Brust und Rücken verursachte. Später hat der Arzt angedeutet, daß vielleicht die Verkalkung der Blutgefäße so weit vorgeschritten war, daß bei dem Fall ein Partikelchen der Arterien in die Luftwege eingedrungen sei, wodurch die Entzündung entstand. Ob die Krankheit eine Folge der Erkältung oder der Erschütterung war, das gilt gleich. Jedenfalls war es Gottes Stunde für unsere geliebte Vollendete, die Stunde, in der Er zu ihr sprach: „Komm wieder, Menschenkind!“ — Und daß dies genau in der Zeit geschah, als draußen am politischen Himmel sich die Gewitterwolken zusammenballten, die zu der furchtbarsten Entladung führen sollten, die die Weltgeschichte gekannt hat, daß sie gerade vorher abgerufen wurde, so daß selbst die Kunde von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers am 28. Juni nicht mehr in ihr stilles Krankenzimmer hineindrang, das gemahnt an das Verheißungswort des HErrn: „Gehe hin, Mein Volk, in deine Kammer und schließ die Thür nach dir zu. Verbirg dich einen kleinen Augenblick, bis der Zorn vorüber gehe“. (Jes. 26, 20.) „Denn die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück, und die richtig vor sich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern!“ (Jes. 57, 1. 2.)

Sie war solch ein Kind des Friedens! Wie dürfen wir dem HErrn danken, den sie so liebte, daß Er ihr in Gnaden das Grausen dieses Weltbrandes erspart hat!

Die lieben Pflegerinnen haben gleich nach dem Ende und auch während der Krankheit Aufzeichnungen gemacht, die hier wörtlich wiedergegeben werden:

„Es war rührend, wie Frau Gräfin ihre Schmerzen zu ver-

bergen suchte, damit wir uns nicht sorgten. Fragte man sie, wie es ihr gehe, dann sagte sie wohl: „pretty comfortable“ (ganz leidlich) oder nach der Frage, ob sie arge Schmerzen habe: „Nicht sehr viele!“ Der Hausarzt und der hinzugezogene Professor R. sahen ihre Krankheit von Anfang an sehr ernst an, hatten aber, wie es schien, immer noch Hoffnung. Es geschah, was geschehen konnte. Aber wir erkannten bald, daß der Herr Sein Kind heimholen wollte. Schon vor Jahren hatte ich *) Frau Gräfin das Versprechen geben müssen, ihr, wenn es meiner Meinung nach mit ihr dem Ende zuinge, klar zu sagen, wie es um sie stünde; sie haßte alle Täuschungen bei Kranken über ihren Zustand. Als sie mich nun Dienstag früh fragte: „Was meinst du, bin ich sehr krank, steht es ernst mir?“ antwortete ich: „Ich glaube, der Heiland wird Sein Kind bald heimholen,“ worauf sie sagte: „Heimgehen? Ich darf vielleicht heimgehen? O, Ihn sehen?“ Dann auf meine Frage: „Nicht wahr, Erzellenz würden doch gern zu Jesus gehen?“ antwortete sie: „O, mit Wonne, mit Wonne! Aber, wenn Er will, auch hier bleiben, für Ihn, für Ihn!“ Dienstag abend trat eine Herzschwäche ein, die uns besorgt machte.

„Darnach wurde den Verwandten der Gräfin zum erstenmal durch Gräfin Haglingen, die in diesen Tagen der schweren Sorge den beiden Marien eine treue Stütze war, sowie an den folgenden Tagen über die schweren Erkrankungserscheinungen treulichst berichtet.“

Eine Nachricht, die infolge dessen durch den Neffen, Grafen Georg, an die Oberhofmeisterin der Kaiserin, Frau Gräfin von Broddorff, gesandt wurde, erreichte diese verspätet, da sie sich in Sils im Engadin aufhielt. Die Kaiserin bedauerte, erst so spät von der Erkrankung gehört zu haben, daß sie wohl kein Wort der Teilnahme mehr aus Wilhelmshöhe hatte schicken können. Am Abend vor dem Heimgang fragte Ihre Majestät telephonisch an, wie das Befinden sei, und erhielt ausführlichen Bescheid.

**) „In der auf den Dienstag folgenden Nacht setzten schwere Fieberphantasien ein, in denen sich Frau Gräfin fortgesetzt mit der Arbeit für den Herrn beschäftigte, und in denen offenbar

*) Maria Wiehe.

**) Fortsetzung der Aufzeichnungen.

wurde, wie ihr ganzes Herz nur auf das Eine gerichtet war, was not ist.

In diesen Phantasien beschäftigten sich ihre Gedanken mit einer Dame, mit der sie noch kurz vor ihrer Erkrankung ein ernstes Gespräch gehabt hatte, und sie riet ihr dringend, Lukas 15 zu lesen, das wiederholte sie immer wieder. Auch schien sie einmal im Geist in einer Sitzung des Damenkomitees des Christlichen Vereins Junger Männer zu sein (diesem wichtigen Werk, dem sie sowohl in Berlin als in Hannover so lange als Vorsitzende des Damenkomitees gedient hatte). Auf meine Bitte, doch nun zu schlafen, sagte Frau Gräfin:

„Du sagst immer schlafen, schlafen. Ich muß aber hier noch einmal ein Wort sagen! — Zuerst wollen wir aber das Herrlichkeitslied singen!“

Leise sagte ich ihr, am Bett kniend, den ersten Vers vor. Frau Gräfin unterbrach mich und fragte:

„Ob sie es wohl verstehen? — es schadet nichts, wir wollen weiterfangen!“

Und so sagte ich ihr noch den dritten Vers. Da sagte sie: „Ja, herrlich, herrlich!“

Dann redete sie die Damen an mit so besonders klarer, erhobener Stimme:

„Meine Damen — (immer kleine Pausen) es ist so wichtig — daß die Junge Männer-Vereins-Arbeit — weiter gehe unter dem Segen Gottes, daß — die jungen Männer es alle persönlich erfahren — und wissen, daß der Herr Jesus — — (dann schloß sie einen Augenblick die Augen) — aller Glaube, der nicht aufgebaut ist auf das Kreuz Christi, ist nichts, — Jesus, der sich selbst geheiligt hat, für uns! — Wer überwindet, der soll es alles ererben!“

Alles dies folgte in kurzen, abgerissenen Sätzen, die zeigten, wie ihre Seele nur mit dem Einen beschäftigt war. Ein andermal glaubte sie sich im Gespräch mit dem Bürgermeister, dem sie dringend ans Herz legte, Arbeiterwohnungen zu bauen:

„Lieber Arbeiterwohnungen als Denkmäler!“ (Sie hatte sich in letzter Zeit für die Entwürfe interessiert, die ihr darstellen sollten, wie das Denkmal geartet sein würde, das ihrem Gatten errichtet werden sollte — es scheint, daß der Gedanke daran in ihre letzten Phantasien hinein ragte!) Dann betete sie für die

Obrigkeit der Stadt um Weisheit und für die ganze Stadt um den Segen Gottes mit erhobenen Händen und schloß mit den Worten: „Doch alles, Herr, zu Deiner Ehre!“

An einem Morgen, es war wohl der Mittwoch, sagte sie mit hochrothem, freudig erregtem Gesicht:

„Es muß jetzt alles in Ordnung gebracht werden. Der Sessel muß heraufgebracht werden, auf dem er immer gegessen hat. Heut will mich mein Kaiser besuchen!“

Es mußte ihr verständlich gemacht werden, daß es ein Irrtum sei, — traurig fragte sie:

„Hat er dir gesagt, daß er nicht kommen würde?“ Auf die Versicherung, Majestät habe sich nicht angemeldet, schüttelte sie betrübt den Kopf:

„Ich wollte ihm so gern noch etwas sagen!“

Aber dann beruhigte sie sich und schlief etwas ein.

Als Frau Gräfin noch gesund war, hatte sie mir oft gesagt: „Wenn es einmal mit mir zum Ende geht, dann mußt du mir meine Lieblingslieder von der Herrlichkeit singen, der Herr wird dir die Kraft dazu geben.“ Nun war es unsagbar schwer, ihrem Wunsch nachzukommen, aber der Herr half. Aufmerksam lauschend, mit strahlendem Angesicht, lag sie da und leise sagte sie: „Schön, schön!“ wenn wir sangen: „Laßt mich gehen“ oder das ihr so besonders liebe englische Lied: „saved by grace“.

Donnerstag früh kam ihre Schwester, Freifrau von Wächter, aus Lautenbach an. Der Donnerstag brachte aber wenig klare Augenblicke, die Höhe des Fiebers stieg und das Leiden nahm unter der Gluthitze draußen zu. So durfte die Schwester nur vorsichtig verborgen an ihrem Bett sitzen, ungesehen von ihr, sie beobachten, weil der Arzt auch freudige Erregung vermeiden wollte, solange noch Hoffnung war.

Aber Freitag früh hatten die Schwestern ein sehr schönes Wiedersehen bei voller Klarheit des Geistes und blieben diesen und den folgenden Tag zusammen, bis der Herr Sein Kind heimholte.

Die Fieberphantasien kehrten zuweilen wieder. Aber die Worte und Sätze, die sie nun, ohne Zusammenhang, aussprach und die hier wiedergegeben sind, waren bei klarem Bewußtsein gesprochen und gaben Zeugnis, in welcher näher Verbindung sie mit ihrem Heiland stand. Frau Gräfin sagte einmal:

„Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege nicht Meine Wege!“

Dann dachte sie wohl an die Reise nach Wengen in der Schweiz, die am 2. Juli hätte angetreten werden sollen; nun war der Reisetag gekommen, aber sie sollte eine andere Reise antreten:

„O die Schneeberge, — wie schön, wie schön!“ — „Er ist der große Halleluja-Fürst!“ — „Wer überwindet, soll vom Holz genießen im Paradiese Gottes!“ — „Bald, bald ist's überwunden, dann kein Leid, kein Schmerz, keine Sorge mehr!“ — „Die tiefe Quelle, die in Jesus ist!“ — „Weißt du, mir ist, als ob mein ganzes Herz voll wäre, voll von Jesus!“ — „Jetzt geht es bald heim! Ach ja, heim, ach, wie schön, wunderbar, ja wunderbar, — wunderbare Wege meines Gottes!“ — „Sonnenabend, — da ist die Krisis, — da werde ich gesund!“

Dann beschäftigte sie sich damit, ob eine alte Nähterin, die am Tage ihrer eigenen Erkrankung gestorben war, auch selig hingegangen sei. Dann wieder: „Nächste Woche hoffe ich zu verreisen, wenn der liebe Heiland will!“ Und da trat sie auch ihre letzte Reise nach Neverstorff an im Sarge.

Herr Graf Korff war am Mittwoch nachmittag bei ihr gewesen, um über ihr zu beten. Dann noch einmal kurz vor ihrem Tode. Nachdem er Mittwoch fortgegangen war, sagte sie: „Der liebe Graf, er hat mich so gestärkt und erfreut, er hat mir die Hand aufgelegt und mich gesegnet und gesagt: wir haben einen wunderbaren Gott!“ „Ja, wunderbar, — alles ist Herrlichkeit beim König!“ „Das ganze Leben, — voll von Jesus!“

Wenn sie merkte, daß an jemand geschrieben wurde, was in den ersten Tagen in ihrem Zimmer geschah, sagte sie wohl: „Alle grüßen!“

Aber sie wollte keinen von den Verwandten da haben und hat dringlich, niemand zu rufen. Auch freudige Erregung könne ihr schaden, sagte der Arzt, und sie selbst wollte so gern ohne Ablenkung von außen in voller innerer Stille bleiben.

Am Freitag abend, als wir beide an ihrem Bett kniend ihr ganz leise kurze Bibelworte sagten, die von der Herrlichkeit handelten, die Jesus den Seinen bereitet hat, oder leise sangen, da sagte Frau Gräfin zu uns: „Ihr beiden Lieben bleibt hier

vereint in einem Geist, nicht wahr, und alles nur zur Ehre des HErrn!“

Einmal sagte sie: „Danken, danken, vergiß nur nie zu danken.“ — Ein andermal: „Also, es geht jetzt heim, und ich habe so wenig für meinen HErrn getan.“ Auf die Entgegnung, daß ja ihr ganzes Leben Ihm geweiht war, sagte Frau Gräfin: „Ich denke, — wenig getan für Ihn!“

Freitag abend spät hob sie ihre Hände in die Höhe und sagte leuchtenden Auges:

„Die Herrlichkeit des HErrn gehet auf über mir!“ „Es ist Gnade, — alles, alles Gnade! Überwunden durch des Lammes Blut, — überwunden!“

Der Name Jesus kam noch oft auf ihre Lippen. In der letzten Nacht, als wir betend an ihrem Bett knieten, segnete sie uns und sagte: „Der HErr segne dich und stärke dich, mein liebes Kind, und gebe dir den Geist der Weisheit und der Kraft und der Liebe!“ Und zu Schwester Maria: „Der HErr segne dich und fülle dich mit Seinem Geist!“ Uns beiden legte sie dabei mit Mühe die Hand aufs Haupt.

Die Beschwerden waren groß in dieser Nacht und nahmen immer zu. Aber auf die Frage, ob sie sehr leide, antwortete Frau Gräfin: „Peace, perfect peace!“ (Friede, völliger Friede!) Das war wohl eins ihrer letzten Worte, — sie verstand bis zuletzt alles, konnte aber Sonnabend nicht mehr sprechen. Sie versuchte noch die Hände zu falten, wenn wir beteten, aber sie konnte sie nicht mehr zusammenbringen. Auch das Schlucken wurde ihr sehr schwer, dadurch daß die Zunge ganz braun gebrannt von der Fieberhitze, wurde es fast unmöglich. Nur ein wenig Eis vorn im Munde erleichterte ihr noch die letzten Qualen. Sobald man aber den Namen „Jesus“ nannte, den wir ihr bis zuletzt immer wieder sagten, ging ein seliges Lächeln über ihr Gesicht. So lag sie stundenlang mit geschlossenen Augen, ganz still, aber schwer atmend. Kurz vor 5 Uhr, Sonnabend den 4. Juli nachmittags, schlug sie die Augen noch einmal auf, die immer größer wurden. Ein Ausdruck großer, freudiger Überraschung lag in ihren Zügen ausgeprägt, — die Finger bewegten sich leise, ebenso die Lippen, — sie tat wohl einen Blick in die Herrlichkeit. Dann schlossen die Augen sich

wieder, über das Gesicht ging es wie ein Leuchten, — sie atmete noch ein- oder zweimal, ganz leise — und war eingegangen in die Herrlichkeit, um Jesus zu schauen, dem ihr ganzes Herz hier schon gehört hatte!“ — —

Herr Pastor Weniger hielt am offenen Sarg Sonntag abend für die Familienangehörigen (die sich allmählich immer vollzähliger zu sammeln angefangen hatten — der Nefse, Graf Georg, war 10 Minuten vor ihrem Heimgang eingetroffen —), für die Hausgenossen und die nächsten Freunde eine kleine Trauerfeier. Er sprach über Offb. 7, 9—17 und rühmte den HErrn, der sich an Seinem Kinde verherrlicht hatte. Er selbst war tief bewegt dabei.

Montag sprach mittags Graf Korff ein kurzes, ergreifendes Wort über Ebr. 13, 7 und 1. Kor. 11, 1 zu den versammelten Frauen aus der Mütterstunde, den Mitgliedern des Jungfrauen-Vereins und zu den Kindern der Strickschule, — sie gingen nachher einzeln am offenen Sarg vorbei, um Abschied zu nehmen. Den ganzen Tag durfte, wer da wollte, kommen, und leise gingen sie hindurch, einer nach dem andern, alle die Armen, denen sie ihr Herz und Haus geöffnet, alle die Reichen, denen sie den Reichtum Gottes und des Heilands vorgelebt hatte. Und immer saß die trauernde Schwester so nahe wie möglich am offenen Sarge und schaute und schaute hinein in das liebe, stille, verklärte Gesicht, das sie erst in der Herrlichkeit wiedersehen würde, bis der Sarg spät abends geschlossen wurde im Beisein derer, die sie lieb hatten.

Bei der offiziellen Feier am Dienstag sprach noch einmal P. Weniger über das Wort Joh. 11, 28: „Maria, der Meister ist da, und ruft dich!“ Er hatte sie gerufen in der Jugend mit Röm. 5, 20 b durch die ihr mächtig gewordene Gnade, — Er hat sie geheiligt nach der Verheißung 1. Thess. 5, 23 (ihrem Konfirmationspruch), — Er hat sie nun mit Jes. 60, 1 b gerufen zur Herrlichkeit, und nun ist ihr Leben für jeden, der Zeuge davon war, ein Ruf zu Jesus! —

Unter strömendem Regen wurde der Sarg mit den geliebten Überresten zum Bahnhof überführt, ein wolkenbruchartiger Regen, wie an allen wichtigen Tagen ihres Lebens.

Die Fahrt über Altona nach Lütjenburg vollzog sich fast genau wie bei der Beisetzung ihres Gemahls — nur sie war nicht mehr dabei, wie damals! —

Auf dem Bahnhof in Lütjenburg wurde der Sarg von ihrem Neffen Graf Franz Waldersee und dem Großneffen Georg in Empfang genommen, und die Fahrt ging hinauf unter den feierlichen Klängen eines Musikchors nach Stoeß. Bei der Beisetzung in dem von der Gräfin erbauten Mausoleum am Mittwoch den 8. Juli, mittags 1 Uhr, klärte sich der Himmel auf. Professor Weinreich aus Preetz sprach hier über das Wort: „Der Herr, dein Gott, ist bei dir, ein starker Heiland“, und Propst Möding aus Lütjenburg hielt das Schlußgebet, — alles wie bei der Beisetzung vor 10 Jahren.

Auf ihren Wunsch steht auf der Gedenktafel am Mausoleum mit ihrem Namen das Wort: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“

Unter vielen Beileidsbezeugungen schrieb ihre Nichte, Gräfin Augusta Bernstorff:

„Nun gehört auch die geliebte Tante zu der oberen Gemeinde, nach der wir, die noch hier unten wallen, uns ausstrecken, in die wir nun schon so viele unserer Lieben haben eingehen sehen! Die ältere Generation verschwindet allmählich, und nun kommen wir an die Reihe, und wie viele Mahnungen treten an uns heran, uns zu bereiten.“

Von all den Briefen und Telegrammen, welche die bekamen, die ihr im Leben nahe gestanden hatten, kann hier nur eins oder das andere hervorgehoben werden.

Außer den persönlichen Beileidstelegrammen der Majestäten an den ältesten Neffen, den General Graf Waldersee, deren Wortlaut nicht für weitere Kreise preisgegeben werden sollte, schrieben die Damen der Kaiserin, die Palastdame Fräulein von G. und Ihre Erzellenz Frau Gräfin von B., im persönlichen Beileidschreiben an eine der Nichten:

„Der Tod der lieben Gräfin hat Ihre Majestät wirklich sehr bewegt!“ — „Ihre Majestät stand ihr nah, wie wird sie sie betrauern! Aber man darf nicht trauern, wie sonst wohl, weil der lieben Gräfin Sehnsucht so nach dem Himmel stand, und wir das sichere Gefühl haben, daß sie schaut, wie sie geglaubt hat und bei ihrem Heiland wohl geborgen ist. — Aber

wie vielen wird sie fehlen, ganz abgesehen von der Familie. Wir werden ihr Andenken wahren!“

Unter den zahlreichen Blumenspenden, die den Sarg bedeckten und die Wege umsäumten, die zum stillen Begräbnisplatz führten, fanden sich auch Kränze, die von den Majestäten gesandt waren. — Hoch und niedrig, arm und reich, alle, die sie gekannt und geliebt hatten, wollten ihr gern den letzten Dank darbringen, aber höher als irdische Ordensauszeichnungen, die ihr im Leben zu teil geworden, oder Ehre und Anerkennung der Menschen, — höher als die Liebe, die sie im Leben von so vielen geerntet hatte, — höher auch als das Wiedersehen mit ihren Liebsten im Jenseits, wertete sie das, was ihr Heiland ihr geworden, und was Er ihr sein würde in Ewigkeit.

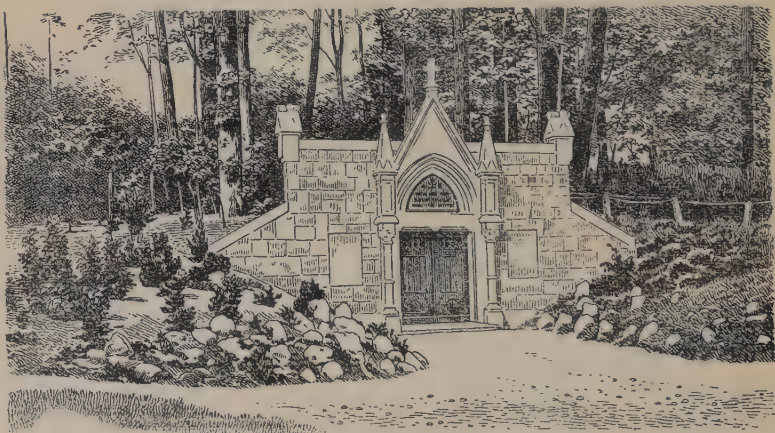
Als am Morgen nach der Beisetzung ihre Lieben noch einmal zusammen im Mausoleum versammelt waren, da standen sie lange in der Tür und schauten tränenden Auges hinein in die lichte, kleine Halle. Nicht ein unter der Erde ins Dunkel hineingebautes, schaurig kaltes Grabgewölbe ist es, — es ist eine kleine Kapelle, die sich an den Berg anlehnt. Vorn die schwere, eichene Tür, die man gegen die Unbill der Witterung schließen kann, stand weit offen, auch die durchbrochene Eisengittertür war nicht geschlossen, — doch auch wenn sie geschlossen ist, läßt sie das volle Sonnenlicht hereinfluten. Da stehen die beiden Säрге der treuen Ehegatten, die 30 Jahre gemeinsam der Heimat entgegen gepilgert sind, unter den segnend ausgebreiteten Händen des Erlösers, der sich zu ihnen herabneigend zu sprechen scheint: „Für euch!“ Und über der Tür das Wort des Heilands: „Ich bin die Auferstehung und das Leben!“

Wenn von der Erde Leid, Arbeit und Pein
Ich in die gold'nen Gassen zieh ein,
Wird doch nur Jesus, und Jesus allein
Grund meiner Freude und Anbetung sein.
Das wird allein — Herrlichkeit sein!
Wenn frei von Weh — Ich Sein Angesicht seh! —
Das wird allein Herrlichkeit sein!

Und wenn man der Tür den Rücken kehrt, dann schaut man hinaus, wie sie es tun würden, wenn sie ihre Häupter erheben würden von den Rissen, auf denen sie ruhen — hinaus auf das sonnendurchflutete blaue Meer. Die alten Eichen zu ihren

Häuptern flüstern leise — die Ostseewogen da unten singen herauf. So ruhen sie — im alten Holsten-Lande, — der Name Holstein und Waldersee eng verknüpft, für ewige Zeiten. Da drüben die Gruft der Grafen von Holstein, da neben ihnen unter dem grünen Rasen ruht die junge Herrin von Neverstorff, — ihr Gatte und ihre Kinder pilgern oft herauf nach Stoeß und weilen an ihrem Grabe. Nicht weit von der Gruft ihrer Eltern wohnt die Schwester der Gräfin Lucie im rosenumrankten Hause, — die Vögel zwitschern, die Blumen blühen! Ein lieblicher Platz! Nein, einsam ist es hier nicht. Es erinnert so gar nichts an den Tod! Es ist, als ob alles ringsum Leben atmet. Und hat Er nicht gesagt: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben!“

Auf Wiedersehen! — Das wird dann Herrlichkeit sein!



Die letzte Ruhestätte des Grafen und der Gräfin Alfred Waldersee.

Nachwort.

Von Klarheit zu Klarheit hat Er sie geführt! Durch die Gnade berufen, errettet, gelöst, gereinigt im Blute des Lammes, zur Heilsgewißheit durchgedrungen, für heiligen Dienst bereitet.

„Wo aber die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden!“ (Röm. 5, 20 b.)

Durch den Gott des Friedens geheiligt durch und durch, „daß euer Geist ganz, samt Seele und Leib müsse bewahret werden unsträflich auf die Zukunft unseres HErrn Jesu Christi. Getreu ist Er, der euch rufet, Er wird's auch tun!“ (1. Thess. 5, 23. 24.)

Durch die Heiligung des Geistes umgestaltet, „daß sie gleich sein sollte dem Ebenbilde Seines Sohnes“ (Röm. 8, 29), zubereitet zu Seiner Herrlichkeit! (1. Petr. 5. 10.)

„Mache dich auf, werde licht, — denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des HErrn gehet auf über dir!“ (Jes. 60, 1.)

THEOLOGY LIBRARY
CLAREMONT, CALIF.

A3364

CT Waldersee, Elisabeth, Gräfin von.
1098 Von Klarheit zu Klarheit! Gräfin Marie
W3 Esther von Waldersee, verwitwet gewesene
W3 Fürstin von Noer geb. Lee, geb. den 3. Oktober
1837, gest. den 4. Juli 1914. Ein Lebensbild
gezeichnet von ihrer Nichte Gräfin Elisabeth
Waldersee. Stuttgart, Deutschen Philadelphia-
Verein, 1915.

37lp. illus., ports. 24cm.

1. Waldersee, Marie Esther Lee Noer, Gräfin
von, 1837-1914. I. Title.

CCSC/mmb

A3364

● A3364

